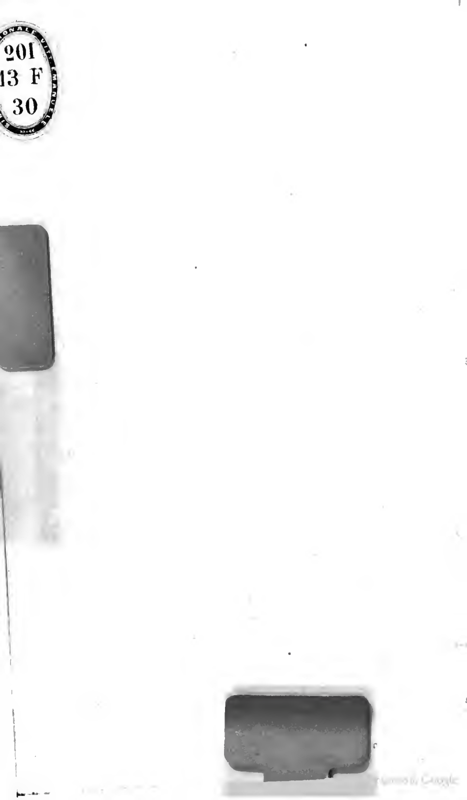


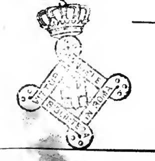




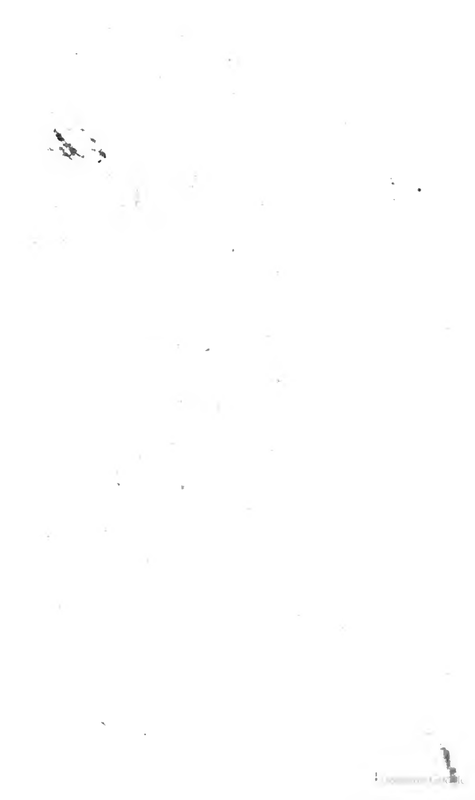
Friedrich Heinrich Jacobi's

Werke.

Sechster und letzter Band.



Leipzig, bei Gerhard Fleischer.
1825.



Vorbericht.

Diesen letzten Band der Werke F. H. Jacobi's eröffnet eine seiner letzten Arbeiten, die Rede, mit welcher die Einsetzung der neugebildeten Akademie der Wissenschaften zu München im Jahre 1807 von ihm gefeiert wurde. Sie ist hier mit den Abänderungen, die er selbst angegeben hat, abgedruckt. Er hatte sie noch mehr abkürzen wollen, ließ es aber, auf die Vorstellung jenes Freundes, dessen er Th. 2. S. 328 gedenkt, bei wenigen Auslassungen bewenden.

Auch das zweite Stück, die Vorrede zu dem überflüssigen Taschenbuche, erscheint hier so, wie es von Jacobi für den neuen Abdruck bereit gehalten war.

Das Schreiben an Schlosser über seine Fortsetzung des platonischen Gastmales hatte er zum Drucke zwar bestimmt, aber, weil es unvollendet war, nicht darein gegeben. Aus der Sammlung seiner

Werke hat man es aber um so weniger geglaubt ausschließen zu dürfen, als es durch den Besitzer einer Abschrift bereits in das Publicum gekommen war. Die Bruchstücke zur Fortsetzung würden reichlicher seyn, wenn nicht Jacobi einem guten Theile derselben eine andere Stelle (in der Beilage C des Buches von den göttlichen Dingen) angewiesen hätte.

Von den **fliegenden Blättern** ist die erste Abtheilung unverändert, wie Jacobi sie in dem Taschenbuche Minerva gegeben hat, abgedruckt. Aus der zweiten und dritten, welche der Unterzeichnete in andere Jahrgänge desselben Taschenbuches hat einrücken lassen, sind nur wenige Sätze hier ausgelassen worden, weil sie aus Briefen genommen waren, die nun in **Jacobi's auserlesenem Briefwechsel** erscheinen. Die vierte Abtheilung umfaßt alles übrige, was nach wiederholtem sorgfältigem Durchforschen der Jacobi'schen Papiere geeignet befunden worden ist, diesen Blättern angereiht zu werden. Zwar enthielten jene Papiere, wie zu erwarten war, viel mehr dieser Art; allein der Herausgeber machte sich zum Gesetz der Auswahl, alles zu übergehen, was mit Stellen in Jacobi's Werken im wesentlichen gleichlautend erschien.

Nun folgen die zwei Aufsätze, mit welchen Jacobi im deutschen Merkur 1773 seine schriftstellerische Thätigkeit begonnen hat. Von der Abhandlung über die thierischen Kunsttriebe sprach er immer mit einer gewissen Zuneigung, und von den Briefen über de Pauw's Untersuchungen hielt er wenigstens den letzten für erhaltenswerth.

Die politische Rhapsodie ließ Jacobi, während seines ersten Aufenthalts zu München 1779, in den baierischen Beiträgen zur Litteratur erscheinen. Die erste Abtheilung ist der Eingang eines Berichts, den er einige Jahre zuvor, in Folge eines ihm ertheilten Auftrages, über die Gewerbsverhältnisse der Herzogthümer Jülich und Berg an das kurpfälzische Ministerium erstattet hatte. In der andern stellte er einen Theil der in Deutschland damals noch wenig bekannten Lehre Adam Smith's dem Aberglauben entgegen, der so viel Geld als möglich in das Land zu ziehen und so wenig Geld als möglich hinausgehen zu lassen für das Höchste achtet. Jacobi hat die Aufnahme dieser Rhapsodie in die Sammlung seiner Werke nur auf die Fürsprache seines Freundes Dohm gestattet, der, als wir sie bei

seinem letzten Besuche im Jahre 1817 lasen, großes Gefallen daran fand.

Die Abhandlung über Recht und Gewalt gegen Wieland ist zwar unvollendet; (Jacobi wurde durch die grobe Verunstaltung, welche sie in einem höchst nachlässigen Abdrucke im deutschen Museum 1781 erlitt, so erzürnt, daß er die Fortsetzung verweigerte;) indessen hat sie ihre Ergänzung durch die Schrift: Etwas das Lessing gesagt hat, erhalten.

Alexis endlich wurde von Jacobi wegen der Bestimmtheit und Deutlichkeit, wodurch er seiner Uebertragung entschiedene, von Hemsterhuis selbst lebhaft anerkannte Vorzüge vor der Urschrift gegeben hatte, als ein eigenes Werk geachtet und war deswegen von ihm selbst zur Aufnahme in diese Sammlung bestimmt.

München, den 4ten September 1824.

Friedrich Roth.

Ueber

gelehrte Gesellschaften,

ihren

Geist und Zweck.

Gelesen

bei der feierlichen Erneuung

der königlichen Akademie der Wissenschaften zu

München 1807.

E pur si move!

Galilei.



Die ältesten der in Europa berühmt gewordenen Akademien sind aus freiwilligen Verbindungen wissenschaftlicher Männer, die eine gleiche Begierde nach Erkenntnissen gegenseitig anzog, entstanden. Wachsthum der Wissenschaft, dessen Beförderung durch gegenseitige Hülfleistung, durch Gesamtfleiß und freundschaftlichen Wetteifer, war der Zweck ihres Bundes.

Einem solchen reinen und kräftigen Ursprunge mußte der Erfolg zusagen. Er übertraf jede Erwartung; wurde ruchtbar; warf einen überraschenden Glanz weit in die Ferne.

Dieser Glanz reizte und erweckte die Nachahmungssucht. Sie wollte Aehnliches erschaffen; wollte erkünsteln, was sich am wenigsten erkünsteln läßt, den Geist der Nachforschung, zumal der Erfindung; und dabei wohl entrathen jener heiligen Flamme, welche die Gemüther entzündet, daß sie

nach der Erkenntniß des Wahren und nach Tugend, nach Wissenschaft und Weisheit, als nach letzten und höchsten Zwecken, die sich keinem andern Zwecke unterordnen lassen, feurig streben, unablässig ringen. Die Nachahmungssucht hatte andere Zwecke, die ihr die höheren waren, und denen Wissenschaft und Weisheit nur dienlich werden, ihnen einzig zu gefallen leben sollten. — Dieses hieß die Weisheit in Thorheit verwandeln und der Wissenschaft das eigene Leben rauben — sie von ihrer Wurzel trennen wollen, damit sie auf einer fremden beliebige Früchte triebe.

Es erfolgte, was erfolgen mußte. Doch gelang hie und da die Nachahmung noch täuschend genug, und brachte sogar, mitunter, Löbliches zum Vorschein. Nur keinen wahrhaften Baum der Erkenntniß und des Lebens. Was entstand, waren dem chemischen Silber= oder Dianenbaume ähnliche Gewächse, wundersam genug, oft auch lieblich anzuschauen; nur daß inneres Leben gebrach und Fortpflanzungskraft.

Die Baierische Akademie der Wissenschaften, obgleich eine der später entstandenen, ja die jüngste von

allen, darf sich dennoch rühmen, an Reinheit des Ursprunges jenen älteren gleich zu seyn. Sie ward gegründet in der Stille von zwei edlen Männern, den Herren von Linbrun und Lori. Diese faßten den Entschluß, in München eine gelehrte Gesellschaft zu errichten, zu welcher nicht nur in Baiern, sondern auch im ganzen Süddeutschland, die besten Köpfe gezogen werden sollten. Sie waren angetrieben worden zu diesem Entschlusse durch ernsthafte Betrachtungen über den unverhältnißmäßigen Zustand der Wissenschaften, der Künste, der Geisteskultur überhaupt im nördlichen und südlichen Deutschland, und über die Wirkungen der sich hier offenbarenden Verschiedenheit: wie nämlich das Fortrücken der einen, und das Zurückbleiben der anderen sich in dem ganzen gesellschaftlichen Zustande der jene und diese Gegend bewohnenden Völker auffallend abbilde, und mit jedem Tage sichtbarer und fühlbarer werde. Wie diese Verschiedenheit beschaffen war, findet sich im ersten Theil der Geschichte der Baierischen Akademie der Wissenschaften, von Lorenz Westenrieder, Seite 3 bis 9, mit Treue und Wahrheit geschildert.

Der verdienstvolle akademische Geschichtschreiber fügt dieser Schilderung folgende wichtige Bemerkung bei: „Länger konnte und sollte es nicht „mehr so bleiben. Wenn benachbarte Nationen an „nützlichen und bildenden Kenntnissen, an Geschicklichkeiten und Anstalten, welche geistreich, wohlhabend, stark und in der Folge reich an inneren „Hülfsmitteln, und sicher in allen Lagen und Vorfällen machen, mächtig vorrücken, so können andere, welche mit jenen in Verhältnissen stehen, oder „in solche kommen können, nicht zurück bleiben, „ohne aus dem Gleichgewicht zu sinken, und gegen „die Aufnahme des Wohlstandes, welcher sich in „einem wohlgeordneten Staate nothwendig einfinden muß, mit Unehre zu verlieren. Einzelnen Männern Süddeutschlands hatte, was in dem nördlichen vorging, nicht verborgen bleiben können, und „es kam nur darauf an, welches von den Ländern „Süddeutschlands, und welche Männer in diesem, der verewigenden Ehre sich bemächtigen würden, das Beginnen wissenschaftlicher Fortschritte „zuerst zu verkündigen, und ihre Landsleute zur Nachahmung derselben aufzurufen. Diese Ehre gebührt

„hauptsächlich unserm Vaterlande Baiern, und in
„diesem einigen wenigen Männern, welche den schö-
„nen Bestrebungen unserer norddeutschen Brüder
„seit geraumer Zeit mit einer rühmlichen Eifersucht
„zusahen, und aus innerem Triebe sich berufen und
„so zu sagen beauftragt fühlten, etwas Aehnliches
„zu veranlassen."

Die vorhin schon genannten zwei trefflichen Männer, Linbrun und Lori, vertrauten den edlen Wunsch, der ihnen die eigene Brust zu enge machte, einigen Freunden, die ihnen beifielen und sich mit ihnen vereinigten. Am 12ten October 1758 wurde, in der Wohnung des Herrn von Linbrun, die erste Versammlung gehalten.

Das Unternehmen dieser Wenigen, zu den edelsten Zwecken Verbündeten, wurde Anfangs mit der größten Sorgfalt geheim gehalten. Erst nachdem sie in der Stille, und mit der äußersten Behutsamkeit zu Werke gehend, sich Männer im In- und Auslande von entschiedenem Rufe oder großem Ansehen beigesellt hatten, wagten sie es sichtbar zu werden. Sie wußten, welche große Hindernisse sich auch jetzt noch der Erfüllung ihres Wunsches, ihr

Unternehmen in eine öffentliche Anstalt verwandelt zu sehen, in den Weg stellen würden, und überwanden sie durch Klugheit. Sie hüteten sich, ihre höheren Zwecke auszusprechen, und machten nur diejenigen Vortheile einer solchen Stiftung auffallend, welche auch gemeinere Seelen zu ergreifen und zu gewinnen pflegen. „Man enthielt sich (steht wörtlich in der Geschichte der Baierischen Akademie der Wissenschaften) solcher Dinge, bei denen sich Anstände und Schwierigkeiten vorbringen ließen, zu erwähnen, und sprach nur stets von dem Nutzen und dem Ruhm der Sache."

Eine solche Knechtsgestalt hat von jeher das Beste, Höchste und Ehrwürdigste überall annehmen müssen, um sich Eingang zu verschaffen und für etwas in der bürgerlichen Gesellschaft geachtet zu werden. Die Unwissenheit, sagt Fontenelle in seiner unsterblichen Geschichte der Pariser Akademie der Wissenschaften, — behandelt gern als etwas Unnützes, was sie nicht kennt, und rächt sich auf diese Weise. Sie spricht: „Haben wir nicht um unsere Nächte zu erleuchten unseren eigenen Mond; was liegt daran zu wissen, daß der Planet Jupiter solcher

viere hat; wozu so viele Beobachtungen, so viele mühsame Berechnungen, um ihren Lauf genau zu erfahren? Wir werden davon nicht heller sehen; und die Natur, welche diese kleinen Gestirne uns so weit aus den Augen rückte, scheint sie für uns gar nicht gemacht zu haben*) — gleichwohl sind jene vier, dem bloßen Auge unsichtbaren Monde des Jupiters, uns viel nützlicher geworden, als der uns so hell leuchtende eigene. Erst seit unserer Bekanntschaft mit jenen haben Geographie und Schiffahrt sich verbessern, ohne alle Vergleichung vollkommenere Land- und Seekarten entstehen, und vornehmlich durch die Genauigkeit der letztern das Leben unzähliger Seefahrer gerettet werden können. —

Dieses Beispiel von den Trabanten des Jupiters ist nur eines von so vielen, die für den Nutzen astronomischer Arbeiten und zur Rechtfertigung des großen Aufwandes aller Art, welchen diese Wissenschaft erfodert, gemacht werden können. — Die Menge

*) Noch auffallender ist ein anderes ähnliches Beispiel. Eine vornehme Pariserinn begriff vollkommen das Gute des Mondes, weil er unsere Nächte erhellt. Aber wozu, bei hellem Tage, die Sonne am Himmel stünde, konnte sie nicht begreifen.

der Vornehmen und Geringen aber weiß nichts von den Trabanten des Jupiters, erinnert sich ihrer höchstens nur auf eine dunkle und verworrene Weise, kennt noch weniger ihre Verbindung mit der Schifffahrt, ja sie hat wohl kaum ein Gerücht davon vernommen, daß diese seit kurzem sich so sehr vervollkommnet habe."

Fontenelle führt hierauf noch eine Menge Beispiele an, von den Vortheilen, welche der Fleiß weniger den Wissenschaften geweihter Männer allen Classen der menschlichen Gesellschaft zu wege gebracht hat. Man genießt diese wirklich unzähligen Vortheile uneingedenk ihres Ursprungs, uneingedenk des Weges, auf welchem sie zu uns gelangten. Niemand erwägt, wie mancherlei hier zu erfinden nöthig war; und wenige möchten fähig seyn, die Geisteskraft auch nur zu ahnden, welche bei einer jeden dieser Erfindungen, um sie zu beginnen oder zu vollenden, in Anwendung kommen mußte. Es ist aber der Erinnerung werth, daß die unzähligen Verrichtungen, die uns jetzt allgemein mit einer gedankenlosen Fertigkeit von Statten gehen, auf diese Weise nicht geschehen können, wäre der Gedanke, das

angestrengteste Nachsinnen nicht vorausgegangen. Dieses frühere lebendige Wirken offenbaret sich nun verkörpert in dienstbaren Handgriffen, in blos angelernten mechanischen Fertigkeiten, in leblosen Werkzeugen und Maschinen. Mit diesen letzteren verschaffte sich der Geist, erzeugte er sich freithätig, aus geistloser Materie, gefühllose, stumm' und taube Knechte; die vollkommensten, weil sie ganz willenlos sind, und nie weder fehlen noch irren. So verkündigt jede Werkstätte von Handwerkern und Künstlern, dem darauf Achtenden, einen unsichtbar gewordenen Geist, der hier wirkte und hinterließ, und davon ging, nachdem er vollendet hatte; verkündigt ohne Rede, stellt schweigend dar jene ins Unendliche sich vermannigfaltigende Erfindungskraft, welche jedweden, der Bewunderungswürdiges zu fassen weiß, in gedankenvolles Erstaunen setzen muß.

Indessen, wie sehr auch über allen Widerspruch erhaben die so eben aufgestellte Wahrheit seyn mag: daß der mannigfaltige Nutzen, welchen das menschliche Geschlecht aus dem Fortgange der Wissenschaft, auch für das gemeine Leben, gezogen hat, unendlich,

wenigstens unübersehbar sei; so ist doch eben so unläugbar und gewiß daneben, daß die Wissenschaft, bei ihrer Entstehung, und bei ihren Fortschritten, jenen Nutzen nicht unmittelbar vor Augen hatte, sondern einzig und allein sich selbst und ihre Erweiterung. Der Trieb nach Erkenntniß und Einsicht hat das mit dem Triebe zum Vergnügen, zum Wohlseyn, zur Lebenserhaltung gemein, daß er seinen Gegenstand blos um des Gegenstandes willen sucht, als letzten Zweck, nicht als ein Mittel nur zu andern Zwecken; er entspringt unmittelbar aus dem Geiste des Menschen, und ist eine eigenthümliche Kraft und Tugend desselben, ähnlich jener andern heiligen Kraft unseres Geistes, welche diejenigen menschlichen Eigenschaften hervorbringt, die wir vorzugsweise tugendhafte Eigenschaften, und wegen ihrer unmittelbaren Abstammung, selbst Tugenden nennen, wie Tapferkeit, Großmuth, Gerechtigkeit, allgemeines Wohlwollen.

Was das Leben und die Glückseligkeit betrifft, so zweifelt niemand, daß sie um ihrer selbst willen begehrt werden; und wer die Frage aufwürfe: wozu sie gut wären? würde nur Gelächter erregen. Von

der Wissenschaft hingegen und von der Tugend nimmt man fast allgemein an, daß sie außer sich selbst noch eine Ursache, einen Zweck und Nutzen haben müssen, wodurch sie erst begehrungswürdig werden. Um der Willkühr zu dienen, sollen sie willkührlich ausgedacht worden seyn. Daß Tugend und Erkenntniß zu dem Wesen des Menschen gehören; daß sie aus diesem Wesen und mit ihm nothwendig sich entwikkeln, wie die Sprache, ohne welche keine Menschen sind, noch jemals waren; daß, wo Tugend, Erkenntniß, und ihr Anfang, das bedeutende Wort, die verständliche Rede durchaus fehlen würden, zugleich auch alle Menschheit fehlen, und die bloße Thierheit sich darstellen würde: — Dieses wird den gemeinen Seelen, welche nur Bedürfnisse des Körpers, keine des Geistes kennen, nie einleuchten. Diese Ganzirdischen, da sie keines unmittelbaren Triebes außer jenem sich bewußt sind, den der Mensch mit den Thieren gemein hat; des Triebes nämlich zur Lust, zum Vergnügen, zum sinnlichen Lebensgenuß: so steht ihnen, was dieser Trieb bezweckt, auch nothwendig als letzter und höchster Zweck allein und unveränderlich vor Augen. Nur

dasjenige in Ansehung des Menschen scheint ihnen wahrhaft, bewährt und gut, was sich bestätigt findet in dem gründlicheren Thiere, und sich aus ihm nachweisen läßt, als aus einem die unverfälschte reine Wahrheit allein Offenbarenden. Ihnen ist, was darüber ist, vom Uebel. — Dennoch dulden sie die Wissenschaft, und gestehen sogar ein, daß sie Unterstützung von Seiten des Staats, und Aufmunterung verdiene; wenn sie nämlich sich darnach verhalte, und nicht über ihren Stand der Dienstbarkeit, für welchen sie geboren sey, hinaus strebe. Eine andere, die sich selbst Zweck seyn will, und für freigeboren ausgiebt, erkennen sie nicht an; sie verachten diese Thörinn, hassen sie, ihres Stolzes wegen, und verfolgen sie. Keine Geistesanstrengung und Beschäftigung soll gehegt, befördert und belohnt werden, die nicht ihre unmittelbare Nützlichkeit für das gemeine Leben darthun kann. Es soll jede Wissenschaft und schöne Kunst ein ehrliches Handwerk, wo nicht selbst treiben, doch wenigstens treiben helfen, und von dieser Tüchtigkeit zum Handwerk oder zur Handlangerei allen Werth und alle Würde nehmen. Jede soll erklären, welcher Zunft

oder Gewerbschaft sie angehöre, und diese Angehörigkeit auch darzuthun im Stande seyn. Sie behaupten, diejenige Wissenschaft oder Kunst, welche dieses nicht vermöge, müsse, als **brodlose Kunst**, des Landes verwiesen seyn. — **Nicht** zum Nährstande zu gehören, was sonst adelt, soll die Wissenschaft entadeln, und ihr den Schimpfnamen der Müßiggängerei zuziehen.

Diese Grundsätze und Foderungen der gemeinen Denkungsart müssen allen denen als lächerlich und im höchsten Grade ungereimt erscheinen, welche mit der Geschichte der menschlichen Erfindungen einigermaßen bekannt sind, gesetzt auch, sie wären übrigens der gemeinen Denkungsart nicht abgeneigt. Die Geschichte der Erfindungen beweiset, daß die wichtigsten und nützlichsten derselben sich erst hintennach und unvermuthet aus solchen Anstrengungen des Geistes ergeben haben, von denen gerade dieser Gewinn sich auf keine Weise ahnden ließ. — „Da im siebzehnten Jahrhundert die größten Geometer eine neue Curbe, welche sie die Cycloide nannten, zum Gegenstande ihrer Untersuchungen machten, hatten sie dabei kein anderes Interesse als jenes der bloßen

Speculation, und das des Ehrgeizes, Theoreme, eines immer schwerer als das andere, zu entdecken. Keinem dieser Männer fiel es auch nur von weitem ein, daß er sich für das allgemeine Beste anstrenge. Hintennach aber hat es sich gefunden, nachdem die Natur der Cycloide ergründet war, daß man jetzt erst, aus dieser Erkenntniß, den Pendeluhren die möglichste Vollkommenheit geben, und in das Zeitmaß die äußerste Präcision bringen konnte *)."

Es wäre überflüssig, Beispiele dieser Art zu häufen, da es die Natur der Sache mit sich bringt, daß die praktische Anwendung sich der wissenschaftlichen Entdeckung immer nur hat anfügen können. Jede nützliche Erfindung hat sich gleichsam selbst zusammengesetzt aus mehreren Wahrnehmungen, Beobachtungen, Lehrsätzen, welche kein wahrscheinliches Verhältniß zu einander hatten; mehrentheils, der Zeit nach, sehr weit aus einander lagen, und Männern von der verschiedensten Art, Absicht und Geschäftigkeit zugehörten. Der Zusammenfluß meh-

*) Préf. de l'hist. de l'académie Royale de sciences.

rerer Wahrheiten, bemerkt der scharfsinnige Fontenelle, auch der abstraktesten, erzeugt fast immer einen nützlichen Gebrauch, welcher nicht voraus zu sehen war, weil zu der Erzeugung die Vereinigung erfodert wurde. Schon die Alten kannten den Magnet; sie hatten aber blos seine Kraft das Eisen anzuziehen beobachtet. Es bedurfte nur einer einzigen Erfahrung mehr, so entdeckten sie seine Richtung nach den Polen, und der unschätzbare Gewinn des Compasses war in ihrer Hand. Hätten sie einer dem Anschein nach leeren und unnützen Merkwürdigkeit etwas mehr Aufmerksamkeit und Zeit gegönnt, so hätte sich ihnen die versteckte Nützlichkeit offenbart. — Keine menschliche Einbildungskraft war im Stande sich die Erfindung des Tubus und des Microscops vorzusetzen, mit welchen dem Menschen gleichsam ein neues Auge für zwei neue Welten erschaffen wurde; für die erhabene Welt des unermeßlich Großen, und die vielleicht noch wundervollere des unermeßlich Kleinen. Es mußte die Mathematik sich eine Reihe von Jahrhunderten durch mit immer größeren Entdeckungen bereichern, ehe ein Johannes Kepler mit seiner Dioptrik

auftreten und die Erfindung des astronomischen Sehrohrs ans Licht bringen konnte.

Das Resultat aller dieser Betrachtungen ist: Daß die Regierungen, bei der förmlichen Errichtung von gelehrten Gesellschaften, zwar die Vortheile, welche sie dem gemeinen Wesen bringen werden, vor Augen und zur Absicht haben dürfen; aber nie darum die Wissenschaft nur auf Nützlichkeit bedingen und ihr diese allein zum Augenmerk geben sollen. Eine Regierung, welche dieses thäte, würde einen Mangel an Einsicht in die Natur der Wissenschaft verrathen, und das Unmögliche verlangen. Noch mehr würde es der Natur der Wissenschaft widersprechen, wenn man diese irgendwo national oder gar provinzial machen wollte. Oekonomische Gesellschaften solcher Art kann es geben, die sich dann auch jedesmal nach dem materiellen Bedürfnisse, welches zu ihrer Errichtung den Anlaß gab, nennen mögen; Fruchtbringende, Holzsparende, Kohlen- oder Torfauffindende, Mooraustrocknende Gesellschaften. Aber Akademien der Wissenschaften, die blos national, oder provinzial und hauswirthschaftlich wären, kann es nicht geben.

Mit Nichten aber soll hiemit gesagt seyn, daß wissenschaftliche Männer, welche einen besondern Trieb fühlen, sich mit unmittelbar nützlichen Gegenständen zu beschäftigen und ihre wissenschaftlichen Kenntnisse vorzüglich darauf anzuwenden, wie ein Duhamel du Monçeau, ein Daubenton, und ähnliche um die Wissenschaft und ihr Vaterland gleich verdiente Männer, von einer Akademie der Wissenschaften auszuschließen wären, oder daß sie nicht, als Mitglieder derselben, auch Abhandlungen über nationelle und provinzielle Gegenstände einliefern, und der Gesellschaft zur Prüfung vorlegen dürften. Wie viele unschätzbare Abhandlungen dieser Art finden sich nicht in den Jahrbüchern der französischen und anderer Akademien der Wissenschaften. Es müssen aber solche Arbeiten jedesmal den Stempel der Wissenschaft an sich tragen, von ihrem Geiste ausgegangen und davon erfüllt seyn.

Schon Colbert stellte sich, da er vor mehr als hundert Jahren die Pariser Akademie der Wissenschaften gründete, auf jenen höheren Standpunkt, von welchem aus, zugleich mit der unmittelbaren Würde der Wissenschaft, ihr mittelbarer

Werth, ich meine ihre Nutzbarkeit, dem ganzen Umfange nach, erkannt wird, und es würde unrühmlich seyn, jetzt noch einen niedrigern zu wählen. „Dem durchdringenden Geiste Colberts," sagt ein einsichtsvoller neuerer Geschichtschreiber*), „war die „enge Verbindung nicht entgangen, worin die Wis„senschaften mit den Künsten, die schönen Künste „mit den mechanischen stehen; er fühlte die Noth„wendigkeit, die Theorien der Mathematik, der „Astronomie und Physik zu vervollkommnen, um „eine Vervielfältigung der Anwendung ihrer Prin„cipien herbei zu führen. . . . Er hatte eingesehen, „daß der Fortgang der mechanischen Künste die Ent„wickelung des guten Geschmacks voraussetzt, daß „der Geschmack Vorbilder und zu vergleichende Mu„ster fodert. . . Die Akademien der Malerei, der „Bildhauer- Bau- und Tonkunst entstanden, und „gewährten den Meistern der Kunst schmeichelhafte „Belohnungen; den Zöglingen Aufmunterung; allen

*) Tableau des revolutions du Système politique de l'Europe depuis la fin du XV. Siècle par Frédéric Ancillon. T. IV. p. 115 . . . 204 . . .

„Staatsbürgern Belehrung und Beispiele. Das „Schöne hatte seinen Tempel, seinen Gottesdienst, „seine Priester, wie die Wahrheit die ihrigen „hatte. Colberts Administration war weise; er „brauchte den Fortgang und die Verbreitung der „Einsichten nicht zu fürchten. Weit davon entfernt, „Männer von Gelehrsamkeit und Geist zu scheuen, „zog er sie an und versammelte sie um sich, indem „er sie von Nahrungssorgen befreite. Auch die Aus„länder erfuhren seine Gunst, und mehrere von die„sen wurden in ihrem eigenen Lande erst durch die „Auszeichnung bekannt, die ihnen von Frankreich „aus so unerwartet zu Theil wurde."

Obgleich Frankreich zu der Zeit, da die den mathematischen und physikalischen Wissenschaften ausschließend gewidmete Akademie errichtet wurde, schon eine ansehnliche Zahl bedeutender Männer aufzuweisen hatte, welche als Mitglieder dieser Gesellschaft auftreten und ihr ein Ansehn geben konnten; so sparte doch Colbert keine Kosten, um Gelehrte des Auslandes, die im Stande waren, dem neuen Institut mehr Kräfte und Glanz zu ertheilen, nach Paris zu ziehen. Aus Dännemark wurde Römer,



aus Italien Cassini, aus Holland Huyghens gerufen, welche, durch starke Besoldungen angezogen, ihr Vaterland mit Frankreich vertauschten. Andere berühmte Männer aus allen Gegenden des gebildeten Europa wurden bewogen, wenigstens als auswärtige Mitglieder an dem neuen Institute Theil zu nehmen. Noch andere Männer des In- und Auslandes, die in den Fächern der Pariser Akademie der Wissenschaften als Mitarbeiter nicht auftreten konnten, aber sich sonst als Gelehrte Verdienste erworben und einen Namen gemacht hatten, erhielten Jahrgehalte, Auszeichnungen, Geschenke, ohne daß dafür irgend eine Anfoderung an sie gemacht wurde. Man bemerkte durchaus die erhabene Sorge des Ministers, und seines in mancher Absicht wirklich und wahrhaft großgesinnten Königs, eine weise Uneigennützigkeit an den Tag zu legen und sie recht auffallend zu machen. Sie wollten ermuntern und belohnen, und indem sie dieses thaten, erreichten sie auch alle übrigen Zwecke, welchen auf eine andere Art nachzujagen, immer vergeblich seyn wird.

Eine weise und großdenkende Regierung stiftet Akademien, damit entstehe, was allein vermöge

solcher Anstalten entstehen kann. Es soll eine Gesammtkraft werden, die bewirke und hervorbringe, was zerstreute einzelne Kräfte, nähme man jede derselben auch als die möglichst-größte an, nie zu bewirken und hervorzubringen im Stande seyn würden. Zu diesem Ende versammelt sie eine Anzahl gelehrter, einsichtsvoller, kunstverständiger Männer, fügt sie in eine Gesellschaft zusammen, und stattet diese aus mit allen zu ihren verschiedenen Geschäften nöthigen Hülfsmitteln, Vorräthen und Werkzeugen. Durch die Vereinigung der Glieder dieser Gesellschaft an Einem Orte wird die schnellste und mannigfaltigste Mittheilung unter ihnen möglich; und damit diese gegenseitige Mittheilung desto gewisser erfolge, werden regelmäßige Zusammenkünfte angeordnet. Wissenschaften, die sich fremd schienen, erfahren ihre nahe und nähere Verwandschaft, die Einseitigkeit verliert sich, es entsteht Wechselwirkung, gegenseitiger Einfluß, wissenschaftlicher Gemeingeist.

Ist der Sitz einer solchen gelehrten Gesellschaft zugleich der Sitz der Regierung und die Hauptstadt des Landes; so wachsen die Vortheile. Wissenschaftliche und Erfahrungseinsicht theilen sich einan=

der gegenseitig mit, durchdringen sich; das Licht gewinnet an Leben, das Leben an Licht; jeder Gesichtskreis erweitert sich; jede Kraft wird gesteigert.

Selbst die Weltleute im ausnehmenden Verstande — ich meine jene, die es ausschließlich seyn wollen, und sich damit für etwas halten, wo nichts darüber sey, selbst diese werden einzeln mit ergriffen, verändert, durch Unterricht veredelt. Sie fühlen, daß sie von dem Gesetze einer reinen Unwissenheit und eines feierlichen Müßigganges, dessen strenge und emsige Befolgung sie zu der sonderbarsten Gattung von Pedanten macht, etwas nachlassen müssen, indem die vorrechtliche Maxime: je untüchtiger, desto tauglicher, an ihrem eigenen Inhalt stirbt, sobald er einmal deutlich ausgesprochen ist. Möge die Maxime immer so nicht lauten und verstanden seyn wollen, und Beschönigungen und Vorwände suchen; sie macht sich durch alle diese Mühe nur noch verhaßter, und beschleunigt ihren Untergang, in welchen ihre ganze vornehme Verwandschaft unausbleiblich mitgezogen wird.

Zu dieser Verwandschaft gehören zumal folgende Behauptungen:

Die Behauptung — daß lebendige, umfassende, in das Große und Allgemeine wirkende Einsicht sich nicht vertrage mit gründlicher Erkenntniß und vollkommen deutlichen Begriffen; durchaus nicht mit wahrer und eigentlicher Gelehrsamkeit und Wissenschaft; sondern nur mit recht weiten und freien Verstandes-Umrissen, wie der bloße Augenschein sie giebt;

Die Behauptung — daß man sich der Principien erwehren müsse, weil diese zu Systemen führen; alle Systeme aber falsch sind;

Die Behauptung — daß nur die alte Weise (Routine), welche sich den Ehrentitel der Erfahrung anmaßt, den rechten Weg leite, und daß man ihr, um nicht vom rechten Wege abzukommen, überall nur blindlings folgen, nie, um sich auf ihm zu erhalten, die eigenen Augen brauchen müsse.

Die Zwillingsbehauptung — man müsse der Vernunft, die nur irrige Theorien ausbrüte, mißtrauen, und sich überall an das Positive halten; — Unter diesem Positiven aber ist zu verstehen: entweder ein durch die Veränderung der Zeiten sinn-

los und ungereimt gewordenes Hergebrachtes; oder neue Anordnungen der bloßen Willkühr*). —

Endlich die Behauptung — welche mit einem Male alles sagt: Theoretische Seichtigkeit sey die Bedingung praktischer Vortrefflichkeit.

Nicht also behaupteten die wirklich großen Weltmänner der alten, mittleren und neueren Zeit. Diese, indem sie den Dank und die Bewunderung mehr noch der Nachwelt als der Zeitgenossen sich erwarben, blieben wohl eingedenk der Quelle, aus der ihnen jene Kräfte, welche sie so mächtig, so hervorragend, so herrlich werden ließen, geflossen waren, und nicht nur fuhren sie fort aus ihr zu schöpfen, sondern sie suchten auch sie zugänglicher, zumal ergiebiger zu machen, damit sie in Kanälen und Röhren nach allen Seiten hin geleitet werden

*) Die Erinnerung Tertullians: Das Hergebrachte habe Gott selbst ans Kreuz geschlagen, ist schon anderswo von dem Verfasser dieser Abhandlung angeführt worden. Der Kirchenvater macht dabei folgende wichtige Bemerkung: Dominus noster Jesus Christus veritatem se, non consuetudinem cognominavit.

könnte, zum Nutzen der Menge. Alle liebten die Wissenschaften, suchten den Umgang von Gelehrten, und führten nach ihrem Rath und mit ihrer Hülfe die größten und schwersten Dinge aus. Mehrere dieser Staatsmänner und Weltleute waren im eigentlichen und strengeren Verstande wissenschaftliche Männer, Gelehrte im umfassendsten Sinne des Worts.

Als zu diesen letzten gehörend nennt uns die Geschichte, unter den ältern Griechen, einen Charondas, Zaleukus, Archytas; einen Dion, Epaminondas, Perikles und Xenophon; einen Phocion und Demetrius von Phalera, nebst noch vielen andern. Selbst der Macedonische Alexander dürfte hier mitgezählt werden; nach ihm die ersten Ptolemäer, und die ihnen nacheifernden Pergamischen Könige.

Unter den Römern — (ich übergehe die ersten Könige, einen Numa, Servius Tullius, Tarquinius Priscus; wie ich bei den Griechen ihre ältesten Weisen, die insgesammt Regenten, Könige, Fürsten und Staatsmänner waren, übergangen habe) — nennet uns die Geschichte, während der Zeit der

Republik, als thätige Freunde und Beförderer der Wissenschaften, einen Scipio, Lälius, Lucullus, Asinius Pollio (Stifter der ersten öffentlichen Bibliothek zu Rom) Cato, Brutus, Cicero, Julius Caesar.

Der letzte in dieser Reihe, unstreitig von allen der größte Staatsmann und Kriegsheld, war von allen auch der gründlichste Gelehrte, der tiefste und umfassendste Denker, obgleich er selbst hierin dem Cicero den Vorzug zuerkannte, von dem er sagte: er habe sich einen Lorbeerkranz erworben, der rühmlicher sey, als alle Triumphe, indem es mehr Lob verdiene, die Grenzen der Römischen Gelehrsamkeit erweitert zu haben, als die Grenzen des Römischen Gebiets. Allgemein bekannt ist die Verbesserung des Römischen Calenders, welche er mit dem Alexandrinischen Astronomen Sosigenes unternahm; seine Bestimmung und Eintheilung des Jahres, die, mit einigen hinzugekommenen Berichtigungen noch jetzt besteht, und den Namen ihres Urhebers zu tragen fortfährt. Ein immer geschäftiges, kriegerisches, Gefahr- und Thatenvolles Leben verhinderte ihn nicht, außer seiner unübertrefflichen Geschichte des

Gallischen Krieges, auch noch philosophische, grammatische und politische Werke zu schreiben. Weil er mit philosophischem Blick den Zusammenhang der Zeiten zu erfassen und zu durchschauen verstand, wußte er die seine zu beherrschen. Wem das erste, die Sehkraft und die Sehübung zu einem solchen Blicke mangelt, dem wird das letzte zuverlässig nie gelingen; seine Zeit wird ihn übermannen, und ihn zu Spott machen mit allen seinen Anschlägen und Bemühungen. Nicht sehend was ist, wird er mit größter Klarheit zu sehen glauben, was nicht ist; überall wird er irren, wie in seinem Bangen, so in seinem Hoffen und Vertrauen. Ein solcher kann alle Geschichtbücher, vom Anfang der Welt an, gelesen haben und sie auswendig wissen; das große Buch der Welt blieb ihm unaufgethan. Er hat nicht erfahren, was jede Zeit eintreten ließ an der Stelle, wo sie eintrat; auch die gegenwärtige. Diese Einsicht, die das, was mit Nothwendigkeit, und das, was mit Freiheit wirkt, mit klarer Unterscheidung zugleich umfaßt, ist der philosophische Geist selbst, der als ein Göttliches, allein wahrhaft Gewalt hat. Was blos als eine Folge der

Zeiten da ist, wirket fort nothwendig und blind; sein Handeln ist ganz irdisch und lauter Knechtschaft. Was mit Freiheit wirkt, unterbricht die Zeiten, verändert sie auf Jahrhunderte hinaus; erleuchtet, veredelt, befreit.

Anschaulich auch dem stumpfern Sinne zeigt die Geschichte Roms unter den Kaisern die enge Verbindung des Glücks der Wissenschaften mit dem Staatsglücke. Die ganze Reihe der Kaiser hinab finden wir das eine und das andere immer auf derselben höheren oder niedrigeren Stufe neben einander. Wer kennt nicht die Geschichte der vier ersten Nachfolger des Augustus? Genau in demselben Maße wie einer dieser Herrscher vor dem andern sich überhaupt des Thrones unwürdiger, wie er sich unmenschlicher, thörichter, blöd- und wahnsinniger bewies, wurden die Wissenschaften zu Rom vernachlässigt, verfolgt, aus dem Reiche verjagt. — Unter der eben so wohlthätigen als glorreichen Regierung Vespasians und seines Nachfolgers Titus, lebten Kunst und Wissenschaft wieder auf, wurden befördert und belohnt. — Quintilian und der ältere Plinius verherrlichen diesen Zeitraum. Es folgte

der grausame Domitian. Dieser hoffte mit den Wissenschaften und Künsten alles, was die menschliche Seele veredelt und erhebt, von Grund aus vertilgen zu können. Nicht mit Unrecht, wenn es ihm gelang! — Männer von hohem Sinne sollten nicht mehr seyn; nichts achtungswürdiges, sagt Tacitus, sollte irgendwo mehr aufkommen und sich blicken lassen. Aber umsonst bedrängte und verjagte er alle Freunde des Guten und Wahren; sein Drohen und Wüthen reichte nicht hin, eine Menge edler Jünglinge zu verhindern, daß sie nach Bithynien wanderten, Epiktets Beispiel zu schauen und Weisheit zu hören; Verbannung und Schwert hatten noch viele übrig gelassen, aus deren Mitte, nach dem Fall des Tyrannen, ein Nerva und Trajan hervortraten und die Wunden der Menschheit wieder heilten.

Fünf treffliche Regenten bestiegen, in ununterbrochener Reihe, nach Domitian den Thron. Dann begann mit Commodus eine neue Folge von Ungeheuern, welche in die Fußstapfen der Tibere und Neronen traten, ihnen geflissentlich nachahmten, sie an Mannigfaltigkeit der Laster und Ausschweifungen

übertrafen, und sich dennoch Antonine nennen ließen. — Endlich erschien wieder ein Mann, würdig diesen großen Namen zu führen, und dieser weigerte sich ihn anzunehmen. Es war der Jüngling Alexander Severus. Ich würde erliegen, sagte er, unter dem Gewicht eines Namens, welchen Pius und Markus getragen haben. Von der dreizehnjährigen Regierung dieses Jünglings ist mit Recht gesagt worden, daß sie Greisen zum Muster dienen könne. Mit diesem großen und guten Fürsten war den Wissenschaften und Tugenden, war aller guten Ordnung die Sonne zum letztenmal wieder aufgegangen. Er starb, und es wurde über Rom nicht wieder Tag. Mit der Philosophie ging — was nicht ausbleiben konnte — auch ihre Tochter, die Rechtsgelehrsamkeit unter; die Vernunft selbst schien ausgelöscht zu seyn. Alles wurde Finsterniß und Chaos; die Barbarei, in doppelter Gestalt triumphirte, und brachte — dadurch, daß Rohheit mit Versunkenheit sich mischte — einen von Menschen noch nicht erfahrenen Zustand der Dinge hervor.

Was aber nur zerstörend wirkt, hat eine Grenze, wo es zu wirken aufhören und einem ihm entge-

gengesetzten neuen Beginnen — welches schaffet, bildet und bessert — weichen muß. Das Zerstörende ist nicht von Anfang, sondern das Schaffende. Dieses allein ist ewig, seine Kräfte veralten nicht.

Und so brach denn auch diesmal, nach einer langen Nacht, wieder eine Morgenröthe an. Der sie heraufführte, war derselbe große Mann, mit dem das deutsche Kaiserthum beginnt.

Auf seinem glücklichen Zuge wider die Longobarden in Italien, lernte Carl aus Trümmern den großen Geist des Alterthums kennen, und sein Herz entbrannte für die Wiederbelebung der Wissenschaften und Künste in dem ganzen Umfange seines Reichs. Er zog Alcuin und noch andere gelehrte Männer und Liebhaber der Wissenschaften an seinen Hof. Diese errichteten dort eine besondere Gesellschaft, von der Carl selbst Mitglied wurde, und gaben ihr den Namen Akademie. So entstand die erste Europäische gelehrte Gesellschaft. Ihr Vorsteher scheint eine Zeitlang Alcuin gewesen zu seyn. Zu ihren Mitgliedern gehörten, außer dem Kaiser selbst und seinem berühmten Canzler Eginhard, der Erzbischof von Mainz, Riculf,

ferner Theodulf, Angilbert und andre. Die zahlreichen Abkömmlinge dieses Instituts leuchten über das ganze neunte Jahrhundert.

Daß Carl nicht blos darum gelehrte Männer um sich versammelte, weil er bei seiner feurigen Begierde nach Unterricht ihren Umgang lieben mußte; sondern daß ihm die Bildung seines gesammten Volks, die Veredlung des Nationalcharakters am Herzen lag; das beweisen die von ihm gemachten umfassenden Anstalten für den öffentlichen Unterricht, dessen eigentlicher Stifter er geworden ist. „Durch ihn", sagt Hegewisch vortrefflich, „geschah der erste „Uebergang der Deutschen von blos sinnlicher Thä„tigkeit zu der Thätigkeit des Geistes."

Es mußte, wenn sein Vorhaben gelingen sollte, bei denen angefangen werden, welche den Thron zunächst umgaben. Deswegen stiftete Carl die Akademie an seinem Hofe, und setzte, durch die mächtige Einwirkung seines Beispiels, alle nur mit einiger Anlage gebornen Geister in Bewegung. Die Großen durften nicht mehr jede wissenschaftliche Beschäftigung, bis auf das Lesen und Schreiben herab, mit Verachtung ansehen, wollten sie nicht die-

jenigen, die sie des Mangels hoher Geburt wegen geringschätzten, über sich erhoben, und allein begünstigt sehen. Dergestalt verschaffte sich Carl in wenigen Jahren tüchtige Gehülfen, eifrige Theilnehmer an seinen erhabenen Zwecken.

Nun schritt er weiter, und verordnete bei jedem Kloster und bei jeder Stiftskirche Schulen zu errichten, und — was das wichtigste war — sie so einzurichten, daß sie nicht blos zur Bildung derer, die sich dem geistlichen Stande widmeten, sondern auch der Layen, zumal aus den höheren Ständen, tauglich würden. Zum Besten des gemeinen Volks und des nicht genug unterrichteten Landpriesters verfügte er, daß Stellen aus den Kirchenvätern gesammelt, ins Deutsche übersetzt, und an Sonn- und Festtagen von den Geistlichen dem Volke vorgetragen werden mußten.

Aus keiner von den Verordnungen dieses wahrhaft großen Mannes, der nicht blos beherrschen, sondern regieren wollte, leuchtet wohl sein gerader und tiefer Sinn, sein durchdringender Verstand mehr hervor, als aus den eben angeführten. Er sah, welchen Weg die Aufklärung nehmen müsse,

um wahre, durchaus heilsame Aufklärung zu werden.

Leider war dieser große Reformator zugleich Eroberer, und glaubte widerspenstige Heiden auch mit dem Schwert bekehren zu müssen. So geschah es, daß er sich selbst entgegen arbeitete, und was er pflanzte, nicht genug zu Kräften kommen konnte. Zwar dauerten die von ihm gestifteten Schulen fort, ja ihre Anzahl vermehrte sich mit der Ausbreitung des Christenthums und dem daraus entspringenden Bedürfniß einer zahlreicheren Geistlichkeit. Ueber diesem Bedürniß aber wurde nun auch alles andere vergessen; man erzog blos Kirchendiener, und brachte ihnen nothdürftig bei, was zum Kirchendienste unentbehrlich war. Die tiefste und verderblichste Unwissenheit wurde herrschend, Hierarchie und Feudalanarchie erreichten den Gipfel ihrer Macht; Staat und Kirche verwilderten: es entstand die Epoche, welche den Namen des eigentlichen Mittelalters führt.

Gegen die Hälfte desselben, zu Anfang des dreizehnten Jahrhunderts, bildeten sich jene viergliedrigen Lehr- und Lernkörper, deren Abkömmlinge noch

bis auf diesen Tag den barbarischen Namen von Universitäten tragen. Mit ihnen, mit der unumschränkten Herrschaft der Scholastik, welche damals culminirte, mit den Dominikanern und Franziskanern, wurde die Verfinsterung der Vernunft central. Sprachkenntnisse und alte Literatur sanken in gänzliche Verachtung, man spottete derer, die sich nur einigermaßen damit beschäftigten als träger Köpfe. — Gleichwohl dauerte daneben — wie das ganze Mittelalter hindurch — der Unterricht in den sogenannten sieben freien Künsten, als Vorbereitung, fort; und dieser Anordnung, den Vorbereitungs-Schulen, hat man es vorzüglich zu verdanken, daß nicht damals die alte Literatur ganz in Vergessenheit gerieth, und daß wenigstens eine Möglichkeit der Rückkehr zu dem mit der Vorwelt verschwundenen Schönen, Großen und Wahren erhalten wurde.

Es ist höchst merkwürdig, daß, obgleich während dem Mittelalter in mehreren Theilen der Wissenschaften nicht unbedeutende Fortschritte geschahen — wie, mit Gerbert, in der Geometrie und Arithmetik; mit Albert dem Großen und Roger

Bacon in der Naturlehre — andere Zweige menschlicher Erkenntniß sogar als neue Triebe sich entwikkelten, und gelehrte Beschäftigung auch unter die Layen brachten, wie Rechtsgelehrsamkeit und Heilkunde, die zu gleicher Zeit, am Ende des eilften Jahrhunderts, empor kamen, jene zu Bologna, diese zu Salerno: daß ungeachtet dieser Fortschritte und der mächtigen Anregung des Denkvermögens durch das scholastische Studium eigentliche Vernunftkultur doch nicht aufkam und sichtbar wurde. Diese entstand erst mit dem Wiederaufleben der alten Literatur, und gewann mächtigen Fortgang, da, fast zu gleicher Zeit, in Italien durch Cosmus von Medicis jene, nicht blos in der Gelehrten-, sondern auch in der Weltgeschichte berühmte Platonische Akademie; und in Deutschland, unter dem Schutze Johann von Dalburgs und anderer Edlen, eine ähnliche gelehrte Gesellschaft sich bildete, welche sich die Rheinische nannte, und noch folgenreicher wurde, als die Florentinische.

„In einem Zeitalter (bemerkt Heeren über das Florentinische Institut), wo die Anstalten zur

Beförderung der Wissenschaften noch alle unter dem Zwange des Klosters oder der Zunftrechte standen, zeigte Cosmus in seiner Platonischen Akademie das erste Muster einer freien Verbindung zur wissenschaftlichen Cultur, von der die vielen späteren Institute dieser Art, die meist ihren Namen (Akademien) trugen, ohne ihren Geist geerbt zu haben, Nachahmungen waren*)."

Von dem Rheinischen Institut sagt Hegewisch, nachdem er die Bemerkung gemacht — daß dergleichen vorher noch nicht in Deutschland, ausser Einmal am Hofe Carls des Großen, gewesen: — „So viel uns von dieser Gesellschaft bekannt ist, war sie gerade auf den Fuß eingerichtet, der für literarische Gesellschaften der schicklichste zu seyn scheint. Conrad Celtes scheint, wo nicht ihr erster, doch ihr vornehmster und thätigster Urheber gewesen zu seyn. Das einzige Band, das die Mitglieder vereinigte, war gegenseitige Freundschaft, aus gemeinschaftlichem Verlangen nützlich zu seyn, entsprungen, und auf gegenseitige Achtung ge-

---

*) Gesch. des Studiums der classischen Lit. B. II. §. 20.

gründet. Mitglieder dieser Gesellschaft waren der Freiherr von Dalburg, nachmaliger Bischof von Worms, der Freund Conrads Celtes, Rudolfs Agrikola, Johann Reuchlins und jedes Mannes, der durch vorzügliche Talente einen Platz neben ihnen verdiente; Wilibald Birkhaimer, der als Staatsmann, als Soldat und eleganter Schriftsteller eine außerordentliche Erscheinung in dem damaligen Deutschlande war; nebst vielen andern zum Theil durch ihren Stand und Rang, zum Theil durch ihre Gelehrsamkeit und Talente ausgezeichneten Männern*)."

Was die vorhergegangenen Jahrhunderte so dunkel und immer dunkeler hatte werden lassen, ist, nachdem so viele treffliche Männer diesen Gegenstand erörtert haben, allgemein bekannt. Unwissenheit und Rohheit stiegen, so wie Hierarchie und Feudalismus einander gegenüber ihre Gipfel machten, beide Gewalten, unverabredet, zusammen wirkten, um alle wahre Staatsgewalt zu vernichten.

---

*) Allg. Uebersicht der deutsch. Kulturgeschichte S. 189. 191. 192.

Diese Verfassung konnte sich selbst nicht bessern (wie dies in Wahrheit auch keine noch gethan hat: Uebel wird in und durch sich selbst nur immer ärger); — sie mußte untergehen, und über ihr eine andere empor kommen. Dieses ereignete sich, nachdem eine Reihe von Begebenheiten — Kreuzzüge und erweiterte Schiffahrt, mit allem, was sie nach sich zogen — den Gesichtskreis der Völker erweitert, und ihnen Muth und Vermögen gegeben hatten, das allen Menschen zukommende Gefühl der Selbstangehörigkeit, wider geistliche und leibliche Tyrannei geltend zu machen. Es entstand eine zahlreiche Classe von Männern, welche durch die Beschaffenheit ihrer Erziehung, Lebensart, Nachforschungen und Erfahrungen, eine ganz andere Ansicht von Welt und Menschen, und ganz andere Criterien des Wissenswürdigen und Wahren erlangt hatten, als diejenigen, welche die damaligen Schulen und Hörsäle geben konnten*). Diese Classe, oder vielmehr der, aus der Einsicht des wahrhaft Nütz-

*) s. Gesch. d. Künste und Wissenschaften. Abth. VI. B. 2. Abschn. I. (v. Buhle.)

lichen und der Menschheit allgemein Aufhelfenden, hervorgegangene Geschmack am Guten und Schönen, gewann die Oberhand. Die einheimischen Unterdrücker und Verwüster Ausoniens verschwanden, und an ihrer Stelle wurden Bürger Fürsten. Es entstand das Zeitalter der Mediceer, und zu Florenz jene schon erwähnte Akademie, die unter ihre thätigsten Mitglieder und Beförderer, einen Herzog, Friedrich von Urbino, und einen König, den berühmten Mathias Corvinus von Ungarn, zählte. Die Begeisterung Italiens ging nach Deutschland über; doch mit dem Unterschiede, daß, wie dort aus gelehrten Bürgern Fürsten geworden waren, hier aus Fürsten und Fürstengenossen Gelehrte, wenigstens Freunde, Liebhaber und Beförderer der Wissenschaften wurden. Wem sind in dieser Hinsicht die Namen Friedrichs des Weisen von Sachsen, des Pfälzischen Philipps, der Herzoge Eberhard und Ulrich von Wirtemberg, des Johannes von Dalburg, des Grafen Moritz von Spiegelberg, des Rudolf von Lange, und ihrer Zöglinge, Hermanns von Nuenar und Hermans von dem Busche; zumal Ulrichs von Hutten unbekannt geblieben?

Zeitgenossen dieser trefflichen Männer waren die drei Patriarchen der Humanisten Deutschlands, Rudolph Agricola, Johann Reuchlin und Conrad Celtes. Die Reihe trefflicher Schriftsteller, die im sechszehnten Jahrhundert in unserem Vaterlande auftraten, sind als Abkömmlinge von ihnen zu betrachten. Gleichwohl waren sie keine Schulmänner, sondern lehrten nur vorübergehend, länger oder kürzer, auf Universitäten, und gehörten mehr (zumal die beiden ersten) den Geschäften und der großen Welt an. Ihnen hauptsächlich ist es beizumessen, daß die classische Literatur, mit ihr Philosophie und Geschichtskunde, sich auch unter den höheren Ständen verbreitete, und an den Höfen Eingang fand. Dagegen gewannen sie an ihrer Seite eine Geistesbildung, die nur im Verkehr mit der wirklichen Welt, durch Theilnahme an ihren Geschäften, und den vertraulichen Umgang mit ihren Haupt-Geschäftsführern, durch gegenseitigen Einfluß, Wirkung und Gegenwirkung gewonnen wird. Ohne eine dieser ähnlichen Wechselwirkung gedeihen weder Wissenschaft noch Regiment. Denn wie wollte die Unwissenheit mit Weisheit regieren,

oder ihre unweisen Zwecke auch nur mit Glück ausführen? Wie wollte sie bei Ansehn bleiben, ohne welches keine wahrhafte Herrschergewalt ist und dauert? — Aber dagegen, wie wollten auch Wissenschaft und Weisheit ihre Würde und ihr Ansehn unmittelbar gewaltig und zu dem machen, was sich allgemein als das Stärkere beweist? — Weder jenes, noch dieses verträgt die menschliche Natur. Darum schmiege sich die Stärke der Weisheit an; die Weisheit der Stärke.

Daß die mit wenigen Zügen hier entworfene große Veränderung, welche sich im funfzehnten und sechszehnten Jahrhunderte mit den Völkern von Europa zutrug, eine die gesammte Menschheit dieser Weltgegend veredelnde, ihren Zustand wahrhaft und allgemein verbessernde Veränderung gewesen sey, wird von Niemanden in Zweifel gezogen. Es läßt sich aber fragen in Absicht der weitern Fortschritte, welche auf demselben Wege — wenigstens scheinbar auf demselben — nun schon mehr als drei Jahrhunderte hindurch gemacht worden sind: Ob diese eben so

unwiderſprechliche Fortſchritte zu einem immer Beſſeren geweſen ſind, folglich die jetzt lebende Menſchheit ſich rühmen und erfreuen dürfe, dem großen Ziele der Gattung: dem innern und äußern Frieden, durch allgemeines gewiſſes Wiſſen des Wiſſenswürdigſten, und allgemeinen feſten Beſitz des Beſitzenswertheſten, um vieles näher gekommen zu ſeyn, als es unſere Väter noch vor drei Jahrhunderten waren?

Dieſe Frage, wenn ſie genugthuend beantwortet werden ſollte, müßte höher, auf eine die menſchliche Natur überhaupt in Anſpruch nehmende Weiſe geſtellt werden. Die Aufgabe würde dann alſo lauten: Hat die Menſchengattung ein hier auf Erden erreichbares Ziel? Und, wenn ſie ein ſolches hat: kommt das ganze Geſchlecht demſelben auf verſchiedenen, wenn auch ſcheinbar entgegengeſetzten Wegen, doch allmählig immer näher; oder können wenigſtens einzelne Völkerſchaften ſich ihm fortdauernd alſo nähern, daß es zuletzt irgendwo erreicht werde?

Alle Thiergeſchlechter haben ein für ſie erreichbares Ziel; dem Triebe eines jeden wird Erfüllung, vollkommene Genüge, es vollendet ſeinen Weg, lebt ſein Leben aus. Nicht ſo der Menſch. Er iſt ein

jenseitiges Wesen. Sinne und Verstand hat er mit den Thieren gemein. Die Vernunft gehört ihm besonders. Durch sie wird er Gottes und der Tugend, des Schönen, des Guten, des Erhabenen fähig: sein Instinkt ist Religion.

Die Fähigkeiten, die der Mensch mit den Thieren gemein hat, kann er auf eine unendlich mannichfaltigere Weise, als sie, anwenden, ausarbeiten, gebrauchen, und mit seinem klügeren Verstande, den er doch, als bloßen Verstand, nur einer reicheren und künstlicheren Organisation zu verdanken hat, es dahin bringen, daß er, verglichen mit seinen sprachlosen Brüdern, auch schon auf dieser Stufe, ein von ihnen wesentlich verschiedenes Lebendiges, ein freies, mit einem schöpferischen Geiste begabtes, selbstständiges Wesen zu seyn scheinen mag.

Man unterlasse aber nicht darauf zu achten, daß die Fortschritte, welche der Mensch blos mit dem auf die Sinnlichkeit nothwendig allein sich beziehenden Verstande macht, in Absicht der Vernunft, d. i. der Ausbildung der eigentlichen Humanität, dessen, was ausschließlich und allein den Menschen zum Menschen macht — um das Geringste zu sa-

gen — gleichgültig sind. Das heißt: jene Fortschritte können so beschaffen seyn, und sie sind es im Beginn allemal, daß sie die Einwirkung der wahren Humanität vorbereiten, sie begleiten und fördern. Sie können aber auch eine solche Beschaffenheit annehmen, und haben sie bisher noch immer auf die mannichfaltigste Weise angenommen, daß sie auffallend das Gegentheil verursachen, die Humanität zerstören, die Vernunft unterdrücken, alles Göttliche aus des Menschen Brust verdrängen.

Es ist nur zu offenbare Thatsache, daß ein Volk bewundernswürdig kunstreich, vielseitig gebildet, auch äußerlich auf das Feinste gesittet; und doch innerlich zugleich im höchsten Grade verderbt, tief unsittlich, Gottesvergessen, im Ganzen aller wahren Tugend beraubt seyn kann.

Ergriffen von dieser durch Vergangenheit und Gegenwart allgemein bestätigten Wahrheit; von der Wahrheit: daß eine auf das sinnliche Leben allein sich beziehende Cultur, weit entfernt durch ihre Fortschritte der Menschheit aufzuhelfen, sie in ihrem Innern unterdrückt und verdirbt, und uns, trotz aller Verfeinerung und Bereicherung daneben, in

Wahrheit doch nur zu schlimmern und unglücklichern Thieren macht; tief ergriffen von dieser Wahrheit wollte Rousseau, daß wir, um nur des, durchaus zu unserm Schaden, Wissenschaften, Künste und Gesetze erfindenden Verstandes los zu werden, mit ihm auch die Vernunft (im Eifer gedachte er ihrer nicht!) fahren lassen, in die Wälder zurück kehren, und wieder vierfüßig und unschuldig werden sollten — wenn es nur jetzt noch auszuführen wäre!

Dieser feurige Redner, und fast alle, die nach ihm denselben Stoff behandelt haben, sahen selbst nur im Lichte des Verstandes, und so mußte ihnen die Lösung des Knotens unmöglich bleiben. Wenn nicht — meinten sie — die Vernunft zuwege bringen könne, daß ein Himmel auf Erden werde, so sey sie keiner sonderlichen Achtung werth, verdiene wenigstens das bisher von ihr gemachte so große Aufheben nicht. Andere, welche das, was sie Vernunft nanuten, bei Ansehen zu erhalten wünschten, die philosophische Parthei, betheuerte: der Himmel auf Erden werde kommen; und das — — so bald nur von einem andern nicht mehr die Rede seyn werde. Des hatten die Nichtphilosophen

ihren Spott, und machten, ohne von der Vernunft etwas für die Zukunft zu erwarten, sich ihren Himmel auf Erden, so gut es gehen mochte, auf der Stelle. Dasselbe thaten jene Philosophen in der Stille auch.

Das wahre Wort des Räthsels, oder seine Lösung, ist: ein Ja und Nein zugleich; beide von gleicher Stärke und von gleichem Recht; dergestalt, daß die Verneinung nicht die Bejahung, die Bejahung nicht die Verneinung aufhebt, sondern beide einander gegenüber bestehen, und sich die Wage halten.

Wenn das Begehrungsvermögen Zwecke gegeben hat, so hilft der Verstand, daß die Mittel zur Erreichung dieser Zwecke gefunden werden. Er unterscheidet, verbindet, ordnet, wägt und erwägt; er stillet das Gemüth, daß es klug werde. Aber aus sich selbst Zwecke hervorzubringen, ursprüngliche Zwecke, vermag er nicht. Diese entspringen insgesammt aus sinnlichen oder übersinnlichen, körperlichen oder geistigen Bedürfnissen. In und mit jenen waltet der Verstand; in und mit diesen die Vernunft.

Es ist eine Wahrheit, so alt als das Menschengeschlecht, daß Sinnlichkeit und Vernunft in einem beständigen Kampfe mit einander liegen, und bald die eine, bald die andere die Oberhand gewinnt. Dadurch wird die Entzweiung des Menschen in ihm selbst, durch zwei von einander in ihren Foderungen wesentlich verschiedene, oft einander gerade zu entgegen wirkende Triebe offenbar. Der eine dieser Triebe erzeugt den praktischen Verstand; der andere die praktische Vernunft.

Welchem von diesen beiden Trieben der Vorrang, die Oberherrschaft durchaus und schlechthin zukomme; auch darüber ist kein Streit. Niemand läugnet, es gebühre der Vernunft das höchste Ansehn, und ihren Vorschriften unbedingter Gehorsam.

Verstand kann im höchsten Grade vorhanden seyn, auch wo die verruchtesten Zwecke zum Vorschein kommen. Er führt die besten wie die schlimmsten mit demselben Eifer aus. Von sich selbst weiß er nicht, was gut oder böse, sondern nur, was ein Mehr oder Weniger ist. Er kann nur messen

nach ihm gegebenem Maße, nur über- nicht unterlegen, nur zählen, rechnen und berechnen. Einen ersten Grund, oder einen letzten Zweck auszumachen, liegt ganz außer seiner Sphäre.

„Was gut ist", sagt der Weise von Stagira, „ist es durch des Dinges eigene Kraft; und das Leben selbst ist nur darum ein Gut, weil wir durch dasselbe, was gut ist, erfahren." — Das an sich Gute offenbaret allein die Vernunft; sie ist ein Vermögen, sich das Höchste vorzusetzen. Als solches stand sie bei den Alten, unter dem Namen der Weisheit, an der Spitze der Tugenden, ordnete sie an, hatte sie erfunden. Klugheit ist die Tugend des Verstandes; er entdeckt und offenbart, was nützlich ist, unbekümmert um den Werth des Zwecks, ob er gut sey oder böse.

Hätte die Vernunft Gewalt, sagt ein tiefsinniger Britte*), wie sie Ansehn hat, so würden überall Gerechtigkeit und Friede, das Gute und das

*) Joseph Butler.

Schöne übermächtig herrschen. Nun aber wohnt bei ihr nur das Recht; anderswo, bei dem Sinnenreiz, den Begierden und Leidenschaften, die Stärke. Dieses Unverhältniß läßt sich im Allgemeinen nicht aufheben; aber es kann das Edlere wie das Unedlere minder oder mehr die Oberhand gewinnen; so entstehen bessere oder schlimmere Zeiten.

Ein besseres Zeitalter verdient, nach der Bestimmung eines unserer scharfsinnigsten und edelsten Denker, nur dasjenige genannt zu werden, wo die menschliche Natur im Zustande der kräftigsten Selbstentwickelung, wenn gleich von einigen Seiten mangelhaft, doch im Ganzen harmonisch, durch Adel der Gesinnung und durch Energie des Geistes, sich in ganzen Völkerschaften auffallend hervorthat; wo ein edles, schwer zu erreichendes Ziel klar vor Augen stand, und mit Muth und Beharrlichkeit verfolgt wurde. Der Werth eines Zeitalters ist also nicht zu beurtheilen, weder nach der Blüthe der Künste, oder der Menge der gelehrten Kenntnisse, durch die sich einige Classen cultivirter Individuen auszeichnen, nicht nach den

Kräften und Thaten einzelner berühmter Männer; noch ist er zu schätzen nach der Herrschaft einer sogenannten Aufklärung, das Wort im besten Sinne genommen, da das Vermögen der moralischen Selbstbestimmung, durch Unterricht weniger, als durch lebendiges Beispiel gebildet wird, und in einem erschlafften Jahrhundert alle moralische Lehren, auch wenn sie im Verstande Wurzel fassen, nur krüppelhaft auf den Charakter wirken; am wenigsten aber nach dem gewöhnlich für den minder trüglich gehaltenen Maßstab öffentlicher Selbstzufriedenheit, weil der Mensch leicht so tief sinken kann, daß ihn die Art seines Wohlseyns wenig kümmert, wenn ihm im Ganzen nur leidlich zu Muth ist. Man prüfe zuerst, was für eine Art von Wohlseyn das Volk genießt. Der Genuß ist nur als Folge der wahren Selbstentwickelung reizend und ehrenvoll, und das wahre Menschenglück, nach dem uns alle im Grunde verlangt, ist ein edles Glück*).

Nach diesen Grundsätzen geprüft, wird das Zeit-

---

*) S. die goldenen Jahrhunderte von Fr. Bouterwek. Neues Museum der Phil. und Lit. Band I. Heft 2.

alter, in dem wir leben, das Zeugniß nicht erhalten können, daß es zu den besseren gehöre.

Bemittelt sind wir, wie es kein Geschlecht vor uns gewesen ist; aber mit diesem Reichthum an Mitteln, welche Zwecke erreichen wir, welche setzen wir uns vor? Wir sind voll Wissenschaft und erfinden täglich neue Künste — aber Männer, wie die alte und auch die mittlere Zeit, wie das funfzehnte und sechszehnte Jahrhundert sie hervorbrachte, entstehen verhältnißmäßig nicht bei uns. Unser Stolz ist, solcher Tugenden und Kräfte entrathen zu können. So pries ehemals Perikles seine Athener glücklich, daß sie nicht nöthig hätten an Tugenden Spartaner zu seyn*). Wie man sich in den frühsten Zeiten bemüht hat, Thiere zu bändigen; den gebändigten ihrem Instinkt widersprechende Fertigkeiten anzugewöhnen; so strebt später eine ganz entartete Menschheit, wahre Menschheit, wo sie noch sich regt, unter die Gewalt einer cultivirten Thierheit, die sich mehr dünkt, zu bändigen; den

*) Thucydides II. 34. §. 39.

höhern Instinkt allgemein zu unterdrücken, oder zu verkehren, damit von Allem, was je Tugend geheißen, nichts übrig bleibe, als ein solches Nützliches, was sich auch zu lasterhaften Zwecken gebrauchen läßt. Von dieser Art sind Tapferkeit, Arbeitsamkeit, Enthaltsamkeit, Gesetzbefolgung, wozu man wirklich Menschen, bis auf einen gewissen Grad, blos abrichten kann, wie man Thiere abrichtet. Diese Pädagogik ist die wahre, allein geschätzte unserer Zeit. Sie beweist sich unerschöpflich in neuen Methoden zu dem eben angeführten Zweck, das blos Nützliche an der Tugend von ihr selbst abzusondern, und die Meinung allgemein zu machen, daß jene Nackende, die geschätzt seyn will, nicht nach dem, was sie einbringt, sondern nach dem, was sie kostet, in das Irrenhaus gehöre. — Also werden wir mit jedem Tage verständiger, sinnreicher — und, in demselben Maße, unvernünftiger. Wir sind einzeln und in Massa; wir sind Nationenweis vernunftloser geworden.

„Egoismus und Genußwuth nach Grundsätzen" — sagt derselbe vorhin schon angeführte

Schriftsteller, „zerrüttet unter dem Titel der gesunden Philosophie die schönsten Verhältnisse des Lebens. Die schmeichelnde Glückseligkeitslehre, durch die man zuerst den Strom der Leidenschaften dämmen wollte, ist längst ein schwankender Kahn geworden, der dem Strome folgt. Die ernstere und höhere Sittenlehre, die den Menschen zum Bewußtseyn seiner Würde begeistert, ist dem Volke zu wunderlich und zu hoch. Es kann sie nicht begreifen. Der Mensch, im Ganzen, hat nur dann Gewissen, im strengsten Sinne des Worts, wenn er sich auch im Verborgenen noch vor einem andern Wesen, als vor sich selbst, schämen zu müssen glaubt. Der Glaube an ein solches Wesen war durch Unterricht und Tradition seit Jahrhunderten mit der Anhänglichkeit an eine Kirche identificirt. Unüberlegtes Aufklärungsgeschrei riß das Volk von der Kirche los, und das Gewissen war ohne Dach und Fach. Nun lechzt die eine Parthei nach süßer Lust, um den Lebensbecher rein auszuschlürfen, und die andere Parthei kriecht wieder zu Kreuze, im buchstäblichen Sinne dieser Wörter. Zwischen dieser, man darf wohl sagen, eckelhaften Opposition eines wiedererste-

henden Pfaffenthums, und einer Genußlehre, die von Gott nicht weiß, wächst eine Generation heran, deren Schicksal keine Philosophie in ihrer Gewalt hat. Diese Generation einem neuen Mahomed Preis zu geben, bedarf es gar keiner besondern Ereignisse. Denn um den Menschen die Grundsätze ihres jetzt so genannten Menschenverstandes zu entwinden, bedarf es nur weniger Syllogismen. Unsere Volksaufklärung ist unnatürlich gefördert. Ihr unnatürlicher Anfang und Fortgang bedeutet ihr natürliches Ende. Die Nachwelt wird sich nicht wundern, wenn man in der Wüste des Unglaubens wieder Schlangen erhöht und zu goldenen Kälbern betet, und wenn bei diesem Schlangen- und Kälberdienst Philosophen der Altäre pflegen."

Merkwürdige Zeichen thun sich hervor. Noch vor zwei Jahrzehnten waren mit Voltaire, Helvetius, Diderot und ihren Schülern, alle seichten Köpfe darüber einig, daß Philosophie und jede Art, sie zu bearbeiten und gemein zu machen, gut sey und heilbringend. Jetzt sind alle seichten Köpfe eben so einverstanden über das Gegentheil; alles Philosophi-

ren soll unnütz seyn, ja verderblich. Sie wurden durch ein auffallendes Ereigniß überzeugt, daß sich der Egoismus nicht auf die Weise gerecht machen lasse, wenigstens nicht im Großen, wie ihre Lehrer es behauptet hatten; überzeugt, daß eine reine Demokratie von lauter Begierden und Leidenschaften, wie man sie auch verfassen möge, nie ein Reich der Glückseligkeit und des Friedens werden könne. Hieraus schlossen sie (denn das Princip des Egoismus, als das allein wahre, konnten sie nicht fahren lassen), man müsse überall auf Gerechtigkeit Verzicht thun, die Menschheit aufgeben, Alles dem Ungefähr überlassen.

Es sey fern von uns, mit diesen einzustimmen. Wider sie den Genius der Menschheit laut anzurufen, ist die Pflicht jedes Edelgesinnten. Wir brauchen Heroen der Humanität, und sie werden erscheinen, wie sie noch jedesmal, wenn es die höchste Noth foderte, erschienen sind. Nach dem Wie oder Wann unterlasse man zu forschen. Jeder thue nur an seinem Ort, was ihm der bessere Geist in seinem Innern, der zuverlässige, gebietet.

Dieser, wie er sich selbst höchster Zweck ist, ist auch sich allein Mittel, und wider seine Kraft mag keine andere bestehen. Er wird durchdringen und obsiegen.

Unmöglich kann reiner und heller Verstand unverträglich seyn mit erhabener Vernunft. Recht gebraucht müssen sie vielmehr einander gegenseitig fördern. Ein übler Gebrauch der Vernunft kann nicht seyn; und selbst ein übler Gebrauch des Verstandes nur dann, wenn dieser von der Sinnlichkeit, die er zu regieren bestimmt ist, schon zum Theil unterdrückt und in demselben Maße verfinstert wurde; nur alsdann wird er sich feindselig gegen die Vernunft beweisen, als ein dunkler Körper vor die Sonne des Geistes treten und ihre Strahlen unterbrechen. Seine Selbstverfinsterungen dürfte man mit den Verfinsterungen des Mondes vergleichen — dergestalt, wie Thucydides berichtet von den Griechen seiner Zeit, daß ihnen Sonnenfinsternisse schon seit lange keinen Schrecken mehr verursacht, Mondesverfinsterungen hingegen sie noch immer in Bestürzung gesetzt hätten. Sie begriffen nicht, wie man sich selbst im Lichte seyn könne.

Es ist dem Ueberlegenden klar, wie diese allgemeinen Betrachtungen sich natürlich an das, was zuvor über gelehrte Vereine alter und neuer Zeit gesagt wurde, und an die Rücksicht auf die neue Einweihung der Königl. Baierschen Akademie der Wissenschaften anreihten; sie kamen ungesucht. Der Stumpfsinn, die Beschränktheit kann den Zweck solcher geistigen Verbindung nicht erfassen; er spricht in seinen kecken Anmaßungen darüber ab, oder fragt nach unmittelbar nützlichen Folgen derselben, die zwar unsere Akademie, als die Pflegerin der wissenschaftlichen, so glänzenden Schätze und Sammlungen unsers erlauchten Monarchen und dieses Reichs — ein schöner Zusatz zu ihrer Bestimmung, den bis jetzt noch keine andere Akademie der Welt in dieser Ausdehnung hatte — auch mit heiterer Stirne nachweisen kann; die aber doch nicht das einzige sind, was den Werth dieses schönen Kreises von Priestern der Humanität ausmacht. Die hohen Vorfahren unseres Maximilian Josephs gründeten dieses Institut, und ließen sich seine Emporbringung angelegen seyn. Der Genius dieses Reichs würde getrauert haben, hätte unsere Zeit es verfallen lassen. Dies war nicht

zu fürchten! — Der erhabene Fürst, den wir mit Entzücken und Triumph den **unseren**, mit vollem Herzen den **König** nennen; **Er**, der auf alle Weise sein Volk beglückt, will auch den **Ruhm** desselben dadurch vermehren, daß **Er** ein solch' heiliges Erbe ihm erhalten hilft, es neu ausstattet, seine Kräfte vergrößert, seinen Glanz erhöht.

Die eben heute den verjüngten Bund der Wahrheit und Weisheit schließen, beseelt mit Grund die Hoffnung des Besseren, und der Muth, es zu befördern. „**Eine Anstalt des Friedens und der Vermittlung des Widerstrebenden in der Zeit durch die Wissenschaft***)" — ist gegründet. Uns ist vergönnt, frei zu reden von den Vorzügen, aber auch von den Gebrechen der Zeit. Was diese in Rücksicht auf Wissenschaft und Künste Köstliches und Treffliches hat, bietet uns im reichen Maße eine Königliche Freigebigkeit dar. Dazu beizutragen, daß das Höchste, und was der Zeit mangelt, herbeigeführt werde, soll das unverrückbare Ziel unserer eifrigsten Bestrebungen seyn.

---

*) Treffliche Worte **Schellings**.

Heil dem besten Könige, der diesen Bund in's Daseyn rief, ihn fördern und erhalten wird!

An
Schlosser
über
dessen Fortsetzung des Platonischen
Gastmales.



Eutin, den 25. April, 1796.

Ich habe, lieber Freund und Bruder! Deine Fortsetzung des Platonischen Gesprächs von der Liebe erhalten, gelesen, wiederholt, und setze mich nun hin, um Dir meines Herzens Gedanken darüber zu sagen, ohne Heuchelei und Schminke, wie es sich geziemt von Freund zu Freund.

Der selige Hamann schrieb mir in einem seiner ersten Briefe: „Was Homer den alten Sophisten „war, sind für mich die heiligen Bücher gewe„sen, aus deren Quelle ich bis zum Mißbrauch viel„leicht mich überrauscht ευκαιρως, ακαιρως. Noch „bis auf den heutigen Tag, wo ich stumpf, kalt und „lau geworden bin, lese ich niemals ohne die innigste „Rührung das XXXVIII Kap. des Jeremias und „seine Rettung aus der tiefen Grube vermittelst zu„rißener und vertragener alter Lumpen. „Mein Aberglaube an diese Reliquien ist im Grunde

„herzlicher Dank für die Dienste, welche sie mir ge-
„than und noch thun, troß aller Kritik, die von der
„Bühne und nicht aus dem Loch der Grube rai-
„sonirt."

So ohngefähr, lieber Bruder, geht es mir mit den Schriften der alten Philosophen, vornehmlich mit Platon; am mehrsten aber mit der Liebe selbst, dem Platonischen Eros, dem ich alles, was Gutes an mir ist, zu danken habe. Du mußt es mir daher verzeihen, wenn ich mich in Absicht seiner und seines Propheten oder Apostels etwas allzu abergläubig beweisen sollte; wenn ich mich an Dir ärgere, und Deiner Kritik vorwerfe, daß sie von der Bühne und nicht aus dem Loch der Grube raisonire.

Ebenmaß, Uebereinstimmung, Harmonie, Vollkommenheit, sind mir, wenn sie einzige und letzte Zwecke vorstellen sollen, Undinge. Es giebt keine Melodie und Harmonie ohne Töne, und keine Töne, in denen nicht etwas erklänge; keine, die nicht Stimme wären. So giebt es auch ohne Maß kein Ebenmaß; und wieder kein Maß, das nicht an, von und zu etwas genommen wäre. Vollkommenheit ist Vollständigkeit eines jeden

Dinges in seiner Art: ein im Allgemeinen eben so leerer Gegenstandsbegriff, als Ebenmaß, Uebereinstimmung, Harmonie, oder der Kantische reine Wille, dessen alleiniger Gegenstand, seine eigene von aller Materie des Wollens rein abgesonderte Ur-Form, ein Nichts wollendes Wollen, ein allein rechter Weg des Weges ohne Ziel ist.

Plato's Lebendigkeit und Tiefsinn verhinderten ihn, durch Abstracta solcher Art sich täuschen zu lassen; ein Lob, das ich keinem der neueren Philosophen, von denen Systeme ausgegangen sind, beilegen könnte, da Alle sich entweder zum Materialismus oder Idealismus hingeneigt. Der reinste in dieser Absicht bleibt noch immer Leibnitz.

Plato geht vom Wirklichen aus; von einem in und durch sich selbst bestimmten, alles andre Bestimmenden Urwesen. Dieses giebt, und von diesem nimmt alles sein Maß, sein Verhältniß, seine ursprüngliche Form; es selbst besteht nicht durch Verhältnisse, sondern setzt alle Verhältnisse, Maßgebend, ein.

Was in jedem entsprungenen endlichen Wesen auf eine gemessene Art Endliches und Unendliches

verknüpft, und wirkliche Wesen durch Bestimmung des an sich unbestimmten zum Vorschein bringt, ist die Seele. Sie beweiset sich als das Princip der organischen Natur in jedem einzelnen Lebendigen dadurch, daß sie es vor aller sinnlichen Erfahrung durch Erkenntnisse leitet, ohne welche seine Ausbildung und Erhaltung unmöglich wäre. Der Hunger zum Beispiel wohnt nicht in dem Schmerze selbst, den das Speisebedürfende Thier empfindet; dieser Schmerz ist nur er selbst, ist lauter Schmerz, und enthält keine Empfindung von etwas außer ihm, am allerwenigsten eine Empfindung der ihm entgegengesetzten Lust, das Merkmal seiner Vertilgung. Also wittert, sucht und findet der Hunger als Begierde seinen Gegenstand vor aller sinnlichen Erfahrung, welche letztere offenbar durch die Begierde erst möglich gemacht wird, folglich diese nicht hat hervorbringen können. Wie in diesem Beispiele, so überall sieht die Begierde — die das primitive Mittel der Erkenntniß des Guten, seine Offenbarung ist — über die Empfindung hinaus; sie erblickt, was eine entgegengesetzte Empfindung verursachen wird, und zeigt dahin den Weg. Weissagend gebiert sie

Erfahrung und Verstand. Demnach ist das Begehrungsvermögen die Seele selbst; und jede Seele, als Maßgebend, obgleich nur in ihrer Art, ist Göttlicher Natur.

Individuum (leibliches Wesen).

So wie ein lebendiges, körperliches Wesen nur durch eine Seele möglich ist, als die nächste Ursache und die allgemeine Quelle aller seiner besondern Handlungen; so ist die Menge der einzelnen Wesen jeder besondern Art wieder nur durch die Gattung möglich, in und aus welcher die Art, folglich auch jedes Einzelne dieser Art allein entspringen kann. Hier muß, um die Sache zu erklären, und vor Mißverstand zu schützen, gezeigt werden, wie auch der Mensch in seiner Sphäre Gattungen hervorbringt. Ich verstehe unter Gattung keinen bloßen Verstandesbegriff, sondern eine wahrhafte und wirksame Ursache. Da aber jede Ursache auf einen Verstand, auf ein selbstthätiges Wesen hinausläuft; so werde ich mich durch Beispiele aus dem Verstande und Willen am besten erläutern können.

Jeder der Gesetze des Denkens Kundige weiß, und man kann es jedem nur etwas nachdenkenden

Menschen begreiflich machen, daß, wenn wir nicht die Fähigkeit hätten, einen Gegenstand überhaupt zu denken, wir zu keiner Erkenntniß irgend eines besondern Gegenstandes würden gelangen können. Mit andern Worten: daß ohne schon vorhandene Vernunft keine Erfahrung möglich wäre. Alles Explicite setzt ein Implicites, wodurch es allein möglich wird, zum voraus. Hierhin gehört nicht, was wir erst hinten nach abstrahiren und dann wieder zuerst denken. Das Bedürfniß der Abstraction ist in der Einschränkung unserer Natur; hingegen das Vermögen nicht abstrahirter, sondern selbstthätig hervorgebrachter allgemeiner und auch einzelner Begriffe und Grundsätze, ist das Siegel unseres Göttlichen Ursprungs. — Jemand erzählte mir in diesen Tagen von Kant, daß er gesagt hätte: er würde von seinem Pferde herabsteigen, wenn es Sum sagte. Ich deßgleichen, und würde noch dazu das Pferd sehr um Verzeihung bitten, wegen der Freiheit, die ich mir aus Unwissenheit mit ihm genommen hätte.

Was ich vom Verstande bemerkt habe, gilt auch vom Willen. Wenn Du irgend einen Menschen groß-

müthig nennest, so thust Du es nicht, weil er Eine, oder auch zehn, oder auch hundert Handlungen verrichtete, die nach Großmuth aussahen, wenn auch noch so vollkommen; sondern weil Du ihm einen großmüthigen Character beimissest. Dasselbe gilt von der Gerechtigkeit, überhaupt von jeder Tugend. Nur denjenigen wirst Du tugendhaft nennen, von dem Du urtheilest, daß er eine Regel der Rechtschaffenheit in sich habe, die er immer befolgt, und der zu liebe er jede einzelne tugendhafte Handlung sich vorsetzt. Kraft dieses Archetyps, aus welchem die Tugend zuerst als Gattung hervorgeht, erzeugt der Mensch ihre Arten, und aus den Arten jede einzelne; an diesem Archetyp prüft er alle nachher abstrahirte Begriffe und Vorschriften von Tugenden, und urtheilt allein mit ihm über die Gültigkeit und durchgängige Wahrheit jener Vorschriften und Begriffe.

Nicht ein bloßes Bewußtseyn nur, sondern auch eine Erkenntniß hievon, wird in allen Menschen, weniger oder mehr entwickelt, angetroffen. Und wie sollte sie sich nicht in ihnen finden, da sie überall das Besondre nur im Allgemeinen erkennen; da sie ohne Sprache, die aus lauter allgemeinen Begriffen noth-

wendig besteht, weder ein vernünftiges Daseyn erfahren, noch irgend menschlich handeln können.

Das Wesen vernünftiger Naturen, ihr Trieb und eigenthümlicher Affect ist daher, aus dem Einzelnen heraus zu gehen, und sich von Gattung zu Gattung, immer höher, bis zum ersten Ursprung zu erheben: immer das gegenwärtige Daseyn aufzugeben, im Hervorbringen eines höheren Daseyns.

Nun besteht aber alles Leben endlicher Naturen in der Empfindung eines Selbstes, und der Empfindung eines Andern, welches nicht das Selbst ist; und da scheint es, als müßte es unmöglich seyn, daß wir das Fremde, von welchem sich das Selbst unterscheidet, anders als nur in Beziehung auf das Selbst sollten schätzen — ungereimt, daß wir es sogar höher achten, ihm das Selbst sollten nachsezzen können. Und doch ereignet sich etwas bei dem Gefühl, welches wir Liebe nennen, das wir wenigstens als eine Erscheinung dieses Ungereimten müssen gelten lassen. Dieselbe Erscheinung stellt sich bei der Tugend ein; bei jener nämlich, die zu allen Zeiten für die Wahre gehalten wurde.

Es war der Geist aller Gesetzgebungen des Alterthums, sagt Fenelon, sich selbst zu vergessen und ganz hinzugeben einer uneigennützigen Liebe: Dieser Grundsatz sey der Inbegriff ihrer Politik gewesen.

Da Du gewiß geduldiger diesen liebenswürdigen und erhabenen Mann anhören wirst als mich, so will ich ihn an meiner Stelle hier ein wenig reden und mich fortsetzen lassen.

„Platon dit souvent, que l'amour du beau „est tout le bien de l'homme; que l'homme ne „peut être heureux en soi; et que ce qu'il y a „de plus divin en lui, c'est de sortir de „soi par l'amour; et en effet, le plaisir qu'on „éprouve dans le transport des passions, n'est „qu'un effet de la pente de l'ame pour sortir de „ses bornes étroites, et pour aimer hors d'elle „le beau infini. Quand ce transport se ter- „mine au beau passager et trompeur qui reluit „dans les créatures, c'est l'amour divin qui s'é- „gare, et qui est déplacé: c'est un trait divin „en lui même, mais qui porte à faux, – – l'être „créé n'étant qu'une ombre de l'être suprême;

„mais enfin cet amour qui préfère le parfait in-
„fini à soi, est un mouvement divin et inspiré
„comme parle Platon. Cette impression est
„donnée à l'homme dès son origine. Sa gloire et
„sa perfection sont de sortir de soi par l'amour,
„de s'oublier, de se perdre. Cette idée effraye
„l'homme amoureux de lui-même et accoutumé
„de se faire le centre de tout. Mais cette idée
„qui nous étonne est le fondement de toute
„amitié et de toute justice. Nous ne pouvons
„ni accorder l'amour propre avec cette idée, ni
„l'abandonner: elle est ce qu'il y a de plus
„divin en nous."

Es sind einzelne Tropfen aus dem Meere Plato-
nischer Weisheit, was ich Dir aus Fenelon hier
abgeschrieben habe; Du weißt es; Du mußt es
wissen. Der Gedanke darüber zu reden — was mir
vorschwebt, mich alles anströmt, aus Phädrus,
Theages, Jon, Criton, Philebus, Phädon, der
Republik und den Gesetzen: so unermeßlich, so un-
erschöpflich — es beklemmt mir die Brust.

Ich bleibe beim Symposium, und im Sympo-
sium nur bei der Rede der Diotima: denn wie viel

andrer Meinung als Du bin ich auch über die vorhergegangenen Reden!

Der Hauptgedanke in der Rede der Diotima ist dieser: „Das Sterbliche wird erhalten — nicht wie „das Göttliche, welches immer durchaus dasselbe „bleibt — sondern durch fortgesetztes Erzeugen. „Durch diese Erfindung, sagt Diotima, nimmt das „Sterbliche Theil an der Unsterblichkeit, sowohl der „Leib als alles andre. Das Unsterbliche aber auf „andre Art.“

Erzeugung ist also Bild der Unsterblichkeit, Bild des Ewigen und der Schöpfung. Nur Bild, aber als solches ehrwürdig, auch in der niedrigsten Gestalt. Liebe wird genannt, was Erzeugung bewirkt.

Wie im Menschen Körper und Geist, Sterbliches und Unsterbliches mit einander verknüpft sind; so auch, und in demselben Maß, eine irdische und überirdische Begierde, eine sinnliche und intellectuelle Liebe.

Indem ich dieses niederschreibe, fällt mir ein Ausspruch des ziemlich vergessenen, trefflichen Mannes, Jaques Abbadie, ein. „Wo in einem Wesen,“ sagt dieser, „Geist und Körper mit einander vereinigt

„sind, da ist der Körper nur wie ein Gespenst an-
„zusehen." — Seit Abbadie haben sich die Dinge
sehr verändert, und es nimmt eine ganz entgegenge-
setzte Meinung, nach welcher der Körper für das
Wesen, der Geist für das Gespenst gehalten
werden muß, je mehr und mehr überhand. Dasselbe
gilt im höchsten Grade von der Liebe, deren Begei-
sterung, nicht von Plato allein, sondern überhaupt
von den Alten — auch sogar von Cato*) — als
etwas Göttliches und als das Höchste verehret: seit-
dem, als eine leidige Täuschung und verderbliche
Schwärmerei, in die äußerste Verachtung gerieth.

*) Le Romain Caton disoit, que l'ame de l'amant vivoit et habitoit en celui qu'il aimoit, d'autant qu'il s'imprime le visage, les moeurs, le naturel, la vie, les actions de ce qu'il aime, par lesquels étant conduit il abrége en peu d'heures beaucoup de chemin, et trouve une voye courte et droite, comme parlent les poëtes, pour parvenir à la vertu. (Plutarch, von der Liebe). — Da ich Raum übrig habe, will ich noch eine Stelle aus dieser Abhandlung abschreiben. „Nous sommes contraints par manifeste évidence de croire que l'accident de l'arc-en-ciel n'est autre chose qu'une réflexion du ray de notre vue qui donne dedans une nuée humide, égale et moyen-

Dennoch wird sogar auch unter uns nicht leicht sich jemand finden, der sich nicht aus der Zeit, da er die Leidenschaft der Liebe zum erstenmal empfand, erinnerte, wie ihm damals gleichsam Gesichte von etwas Höherem wurden, Gesichte aus einer besseren Welt, und plötzlich wie ein neuer Sinn, mit welchem er sich durch und durch verwandelt fühlte. Was tief im Menschen liegt, daß er seiner thierischen Natur sich schämt, auch wo sie unschuldiges, aber dieses mit Gewalt verlangt, empfand er in diesem Zustande, wie in keinem andern je zuvor. — Ich einmal kann unmöglich dafür halten, daß uns dann ein böser Geist nur täusche; uns mit jenen Gesichten nur verführen, und mit dem Abscheu an allem Unreinen, den wir dann empfinden, unserer nur spotten wolle: sondern ich glaube pünktlich und von ganzer Seele an eine darunter verborgene heilige Geschichte und Ordnung des Heils, gerade so wie sie von

nement épaisse, où elle rencontre et touche au soleil. En voyant par réflexion sa clarté et lueur, elle imprime en notre entendement cette opinion, que telle apparition soit empreinte dans la nuée. Telle est l'ingénieuse habileté et subtile invention de l'amour.

meinem Platon im Phädrus und im Gastmahl erzählt und vorgetragen werden.

Liebestrieb und Lebenstrieb sind Eins. Es ist Ein und derselbe Faden, den die Seele weder aus Nichts, noch allein aus sich selbst spinnen kann. Am allerwenigsten aber möchte wohl die Seele als ein nun zu Ende gesponnener und nun aufgewickelter Faden: als ein ruhiges Knäuel existiren, und sich ihrer selbst erfreuen können. So läugne ich auch mit Diotima, „daß die Menschen alle nach dem Eigenen „streben, es möchte denn jemand alles Gute sein „eigen, und das Böse Fremdes nennen." Ein Leben ohne Streben, Thätigkeit, ist kein Leben; ist, wie Plato im Philebus sagt — ein Schwamm. Ich glaube am wenigsten von der Gottheit, daß sie ein solcher Schwamm ihrer selbst seyn könne. Wenigstens dürfen wir nicht, wenn wir sie so betrachten, sie die Liebe — wir müßten sie die Wollust nennen; welches weder philosophisch noch Schriftmäßig wäre. Sie ist die Liebe, weil sie eine Welt erschaffen, sich außer sich ergossen hat: Ein Ideal — nicht des Egoismus, sondern des Entgegengesetzten: Urbild freier Liebe!

Ich komme nun eigentlicher zu Deiner Fortsez-zung und zu den darin aufgestellten Sätzen.

Im Gespräche des Platon wirft Diotima dem Sokrates vor: man müsse aus seinen Worten schließen, daß er das Geliebte für die Liebe halte, da doch diese das Liebende sey. Sokrates schweigt hierauf und scheint seinen Irrthum einzusehen. Du aber nimmst an, daß er geantwortet habe, und theilst uns seine Antwort mit.

Donnerstag den 28ten.

Bis hierhin war ich gestern Vormittag mit meinem Schreiben gekommen, und gedachte gestern Abend und heute früh das noch fehlende hinzu zu fügen, und meinen Brief abzuschicken. Der Deinige vom 15ten, den ich schon Sonnabend erwartet hatte, kam dazwischen, und ließ mich andres Sinnes werden. Dein Brief, wie Du selbst sagst, ist etwas beißig; und da konnte ich nun leicht in dem, was ich über Deine Fortsetzung nun eigentlicher noch zu sagen hatte, es auch etwas werden, und die Verantwortung des Aristodems, wegen seines anders

wieder Erzählen, die ich auf mich nahm, mit zu viel Lebhaftigkeit und Nachdruck führen. Es mag ruhen, bis wir uns sprechen, wenn es, wie ich hoffe, dazu kommt.

Auf Deine Gründe, warum Du nur 5 Tage in Wandsbeck verweilen kannst, antworte ich nicht, weil ich so ganz anders hierüber fühle wie Du, und Dir, si tu hic esses, gewiß solche Gründe nicht anführen würde. Es sey Dir genug, daß ich Dich erwarten, und alles übrige Dir und den guten Göttern anheim gestellt lassen will.

Gerstenberg wirst Du schwerlich sprechen; ihm ist kaum beizukommen. Ich habe ihn gar nicht gesehen, weder dießmal noch vor 6 Jahren. Was Du über das Hart angreifen sagst, kommt mir sonderbar vor. Kann man denn nicht hart angegriffen werden, ohne es zu empfinden? Dein Gesichtspunkt kann nicht allein fest, sondern sogar auch richtig seyn, und ein harter Angriff ist darum nicht weniger möglich.

Was ich Dir von Alten und Jungen neulich schrieb, hast Du unrecht verstanden. Ich redete nicht von Menschen, sondern von Meinungen, von

Formen der Religion und der Gesellschaft. — Was die Hofsprache angeht, die in meinen Ergießungen herrschen soll, so kann ich mir diesen Vorwurf nicht anders als dadurch erklären, daß Du andere Meinungen bei mir voraussetzest, als ich habe. Ueberhaupt mußt Du diesen Aufsatz sehr flüchtig gelesen haben, denn was Du ihm hauptsächlich Schuld giebst, steht gar nicht darin. — Noch schlimmer ist es mir damit in Berlin ergangen, wo man gleich daraus den Mann der neuen Offenbarungen erkannt hat, einen Mystiker, einen neuen Religionsstifter, einen Geisterseher u. s. w. Du kannst es im 2. Stück des Journals Deutschland lesen. Dieser Beurtheiler thut mir in so fern doch weniger Unrecht, als Du, weil ich wirklich an dieser Seite etwas zu débonnaire oder vielmehr zu ängstlich gewesen bin. Ich muß abbrechen und einpacken, denn übermorgen verreisen wir nach Kiel, und schicken alle unsre Sachen vorab nach Wandsbeck. Lebe wohl! Ich herze Dich brüderlich — Dich, und Tante, und Eduard und Jette. Euch allen strecke ich die Arme entgegen mit unaussprechlicher Sehnsucht und Liebe.

Dein alter Fritz.

Bruchstücke der Fortsetzung.

Allerdings ist Liebe in jedem Sinne von der Begierde im gemeinen, d. i. in dem Sinne unterschieden, worin sie vernünftigen und unvernünftigen Wesen ganz auf dieselbe Weise zukommt, und sich als ein und derselbe Trieb in beiden Gattungen auf eine ebenso mannichfaltige als bestimmte Weise offenbart. Wegen der Begierde in diesem gemeinen Sinne gehört der Mensch zum Thiergeschlecht; liebend zieht er die Thierheit aus und lernt sie verachten, sich selbst erfahrend als ein Wesen höherer Art. In der bloßen Thierheit findet durchaus keine Liebe Statt, sondern höchstens nur ein Schein davon, wie z. B. im Hunde. Wir sagen von diesem, daß er seinen Herrn liebe, und seine Treue in dieser Liebe ist sogar Symbol geworden. Wie es aber mit der Erhebung einer solchen hündischen Liebe und Treue fast bis zur Würde einer Idee, in Wahrheit gemeint sey, verräth schon das eben gebrauchte Beiwort. Das Lob der Hundestreue verlangt niemand, und schlimmeres kann von einem Menschen nicht gesagt werden als, daß er wie ein Hund mit sich umgehen lasse.

Eben so nothwendig, wie der Begriff der blos thierischen Natur die Liebe ausschließt, schließt der Be-

griff der vernünftigen Natur sie nothwendig ein. Ohne ein, wenn auch oft nur sehr dunkles, Anschauen des Guten, des Wahren, des Schönen, giebt es keine Vernunft; wo aber Wahres, Gutes und Schönes angeschaut werden, da entsteht Liebe, mit allen den Gefühlen, welche der eigensüchtigen Begierde Abbruch thun, noch vor der Entwicklung der Vernunft. Daß kein besonderer Scharfsinn dazu gehört, wahrzunehmen, was auf diese Bemerkungen führt, und factisch in jedem vorkommenden Falle zu unterscheiden zwischen Liebe und gemeiner Begierde, erhellt aus dem Gebrauche dieser Unterscheidung in allen nur einigermaßen gebildeten Sprachen. Niemand wird von dem Ehrliebenden sagen, daß er die Ehre begehre, noch von dem Ehrbegierigen, daß er sie liebe. Was der Ehrbegierige liebt, heißt Ruhm, Ansehen, Gewalt, Vorrang, und er fühlt zugleich die heftigste Begierde nach diesen Dingen, so lange er sie noch nicht besitzt, und, wenn er zu ihrem Besitz gelangt ist, nach ihrer Vermehrung. Auch der Ehrbegierige liebt also; nur nicht dasselbe, was der Ehrliebende und nicht auf dieselbe Weise.

Die blos factische Unterscheidung aber in dem angeführten Beispiele, wie in so vielen andern ähnlichen, die der Sprachgebrauch darbietet und deren eine Menge jedem Gedächtnisse sich aufdringen werden, giebt noch keineswegs Einsicht in den Grund dieser Unterscheidung und Entgegensetzung. Vielmehr gerathen wir, wenn wir jene Beispiele in nähere Betrachtung ziehen, mit uns selbst in Uneinigkeit, die vorhin angeführte

Behauptung als wahr vorausgesetzt, daß Liebe ein Vermögen höherer Art und höheres Ursprungs sey, als die allen lebendigen Naturen auf gleiche Weise zukommende Begierde. Denn sagen wir nicht auch von dem Geizigen, daß er das Geld, von dem Trunkenbolde, daß er die Völlerei liebe? Wie sollte nun das ein Vermögen höherer Art genannt werden dürfen, was uns sogar unter die Thierheit herabziehen kann?

Schwächen und sogar scheinbar vertilgen läßt sich dieser Vorwurf und der mit ihm aufgeregte Zweifel, wenn wir ihm entgegensetzen, daß hier der Liebe nichts angeschuldigt werde, was nicht die Vernunft selbst, und ihre Quelle, die Freiheit, in gleichem Maße treffe. Von jeher sind ja diesen ganz dieselben Vorwürfe gemacht worden, selbst von angesehenen Weltweisen. Welche Ausschweifung, läßt Cicero seinen Catulus sagen, welche Handlung zügelloser Willkühr, des Muthwillens, der Wollust, der Habsucht, welches Verbrechen, von was Art es sey, wird entworfen und vollbracht ohne Zuthun der Vernunft? Geht nicht alles Vorsetzliche aus ihr allein hervor? Entwurf, Ueberlegung, Wahl, Beschluß sind ihr eigenthümliches Geschäft. Sie ist es, die jede Kunst, jede Geschicklichkeit ersinnt, und wem? Etwa nur dem Wohlmeinenden, und nicht auch einer Medea, einem Thyestes und Atreus? Ueberall unter den Menschen finden wir sie geschäftiger, dem Betruge, der Hinterlist, der Unmäßigkeit und Ungerechtigkeit, der Herrschsucht und der Habsucht, überhaupt dem Bösen zu dienen, als dem Guten. Und so ist sie offenbar für

den Menschen, da sie zum Bösen wie zum Guten sich gebrauchen läßt, ihr Gebrauch zum Bösen aber, wie die Erfahrung lehrt, der fast allgemeine ist, nicht blos eine zweideutige, sondern eine schädliche Gabe. Fühlen wir uns nichts desto weniger innerlich genöthigt, ihre Beraubung für das größte unter allen Uebeln zu halten, so werden wir eben dadurch nur desto elender. Denn wir setzen sie doch wohl nur darum über alle andere Güter, weil sie allein uns soll wahrhaft weise, gut und glücklich machen können. Kann sie dieses, so thut sie es doch in dem Menschen nie. Keiner, der nicht von Natur schon gut und weise war, ist es durch ihre Geschäftigkeit geworden. Und möge sie denn auch den Weisen noch weiser, den Tugendhaften noch tugendhafter machen, den Bösartigen macht sie dagegen ganz auf dieselbe Weise auch bösartiger."

Ungeachtet dieser so oft wiederholten bitteren Vorwürfe, welche bei den Alten mehr ein irreligiöser, bei den Neueren, in blindem Muthe, mehr ein religiöser Eifer geltend zu machen gesucht hat, ist die Vernunft, vor wie nach, in dem unerschütterlichen Besitz geblieben, nicht nur für das höhere und höchste Vermögen in dem Menschen, sondern für ein durchaus allerhöchstes unbedingt anerkannt, und damit außer alle Vergleichung mit anderen Kräften, Eigenschaften und Gaben gesetzt zu werden, als ein überschwengliches Wesen. Was man auch, aus dem Grunde ihres Thuns und Lassens, ihres zweideutigen Vermögens und offenbaren Unvermögens, wider sie aufbringen möge; es bleibt

ohne Kraft und bedarf eben so wenig einer Widerlegung, als eine solche, mit einigem Sinne, auch nur unternommen werden könnte. Das höchste Ansehen der Vernunft beruht auf der unmittelbaren Gewalt dieses Ansehens, auf dem Machtworte, durch welches sie als ein allerhöchstes sich selbst ausspricht.

Dagegen nun die Liebe? Fände sich auch in ihr, was sie mit gleicher Kraft zu retten fähig wäre? In Wahrheit, ihr wird schlecht geholfen seyn durch eine Aehnlichkeit mit Vernunft und Freiheit nur an der verdächtigen Seite von diesen, wenn sie nicht zugleich aufweisen kann, daß und wie sie mit denselben in einer solchen wesentlichen Verbindung und innigen Gemeinschaft stehe, die sie wie zu einer dritten Person in dieser Gottheit mache.

Daß sie dieses vermögen sollte, scheint, wenigstens auf den ersten Anblick, sich auch nicht einmal von ferne denken zu lassen. Unding ist eine Liebe unter der Herrschaft der Vernunft, und die dem Menschen seine Freiheit ließe, so daß er nach seinem Gutfinden sie einrichten, schwächen und verstärken, sie hierhin oder dorthin leiten möchte, ist Unding. Unding wäre aber ebenso auch die Vernunft, wenn sie, wie man wohl unverständig sich ausdrückt, von der Liebe unterjocht, verblendet, verführt, bethört, in Fesseln gelegt werden könnte. Die eine dieser Vorstellungen ist gerade so ungereimt als die andere. Unvernünftig wäre eine Vernunft, die der Liebe, lieblos eine Liebe, die der Ver-

nunft gehorchte. Man bestimme nur genauer die Begriffe von beiden (die durchgängig angenommen sind, und von denen wir darum auch auszugehen uns genöthigt fanden), und es wird sogleich augenscheinlich, daß beide Wesen aus jenen Begriffen hervortreten als zwei durchaus verschiedene, durchaus unabhängige Mächte, unvergleichbar in Gewalt, Eigenschaft und Bestreben. So wie jene nichts vermag über diese, so auch wieder diese nichts über jene. Ja, es weiß nicht einmal die eine von der andern; sie kennen einander nicht. Der Mensch aber, den die eine wie die andere ausschließend zu besitzen strebt, weiß von beiden, doch, wie er wunderlich zwischen ihnen getheilt ist, nur lauter unvollkommenes. Und so bildet sich (dürfte man demnach wohl annehmen), in ihm jener zwiefache Wahn von einer schlimmen Seite an der Vernunft und einer guten an der Liebe. Der gute Schein an der Liebe, zufolge dieser Ansicht, entstände blos daher, daß ihr die Vernunft im Wege ist, Besitz von dem ganzen Menschen zu nehmen und ihn mit Unmäßigkeit zu erfüllen. Der böse Schein an der Vernunft, daß ebenso die Liebe allein ihr im Wege ist, Besitz von dem ganzen Menschen zu nehmen und ihn zu erfüllen allein mit sich.

Dieß mag nun gelten oder nicht, so wird sich in alle Wege zeigen, daß die Liebe nicht unter der Vernunft begriffen, nicht aus ihr abgeleitet werden kann als ein zweites oder drittes, welches nothwendig mit ihr und in ihr, als dem Ersten, Obersten, Ursprünglichen, sich zugleich darstellte. Wollte man aber die

Liebe als das Erste, Oberste, Ursprüngliche setzen, so daß Vernunft und Freiheit unter ihr begriffen wären als ein Zweites und Drittes, dergestalt, daß diese zu ihrem Wesen zwar gehörten, aber keineswegs über sie erhaben wären, sondern abhängig von ihr, so hieße das ja offenbar über die Vernunft den Wahnsinn erheben. Denn daß die Liebe aus dem Geschlecht des Wahnsinns sey, hat noch nie ein Mensch geleugnet.

Gewiß keiner! Auch nicht jener, der unter allen Menschen von der Liebe am erhabensten geredet hat, am erhabensten zugleich von der Vernunft, Platon der Göttliche. Doch weit entfernt, zurückzubeben vor diesem Vorwurfe, faßte er ihn schärfer nur ins Auge, ergriff ihn, und ließ ihn das Panier seyn im Kriege wider jene Unwissenden und Rohen, die den Unbegeisterten allein für weise, jeden Begeisterten für einen Unsinnigen und Verrückten halten. Er scheute sich nicht, ein Verrückter genannt zu werden von denen, die wohl unverrückt ankleben nur dem Irdischen, und sich so ganz bei Sinnen zu erhalten wissen, daß sie des Uebersinnlichen und Ueberirdischen nie inne werden.

Und wer möchte nicht mit ihm seyn, von diesen sich scheidend, die, abgewandt von dem Lichte, in welchem Urgebild und Urbildendes ungetrennt und unzertrennlich sich darstellen, ewig nur in dem sie umgaukelnden Schattengewebe sich vertiefen und aus ihm sich anfüllen mit Wahrsagerei wider das Wahre? Wendet man sie mit Gewalt gegen das Licht, so rufen sie

— gewöhnt an die Finsternisse ihres Ortes und nun lichtgeblendet — mit Unwillen aus: Welche Nacht! Und hören sie dann ebenso ausrufen den Lichtschauer, wenn er, hingewandt nach ihren Finsternissen, und nachtgeblendet, auch schauert und wankt, so erheben sie über ihn ein lautes Hohngelächter, schreien und spotten: daß er Sichtbares zu suchen nicht verstehe, aber Unsichtbares sehen und zeigen zu können sich rühme. Der Verrückte! Wie der aus sich selbst beginnende, der göttliche Tugenden aus des eigenen Herzens Geist und Empfindung erzeugende Heros erhaben ist über den später von ihm nur träumenden Fabler, so überall des Geistes und Herzens vorbildende Kraft über nachbildende Besinnung. Diese, dem Einbildungsvermögen folgend und mit ihm erzeugend den Verstand, kann ewig nur da beginnen, wo jene schon vollendet hat, und muß unwissend bleiben, in sich allein, jedes ersten Ursprunges und jedes letzten Zwecks. Echo des freithätigen Geistes, hallt sie nach, Endlaute ohne Zahl; aber anzustimmen schöpferisches Wort vermag sie nicht.

Vermag es aber der Geist selbst, der den Menschen belebende? Oder ist auch in ihm, was als vorbildende Kraft erscheint, nur ein geheimeres Nachbilden aus tiefer wirkender Besinnung, nicht eine wahrhaft beginnende schöpferische Kraft?

Ohne allen Beginn und ganz und allein aus sich selbst ist nur Einer. Alles vielfach vorhandene ist von ihm, und konnte des Geistes blos theilhaftig werden, ewig von ihm unterschieden und ewig nur aus ihm

Daseyn und Leben schöpfend. Das aber ist die Theilhaftigkeit des Geistes, daß mit ihr Freiheit empfangen wird und Liebe; des Guten und Schönen Gefühl und aus ihm des Wahren Erkenntniß. Ohne Freiheit keine Selbstständigkeit und überall kein Geist; denn selbst zu seyn, und aus sich unmittelbar zu wirken, ist des Geistes Anfang. Freiheit aber ohne Liebe wäre nur blindes Ungefähr, wie Vernunft ohne Freiheit nur blinder Nothwendigkeit Echo. . . . .

Liebe und Begierde sind allerdings wesentlich verschieden von einander; diejenige Begierde nämlich, die das Selbst allein, nie einen Gegenstand außer ihm unmittelbar zur Absicht hat. Sie will von diesem nur die Wirkung in das Selbst, nur das von ihm, was jenem nützlich ist. Darum genügt Anschauung ihr so wenig, daß vielmehr die Gegenwart ihres Gegenstandes sie nur heftiger antreibt, ihn an sich zu reißen, daß sie ihn verschlinge. Noch mehr: es gehört zu ihrem Wesen, anschauungslos zu seyn und blind. Auch das Selbst sieht sie nicht, aber sie will es überall und läßt nicht zu, daß sich etwas darüber erhebe. In ihm soll sich alles, es selbst soll sich in nichts verlieren.

* * *

Wenn wir von einem dem Geld- oder Ehrgeiz ergebenen sagen, daß er das Geld oder Ansehen und

Macht liebe, so meinen wir damit, daß er beides unmittelbar begehre, als Zweck, nicht als Mittel; darum nennen wir auch diese Leidenschaften thöricht und lasterhaft. Wenn er sie blos als Mittel liebte, so wären sie ihm nicht das Höchste, und er liebte eigentlich etwas anderes. Mit der Liebe verknüpft sich von selbst der Begriff der Uneigennützigkeit, d. h. wir hangen einem Gegenstande nicht an und trachten ihm nicht nach um eines Nutzens willen, den er uns verschaffen soll, sondern um sein selbst.

* * *

Ich liebe über alles die Jagd, heißt: ich finde meinen höchsten Genuß im Jagen. Ich werde aber nie sagen im Jagen, daß ich jetzt liebe. Dasselbe gilt vom Spiele, vom Kriege u. s. f. Die Liebe findet nur in der Unvollkommenheit des Genusses Statt. Die Jagd lieben, heißt wünschen, immer auf der Jagd seyn zu können. Man liebt sie nicht wegen des Vergnügens, das sie giebt, sondern sie ist das Vergnügen selbst. Immer ist, wo Liebe ist, Abhängigkeit von einem Gegenstande, Bedürfniß; ich habe nicht selbst, was mir den Genuß geben kann. Die Liebe fängt an, weder mit einer Begierde, noch mit einem Genusse, sondern mit Ahnung.

* * *

Ich begehre das Abwesende, was ich gegenwärtig und wirklich nicht genieße; lieben aber kann ich auch das Gegenwärtige, und mitten im Genuß am stärksten.

Mich selbst kann ich schlechterdings nicht begehren, wohl aber lieben. Doch kann ich allerdings begehren, was mich mir selbst liebenswürdig machen wird.

* * *

Genuß und Vollkommenheit widersprechen sich. Sich selbst genießen ist wie die Ursache seiner selbst seyn. Leerer Schulwitz. Genuß ist nur im Uebergange von einem geringeren Zustande zu einem besseren.

* * *

Liebe ist vorbildende schöpferische Kraft, d. h. nicht schaffend nach einem Ideal, sondern schaffend das Ideal. Darum ist Gott selbst das absolute Maß, das Urbild von allem.

* * *

Liebe ist Thätigkeit. Wir werden nicht gewahr, daß wir das Leben über alles lieben, als wenn es in Gefahr kommt, und doch ist die Begierde, die zur Erhaltung des Lebens wirkt, die mächtigste, die absolute Begierde.

* * *

Wenn ich mit meinem Auge am Auge des Geliebten hange und seine Seele in mich zu trinken strebe, so will ich sie doch nicht so in mich trinken, daß ich ein für allemal satt werde, und des Freundes nicht mehr bedürfe. Ich will ihn ewig bedürfen und ewig genießen.

Die Liebe endigt in ihrem Gegenstande. Er kann ihr nur sich selbst geben; aber geben muß er, sonst ist keine Liebe. Was ich liebe, dem opfere ich mich auf. Man lebt nur in dem, was man liebt. Was vor der Liebe war, stirbt, und die Seele sucht sich ein neues Wesen.

* * *

Die Liebe ist ein Mittel der Erhebung aus dem Sinnlichen zum Uebersinnlichen, aus dem Sterblichen zum Unsterblichen; dieses Mittel geht durch die ganze Weltbildung, belebt sie, ist das lebendige Mittelglied zwischen dem Schöpfer und dem Geschöpf. Gemeines soll in Edles, Sterbliches in Unsterbliches verwandelt werden. Von allem überirdischen kann allein das Schöne gleichsam mit Augen gesehen werden; darum ist es die Stufe, auf welcher von dem Vergänglichen zum Unvergänglichen aufgestiegen wird. Das Schöne flößt Liebe ein, d. i. ein Verlangen, mit ihm zu leben und fortzupflanzen.

* * *

Wir können nichts Schönes wahrnehmen, ohne daß der Gedanke wenigstens dunkel in uns entsteht: Liebe hat es geschaffen und Wohlwollen. Schönheit und blindes Ungefähr widersprechen sich.

* * *

Wir können im Grunde nichts anderes lieben als unser Leben; alle endliche Wesen aber haben ihr Leben

außer sich. Gott, um zu lieben, muß gewissermaßen aus sich herausgehen und Mensch werden. Wenn er nicht geschaffen hätte, ließe sich in ihm keine Liebe denken.

Vorrede

zu einem

überflüssigen Taschenbuche für das Jahr 1800,

in

einem Schreiben und Nachschreiben an den Herausgeber des Taschenbuches.



Anmerkung für das Publikum.

Der Verfasser des folgenden Briefes hält es für nöthig, über die Anwendung der neuesten Philosophie, welche darin beiläufig statt gefunden hat, folgende Erklärung — gewisser unjovialischer Leser wegen — von sich zu geben. Er versichert:

1. Daß dieser Brief nicht mit der Absicht, jene Anwendung zu machen, begonnen wurde. Sie hat sich unter der Hand eingefunden; hat sich der Laune gewissermaßen aufgedrungen — gerade so wie nachher die Anwendung der Oekonomistenlehre, deren Grundsätze die eigenen Grundsätze des Verfassers sind.

Er bittet zu bemerken:

2. Daß wenn die neueste Philosophie durch die hier von ihr gemachte Anwendung ein etwas lächerliches Ansehen bekommt, man dieses allein seiner Kunst, sie auf solche Weise zu gebrauchen oder geltend zu machen, beizumessen und zu verdanken habe. Nur hat Er nicht diese Kunst zuerst erfunden, sondern er stellt sie nur nachahmend dar. Wenn jene Originale, die ihm wahrscheinlich, bekannt und unbekannt, vorschwebten, durch seine Darstellung an sich selbst erinnert, und des Dienstes, den sie der Philosophie leisten, inne werden sollten, so hätte er sich einer guten Handlung, die vielleicht ersprießlich würde, zu erfreuen; aber keiner verdienstlichen: denn, wahrlich! auch diese Absicht lag ihm nicht im Sinne, während er schrieb; er folgte, wie ich schon gesagt, blos seiner Laune, und hatte nur sein Ziel, die Rettung des Ueberflüssigen, im Auge.

Seine aufrichtige Meinung in Absicht der Transscendental-Philosophie selbst ist:

8. Daß nur derjenige, der unwissend und abgeschmackt genug wäre, um Geometrie und Arithmetik gering zu schätzen und zu verspotten; jene, weil sie keine Substanzen, diese, weil sie keine Zahlenbedeutung, nicht das Werttseyende hervorbringt; daß nur ein solcher auch Transcendental-Philosophie gering schätzen und verspotten dürfte. Dieses konnte um so weniger des Verfassers Fall seyn, da er nicht ohne Antheil an der Entstehung der neuesten Philosophie, und keinesweges diesen Ruhm aufzugeben gesonnen ist. Aus dieser Blutsfreundschaft erklärt sich die Vertraulichkeit, worin er mit ihr lebt. Er darf mit ihr scherzen, und den Scherz bis zum Muthwillen treiben, ohne Gefahr zu laufen, daß sie ihn je mißverstehen werde. Sie weiß, daß er sie nicht aufziehen kann, ohne sich selbst mit zum Besten zu geben. — Und gehörte es nicht zum Triumph der Imperatoren, daß ihre Siegsgefährten sie mit Spottliedern begleiteten? Dieß sey gesagt dem Starken! Zugleich lasse er sich erinnern an jene Rede des alten Shandy, als diesem, anstatt des arabischen Hengstes, ein Maulesel gefohlt wurde. „Siehe," sprach er zu Obadiah, „was du gemacht hast!" „Ich habe es nicht gethan," antwortete Obadiah. — „Wie kann ich das wissen?" erwiederte Shandy — Und nun war er versöhnt mit Obadiah — Aber nicht mit dem Maulesel.

Eutin 1799. Am heiligen 3 Königs Tage.

Deine Sorge, du lieber alter Freund, um einen neuen Titel für dein Taschenbuch, dem neuen Verleger zu Liebe, der ihn wünscht, und der es, sagst du, gut mit dir meint, wie mit sich selbst: Eine natürliche Gemüthsverfassung der Verleger — nach geschlossenem Contract! — Eure gemeinschaftliche Sorge also, und daß ihr beide (denn auch Freund Perthes ist schon bittend bei mir eingekommen) in dieser Verlegenheit zu mir Eure Zuflucht nehmt, hat mich sonderbar betroffen. Ich sollte freilich wohl Rath geben können, es ist mein Beruf; und keine Ausnahme gilt, wenn ich meines ganzen Titels werth bin; wenn ich die höchste Stufe der Rathgebung, der unbestimmt und darum unbedingt allgemeinen (zumal in verzweifelten Fällen) die man die geheime nennt, nicht als ein Unwürdiger erstiegen habe. Euch ein solcher zu erscheinen, gienge mir zu nah. Also

G 2

habe ich mich aufgemacht, und wie ehemals in den Tagen meiner Kraft, unmittelbar die Schwierigkeit selbst angesprochen.

Wie ich sie scharf ins Auge faßte, so faßte sie mich wieder; säumte auch nicht mit der Antwort: Schreibe! sprach sie — Schreibe:

Ueberflüssiges Taschenbuch.

Ich glaubte, das Orakel hätte mich zum Besten. Es verdroß mich; aber ich verbarg meine Empfindlichkeit, wiederholte mein Ansinnen, und stellte vor: Wie die ertheilte Antwort keinesweges belehrend sey; sie werfe uns nur unsere Unwissenheit vor, die wir selbst angäben, um davon befreit zu werden. Wir verlangten nämlich zu erfahren:

Welches dringende Bedürfniß des Publikums die Erscheinung unseres Taschenbuches nothwendig, also mit Nichten überflüssig mache.

Hätten wir, fuhr ich fort (der Aerger, den ich bei der Wiederholung des Wortes überflüssig empfand, machte mich keck) — hätten wir Muße und Fähigkeit gehabt, in der neuesten Philosophie vollkommen zu werden bis zur Uebermeisterung des Mei-

sters, wie es schon einigen gelungen ist, so brauchten wir keine gute Worte zu geben; wir könnten durch Anwendung der peinlichen Frage, ich meine der philosophischen Deduction, alles mit Gewalt erfahren. Es müßte in der That ein Leichtes seyn, die Beschaffenheit und den ausdrücklichen Namen jenes Bedürfnisses des Publikums, welches unserem Taschenbuche zum Grunde liegt, auf diesem absoluten Wege herbei zu führen, da wir von dem Daseyn eines solchen Bedürfnisses überhaupt die vollkommenste Gewißheit haben.

Wir haben die vollkommenste Gewißheit von dem Daseyn jenes Bedürfnisses überhaupt, weil wir mit Gewißheit wissen, daß wir in Absicht auf dasselbe innerlich und äußerlich geschäftig sind; daß wir in Absicht auf dasselbe wirklich handeln; es ist der Gegenstand unseres Handelns, und wir werden in Handlung gesetzt durch diesen Gegenstand; er ist also vor unserem Handeln, das heißt, wir sehen und werden gewahr und inne nur durch ihn hindurch unser Handeln: Also ist seine Realität und Wirklichkeit zum wenigsten gleich der Realität und Wirklichkeit unseres Handelns; und die Realität und

Wirklichkeit unseres Handelns ist wieder gleich, zum wenigsten! unserer eigenen Realität und Wirklichkeit — welches wir hinreichend finden zu unserer Beruhigung. Wir verlangen nicht gewisser zu seyn von jenem dringenden Bedürfnisse des Publikums, worauf die Unmöglichkeit der Nicht-Erscheinung unseres Taschenbuches beruht, als wir gewiß sind von dem Hervorbringen selbst dieses Taschenbuches, das ist, von unserem eigenen Daseyn und Wirken.

Was die Lauterkeit unseres Bestrebens angeht, so kann sie unter Verständigen, nach dem Gesagten, wohl nicht mehr in Frage kommen. Sie noch besonders darthun zu wollen, hieße Licht ins Licht stellen, um sich an einem eiteln Farbenspiele zu erfreuen. Wir verschmähen jeden Anstrich, selbst den Anstrich des Lichts. Wie sollte auch nur irgend etwas von dem eigennützigen Triebe, irgend etwas Absichtliches und dadurch unlauteres bei uns mit im Spiele seyn, da wir so offenbar eigentlich noch gar nicht wissen, was wir vorhaben; den Nutzen, der gestiftet werden soll, auf keine Weise kennen: sondern darüber hier erst Belehrung suchen? — Und diese Belehrung (wieder im höchsten Grade uneigennützig!)

suchen wir keinesweges für uns, sondern allein für das Publikum. Weder schnöde Neugier, noch ein ungeduldiges Verlangen, den Dank, den wir verdienen werden, im voraus zu genießen, ist der Grund unseres ernstlichen Nachforschens. Wahrlich, in die eigene Unwissenheit ergäben wir uns ruhig und mit Freuden, da sie, als ein untrüglicher Beweis der Lauterkeit unserer Gesinnungen, noch in diesem Augenblick unseren größten Stolz ausmacht. Gern also und mit Freuden beharrten wir in ihr; gern und mit Freuden ließen wir die rechte Hand nicht wissen, was die linke thun wird: könnte nur unser Handeln, in dieser Reinheit fortgesetzt, auch zur Vollendung kommen und sein Ziel wirklich erreichen. Leider ist dieß unmöglich. Das Publikum muß nothwendig sein Bedürfniß erfahren, wenn es die Hülfe, die wir ihm bereiten, annehmen, sie begierig ergreifen und sich zu Nutze machen soll. Bliebe dieses aus, so würde unser Zweckbegriff aus Mangel an Erfüllung eitel; seine Realität, die wir, a priori, aus dem seinen Gegenstand mit Gewalt voraussetzenden Triebe in unserem Inwendigen, geschöpft hatten, versiegte, a posteriori, in dem äußerlichen

Sande des nicht zum Vorschein kommenden Bedürfnisses. Ein solches Ausbleiben mit seinen Folgen zu verhindern, ist uns daher in unserem Zweckbegriffe schlechterdings mit aufgegeben; oder: So gewiß das dringende Bedürfniß unseres Taschenbuches für das Publikum vorhanden ist; so gewiß muß auch das Gefühl dieses Bedürfnisses von uns im Publikum erregt werden.

Es ließe sich auf eine unendlich mannichfaltige Weise darthun, wie uns mit der Handlung, wodurch wir ein dem Publikum unentbehrliches Taschenbuch nothwendig hervorbringen, die Pflicht zugleich entsteht, es nicht vergeblich hervorzubringen; zugleich mit dieser Pflicht aber auch der Glaube, den uns das Gewissen auferlegt, daß wir es nicht vergeblich hervorbringen werden. Das Erregungsmittel, das wir suchen, muß sich also finden lassen, weil es schlechterdings gefunden werden soll. Wir nennen es, den Titel des Buchs, und bitten jetzt noch einmal, ernstlicher, um desselben Offenbarung.

Noch tönte die letzte Sylbe meines Vortrags, als schon dieselbe antwortende Stimme sich wieder

hören ließ. Schreibe, sprach sie, mit einem halb drohenden und halb verdrießlichen Tone — Schreibe:

Ueberflüssiges Taschenbuch!

Mich erschütterte die Wiederholung; mich empörte der Ton, womit sie ausgesprochen wurde. Abzulassen war dennoch unmöglich. Selbstbewußtseyn und Gewissen, die ganze theoretische und praktische Vernunft standen auf dem Spiel; ich war darum, wenn ich den Titel nicht herausbrachte; ich hatte keine Religion, wenn ich abließ zu glauben und mit Gewalt vorauszusetzen, daß ich ihn gewiß herausbringen würde, gesetzt ich wüßte auch, daß er nicht herauszubringen wäre. Hievon wollte ich ausgehen, und auch mit Verdruß und Zorn mich hören lassen — als in dem Augenblicke, da ich nur den Mund zum Reden wieder öffnete, das unbegreifliche Gebot zum dritten Mal mir in die Ohren drang; dießmal mit einer Gewalt, die mich zu Boden schlug und, ich wußte nicht wie, mein Inneres bezwang.

Was ist das? fragte ich mich selbst. — Verbirgt der Ausspruch, der dich kränkt, vielleicht einen geheimen großen Sinn, so daß, in diesem Sinne, ein überflüssiges Taschenbuch gegenwärtig in der That

das unentbehrlichste, gegenwärtig für Deutschland das dringendste Bedürfniß wäre, in so fern es Taschenbücher überhaupt bedarf?

Ich verweilte bei diesem Gedanken, und es wurde heller vor meinen Augen.

Was mir zuerst auffiel, war, daß noch gar kein überflüssiges Taschenbuch vorhanden sey; nicht in Deutschland; vielleicht nicht auf Erden. Es fehlte also; fehlte nicht allein dem Vaterlande, sondern der Menschheit: und so lange es fehlte — fehlte mit ihm zugleich die Grenzbestimmung der Nothdurft; man schwebte im Chaos des Unbestimmten, man tappte im Dunkeln, arbeitete ins Wilde.

Ein überflüssiges Taschenbuch wird demnach entbehrt, folglich gefodert — Nicht blos als zur Totalität der Taschenbücher gehörig und nothwendig mit enthalten in ihrem Begriff; sondern — Es wird entbehrt und gefodert, als ein Erstes! Es wird a priori entbehrt und gefodert! — Alle Taschenbücher vor dem Ueberflüssigen haben dasselbe voraussetzen müssen, und sind nur in Hinsicht auf dasselbe entstanden; sie liefen Alle nach diesem Ziele und Zeichen der Vollendung — um es zu setzen. Es

konnte aber in alle Ewigkeiten nicht gesetzt werden, und niemand hätte jemals nach ihm laufen können, um es zu setzen; wäre es nicht schon gesetzt gewesen — im voraus, das ist, a priori.

Diejenigen, denen dieses nicht gleich einleuchten möchte, brauche ich nur zu erinnern — nicht erst zu belehren*) — daß Ueberfluß und Mangel eine gemeinschaftliche Grenze haben. Die Linie, die beide von einander sondert, hat, wie die mathematische, keine Breite. Es ist daher unmöglich, blos dem Mangel abzuhelfen; unmöglich, das Genug auszumachen, es zu finden und zu verschaffen, ehe das Ueberflüssige vorhanden ist. Das Ueberflüssige als

*) Das Belehren ist überhaupt unmöglich, weil es unmöglich ist, daß jemand lerne, was er nicht im Grunde schon weiß. Dürftig, unvollständig, hat dieß schon Plato eingesehen; man lese den Menon. Thiere lernen nie reden. Warum? Weil sie nicht schon a priori heimlich reden, d. i. Sprache erfinden können, und nothwendig erfinden. Also beides, Lehren und Lernen, ist an sich überflüssig. Dennoch aber unentbehrlich, wie ich nachher zeigen werde — wenn ich Raum dazu behalte, und es nicht vergesse. — Also zugleich überflüssig und unentbehrlich, gerade wie unser Taschenbuch.

solches verachten wir insgesammt; wir wünschen nur genug zu haben. Mehr als genug ist weniger als Nichts, denn es ist ein Unding, und seine angebliche Vorstellung ein baarer Nicht — Gedanke. Also nur um eben genug und durchaus nicht mehr zu haben, streben wir nach dem Ueberflusse, der von dem Ueberflüssigen nicht sorgfältig genug unterschieden werden kann. Unter Ueberfluß versteht der Weise blos den Moment des Ueberfließens: das absolute Genug — welches nie ist, sondern nur wird; und nur wird, um nicht mehr zu seyn; welches überhaupt nicht seyn, sondern nur gedacht werden kann, als ein bloßes Denken des Moments der Handlung eines Ueberfließenden, das nicht überfließt.

Hier stand meine Betrachtung plötzlich still, so daß ich ihr, da wir in gezogenem Galoppe waren, beinah über den Kopf stürzte. Ein Gedanke war ihr in die Zügel gefallen. Er fragte: Wo sie hin wollte? Sie sollte sich besinnen, sollte ihn anhören! Er sagte:

Ich bitte dich! — Wenn das Genug vor dem Ueberflüssigen unmöglich, und auch nach ihm unmöglich; das Ueberflüssige selbst aber ein verächtliches

Unding und noch weniger als nichts ist; was soll aus dem Ueberflusse werden, der nur ein Ueberfließen ist — und nicht ist; und den du doch willst allein für etwas gelten lassen? — Was fließt denn, und wohin fließt es? Siehe, du behältst ja nur das Fließen eines Fließens! Und nicht einmal das behältst du, denn du hast nur einen mathematischen Augenblick, in dem nichts fließen kann. Und du hast ihn nicht, weil es unmöglich ist, daß ein solcher Augenblick je da sey, oder als vorhanden nur gedacht werde. Dieß erwäge, und, noch einmal besinne dich; oder antworte, wenn du es vermagst."

Die Betrachtung wußte nichts zu antworten. Ich auch nicht. Wir kehrten beide um und nahmen den ehrlichen Gedanken mit, damit er uns die Stelle zeigte, wo wir vom rechten Wege abgekommen waren.

Er führte uns zurück bis zum Ueberflüssigen als solchem. Hier hatten wir uns verirrt, und machten nun große Augen — darüber, daß wir sie vorher nicht genug aufgethan hatten; daß wir so unverzeihlich, ja im eigentlichen Wortverstande so unendlich blind und — dumm gewesen.

Es ist in der That nicht auszusprechen, wie beschämt wir da standen vor dem Ueberflüssigen als solchem, jetzt, da wir es in seiner unendlichen Realität erblickten; es erkannten als das einzige Ansich, es ergriffen im unmittelbaren Anschaun, überschwenglich! als dasjenige, was Allein — Nicht Nichts ist . . . Und wir hatten es, unverantwortlich unbesonnen, für weniger als Nichts gehalten!

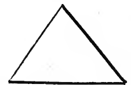
Aber süß war nach dem Schrecken die Erholung. Triumph! das Räthsel war gelöst, das Gesuchte entdeckt. Nicht mehr einzelne Sterne giengen dem Hinschauenden nach einander auf: Alle zugleich, so viele Sonnen, traten hervor, und verwandelten in Licht das ganze All.

In diesem Lichte schrieb ich wie mir geheißen war. Der empfangene Rath war mein eigener geworden; ich hatte keinen geheimen Sinn mehr zu erforschen: Alles war offenbar, und ließ sich offenbaren Jedwedem.

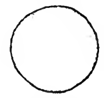
Mit der That will ich es beweisen. Wer nur drei zählen kann, soll es fassen und inne werden: Wie das Ueberflüssige allein Alles; das Nicht-Ueber-

flüssige hingegen ein Unding, ein leeres Hirngespinst, eine durch und durch grundlose Erdichtung sey.

Zuerst spreche der Augenschein. Ich beschreibe einen Triangel — Hier steht er:



Es darf auch ein Cirkel seyn.



Oder welche Figur man will. Man beschreibe sie nur, lasse sie entstehen vor seinen Augen, beschaue sie, und frage sich dann: ob es möglich gewesen wäre, sie zu entwerfen, wäre nicht vorhanden gewesen zuvor — ein Ueberflüssiges des Raums. Alle Figuren, man nehme sie so groß und so klein an, als man will, haben zum Inhalt einen Theil dieses unendlichen Ueberflüssigen; und werden bestimmt, werden zu dem, was sie sind, durch eben

dieses unendliche Ueberflüssige außer ihnen. Also beides, Materie und Form, empfangen sie allein vom Ueberflüssigen; sie sind von demselben nur so viele verschiedene Gestalten: zufällige! — und können nicht gedacht werden, wenn nicht vor ihnen gedacht wird jenes Ueberflüssige als für sich allein bestehend, ein Nothwendiges und absolut Erstes.

Aus der Mathematik wollen wir hinübergehen zur Physik.

Nimm den Ball, den ich dir reiche, und schleudere ihn nach jenem aufgerichteten Ziele. — Du hast es erreicht und getroffen. — Hättest du es erreichen und an dieser Stelle treffen können, wenn du nicht dem Ball eine Bewegung gegeben, die über das Ziel hinaus reichte? Gerade mit diesem Ueberflüssigen der Kraft hast du getroffen. Ja du bedurftest eines doppelt Ueberflüssigen dazu. Einmal, eines Ueberflüssigen der Kraft in dir selbst, um dem Ball überhaupt eine Bewegung zu geben; hernach eines bestimmten Ueberflüssigen im Ball, welches das Treffen bewirkte. — Wie in diesem Beispiel, so in jedem Falle, ohne Ausnahme. Kein Ziel wird erreicht, keine Handlung kommt zu Stande,

kein Werk weder der Natur noch der Kunst gelangt zum Daseyn anders, als durch ein Ueberflüssiges der Kraft und mit demselben.

Nun trete auch die Metaphysik auf.

Wenn ich sage, daß sie nichts anders ist als das rein Ueberflüssige im Verstande, so rede ich nicht aus mir selbst. Der tiefdenkendste unter den Philosophen, wenigstens des gegenwärtigen Jahrhunderts (ich nenne ihn nicht den tiefsinnigsten; denn tiefsinnig sind nur die Gemüthskranken, sagt Kant, in seiner Anthropologie — ich fürchte, mir zu Gehör! —) der Mann also, von beispielloser Denkkraft nach meinem Urtheil, Fichte, hat bewiesen, daß man zur höheren und allein wahren Philosophie dadurch einzig gelange, daß man sich vom nothwendigen und zu jedem vernünftigen Denken sonst vollkommen hinreichenden Abstrahiren und Reflectiren — zum Ueberflüssigen durch absolute Freiheit erhebe. Das absolut und durch und durch überflüssige Denken ist demnach ausschließlich ein philosophisches Denken, und was durch ein solches Denken entsteht, allein Wissenschaft und wahre Wahrheit.

Aber nicht blos die höhere Philosophie, sondern jede, auch die gemeinste Erkenntniß, hat im Ueberflüssigen allein ihr Wesen, weil sie — in Begriffen allein ihr Wesen hat; diese aber, ohne Ausnahme und nothwendig, aus einem Ueberflüssigen der Vorstelluug müssen heraus gegriffen und heraus gerissen werden, ungefähr wie die Figuren aus dem Raume. Der alte Spruch: Determinatio est negatio, gilt unbedingt und ewig. Einen Gegenstand in der Vorstellung bestimmen, und seinen Begriff hervorbringen, ist Eins. Wenn nun bestimmen verneinen ist, so versteht sich das Uebrige von selbst. Schluß auf Schluß überzeugt uns nun mit Gewalt, daß wir, nur zum Ueberflusse, was wir im Grunde schon wußten, auch noch hintennach erfahren; daß alle unsere Begriffe, Erkenntnisse und Wissenschaften, nur so viele Absonderungen sind von unserer Allwissenheit; welche Absonderungen wir vornehmen einzig und allein um uns unserer Allwissenheit in unserer Allwissenheit selbstanschauend zu erfreuen. Wir bringen demnach die Wissenschaften hervor keinesweges weil es uns an Wissen gebricht, sondern ganz im Gegentheil werden sie von uns her=

vorgebracht, weil wir, ich möchte sagen, zu viel; weil wir — überflüssig wissen. Jene Wissenschaften insgesammt, vorhandene und noch nicht vorhandene; alle unsere Erkenntnisse, wie sie Namen haben mögen, sind — ein Ueberflüssiges aus einem Ueberflüssigen und in demselben.

Um die Wahrheit, die ich vortrage, nun auch noch mit Händen greifen zu lassen, will ich mit ihr mitten ins gemeine Leben mich versetzen.

Die unter dem Namen der Oekonomisten hinlänglich bekannten Transscendentalphilosophen der Staatswirthschaft, die ihre Lehre ausschließend die Wissenschaft nannten, und das mit vollem Recht, haben unwiderleglich dargethan, und es ist durch sie zur allgemeinen Erkenntniß gebracht worden: daß die erste und nothwendige Bedingung alles Verkehrs unter Menschen, das Ueberflüssige sey. Da zu jedem Tausch ein zweimal vorhandenes Ueberflüssiges schlechterdings erfodert wird; so folgt unmittelbar, daß das Ueberflüssige die einzige Materie des Handels und Gewerbes, daß es das Fundament der menschlichen Gesellschaft, ihr erstes Bedürfniß sey.

Unerzeugt von Menschen war es da, und erzeugte alles andere. Die Erde brachte freiwillig hervor; der Mensch sammelte davon ein Ueberflüssiges, das er säete, pflanzte, bearbeitete. Nun entstand ihm ein Ueberflüssiges in vollerem Maße. Sein Geschlecht vermehrte sich; Künste, Gewerb und Handlung blühten auf. Es offenbarte sich ein Reichthum, ins unendliche vermehrbar aus der ersten Gabe. Nur aus ihr! Denn auch der Fleiß und die Kunst des Menschen sind ein Ueberflüssiges ursprünglich empfangener Kraft. Aber kein Fleiß bereicherte, überfüllte jene Hand, die zuerst sich aufthat. Sie hat das Empfängliche erfunden, weil sie Ueberflüssiges unendlich darzureichen hatte. Diese Erfindung nennen wir den Mangel, und achten nicht darauf, daß er, auch in seiner niedrigsten Gestalt, immer noch eine Erscheinung ist nur jenes Ueberflüssigen: eines nothwendig Ersten und Letzten!

Hier schließe ich meinen Beweis, damit er mir nicht zu mächtig, und an mir selbst ein Schalk werde.

Du bist überzeugt, ich darf es kühn voraussetzen, und mit dir ist es der Verleger. Mein Rath

wird Euch um so mehr gefallen, da ich ihn aus Eurem eigenen Herzen erforscht habe. Ihr wolltet beide gern für das Publikum ein Uebriges thun, das sah ich klar, und waret nur zu bescheiden, um Euch öffentlich Eurer Großmuth rühmen zu wollen. Diesen Stein der Bescheidenheit habe ich Euch vom Herzen genommen, indem ich Euch zeigte, daß Ihr keinesweges ein Uebriges thun werdet, sondern ein Unendliches auszufüllen habt, das Ihr nie ausfüllen könnt. Da mir die Wohlfahrt des Publikums am Herzen liegt, und ich mich gern als einen Patrioten der Literatur beweisen mag, so gestatte ich, daß dieses mein Schreiben an Euch dem ersten überflüssigen Taschenbuche zur Vorrede diene. Allgemeinen Jubel wird meine Entdeckung erregen. Hoch preisen werden mich zuerst die übrigen Herausgeber und Verleger jährlicher Taschenbücher, die nicht weniger großmüthig und schüchtern als Ihr, ängstlich ihrer Freigebigkeit eine bescheidnere Gestalt zu geben trachteten. „Das Publikum" — las man beständig in den vorläufigen Anzeigen — „entbehrte bisher — wünschte schon lange — sah entgegen — fühlte den Mangel — erwartete mit Recht — begehrte, foderte u. s.

w." — und niemand, außer den Recensenten und einzelnen Unpartheiischen, die zufällig ihre Stimme erhoben, wagte zu sagen: daß es — beschenkt worden sey. Ja auch diese, angesteckt von der Bescheidenheit der Herausgeber und Verleger, unterließen nie hintennach zu bemerken, wie bedürftig eines solchen Geschenks das Publikum gewesen sey. Ich hoffe, sie unterlassen das in Zukunft; erwägend, daß sie auf diese Weise das Geschenk zu einem Almosen erniedrigen, das Publikum beleidigen, und den Autor in die größte Verlegenheit setzen. Die wesentliche Eigenschaft eines Geschenks unter Leuten von Ehre, sagt Swift, besteht darin, daß es keinen materiellen Werth habe, daß es ein Ueberflüssiges sey in jeder Betrachtung. Deßwegen hat der großmüthige Deutsche das Wort verehren eingeführt. So verehre ich gegenwärtig und hiemit allen Autoren und Verlegern von Taschenbüchern meine Entdeckung. Vermöge dieser verehrlichen Schenkung treten sie mit Euch die neue Epoche an, in welcher von Bedürfnissen nicht mehr die Frage seyn darf, weil das Ueberflüssige schon angefangen hat.

Kein Zeitpunkt konnte schicklicher seyn, um zwi-

schen dem Nothdürftigen und Ueberflüssigen eine Grenze entstehen zu lassen, als das bevorstehende Jahr Achtzehnhundert. Es ist streitig geblieben, selbst nach Lichtenberg, ob es ein Bedürfniß für das zu Ende laufende Säkulum, oder ein demselben überflüssiges Wesen sey. Diese zweideutige Beschaffenheit giebt ihm gerade die Eigenschaft einer Linie ohne Breite, wie wir sie, um das Nothdürftige von dem Ueberflüssigen idealisch zu trennen, und ihnen eine gemeinschaftliche Grenze zu setzen, nöthig haben.

Die Freude und den Dank des Publikums, wenn es erfährt, daß ihm seine Bedürfnisse nicht mehr unwürdig zugezählt, sondern überflüssig gereicht werden sollen ohne Maß und Ende, von der Erscheinung dieses Taschenbuchs an; diese Freude und diesen Dank mit ihren Folgen, verehre ich Euch beiden. Ich wünsche vergessen zu werden, um allein und desto lebhafter zu fühlen, was ich für ein G e b e r bin — und was für ein Mann — I c h!

Friedrich Heinrich Jacobi.

Nachschreiben.

Ich vergaß das Wesentlichste: die Verzierungen des überflüssigen Taschenbuchs.

Einen Augenblick schien es mir der Mühe nicht zu lohnen, über diesen Punkt jetzt noch besonders nachzuschreiben, da Ihr nur meinem durch Eingebung und Schlüsse herausgebrachten Titel, in dem schon alles mitgegeben ist, ein wenig nachzudenken braucht, um Euch, unter so ganz veränderten Umständen, selbst hinlänglich rathen zu können.

In der That, wenn man die Sache nur so obenhin betrachtet, scheint in der Welt nichts leichter zu seyn, als ein überflüssiges Taschenbuch auch noch überflüssig zu verzieren. Reiflicher erwägend findet man es anders; es zeigt sich alsdann, daß jener Schein des Leichten nur daher entstand, daß man sich noch nicht genug von dem Truge des alten Wortverstandes und Sprachgebrauchs losgemacht hatte. Erhebt man sich mit dem Begriffe des Ueberflüssigen auf den von mir angewiesenen Standpunkt, so erblickt man den Gedanken einer überflüssigen Verzierung eines Ueberflüssigen in einer solchen

Tiefe der Nachforschung, daß dem Geiste vor der Unternehmung, aus dieser Tiefe die Vorstellung herauszuholen, schwindelt und graust.

Gleichwohl ist es mir gelungen. Ich will, mit Verschweigung meiner Anstrengung und Arbeit, nur erzählen, was wir dabei dem Zufall gemeinschaftlich zu verdanken haben.

Mir fiel ein, wie Phädrus mit Sokrates an einem schönen Tage in der lieblichsten Gegend von Athen unter dem berühmten Platanus sitzend, ihm vorwirft, daß er nie aus den Mauern der Stadt komme, und daß Sokrates hierauf antwortet: „Felder und Bäume können mich nichts lehren, wohl aber die Menschen in der Stadt."

Phädrus hatte den Sokrates herausgelockt durch einen Zauber. Dieser Zauber war ein Büchlein unter dem Mantel des Jünglings, eine Rede Lysias, welche Sokrates zu hören begehrte.

Die hier von Sokrates gegen die Schönheiten sprachloser Natur bewiesene Geringschätzung erinnerte mich weiter an jenen „verständigen Savoyischen Landmann, der Saussüren ins Angesicht, alle Liebhaber der Eisgebirge, ohne Bedenken für Narren

erklärte." (Kritik der Urth. kraft S. 110). Unser großer Königsberger macht hiebei die Anmerkung — die Sokratische — daß der Landmann nicht so ganz Unrecht gehabt hätte, wenn die Reise nach den Eisgebirgen von Saussüre nur aus Liebhaberei, um diesen pathetischen Anblick zu genießen, und seinen Genuß durch Darstellung anderen mitzutheilen, wäre unternommen worden; wenn nicht seine Absicht gewesen wäre: Belehrung der Menschen.

Nun hatte ichs auf Einmal! Ich besann mich, daß Schönheit, von dem Standpunkt der Wahrheit herab betrachtet, nichts anders sey, wenn man rein aus der Brust reden darf, als — eine Eselsbrücke für den Verstand, als ein Faullenzer, der ihm die Begriffe vormacht, ihn der Mühe überhebt, selbst gegenwärtig zu seyn als Vermögen der Begriffe. — Also je mehr und je lebhafteren Verstand jemand hat, je stärker er an Geist ist, desto mehr wird er Schönheit als etwas ihm ganz Ueberflüssiges betrachten müssen. Setzen wir nun, ein solcher großer Kopf verschmähe das Ueberflüssige; so setzen wir zugleich, daß er auch alles Schöne im höchsten Grade verschmähen werde; daß er verachten werde jeden, der es liebt

und seiner bedarf. Außerordentlich kommt daher meine Rettung des Ueberflüssigen der Schönheit und ihren Anbetern zu statten. Sie können jetzt ruhig anhören, wenn man ihnen vorwirft, daß sie nur einem stummen Götzen dienen, und überhaupt Schwächlinge sind. — Unwissende allein werden ihnen so begegnen nach meiner Entdeckung.

Nachdem auf diese Weise die Identität des Ueberflüssigen und des Schönen ins Klare gesetzt ist, so haben wir nur noch aus dem überflüssigen Schönen das überflüssigste auszusuchen, und die schicklichste Verzierung für unser Taschenbuch ist gefunden.

Wir laufen wenig Gefahr und gewinnen viel Zeit, wenn wir, ohne uns lange zu besinnen, dem Sokrates folgen, und die stummen Naturschönheiten für die überflüssigsten unter allen erklären. Also mit schönen Gegenden, mit Landschaften und Lustgärten soll das überflüssige Taschenbuch verzieret werden.

Bei der Wahl unter diesen leite uns derselbe Sokratische Spruch. Wir folgen dem Princip: Je mehr vorzügliche Menschen eine Gegend

bewohnen, desto überflüssiger ist ihre Schönheit.

Ich habe mich umgesehen, und trage kein Bedenken, der Provinz Holstein diesen nicht verächtlichen Apfel der überflüssigen Schönheit zu reichen. Hamburg und Lübeck werden einbegriffen; denn ob sie gleich Kaiserliche freie Reichsstädte sind, so vermögen sie darum doch nicht körperlich in der Luft zu schweben. Zu Lübeck gehört das Bisthum, folglich Eutin; wo ich gegenwärtig schreibe. — Und so schreibe ich: daß mit den schönen Gegenden um Eutin der Anfang gemacht werden soll.

Bei dieser Entscheidung lege ich nicht zuerst mich selbst zum Grunde, ob ich gleich mir selbst hier zuerst einzufallen scheine. Ich kann beweisen, daß kein Mensch sich selbst zuerst einfallen kann; es ist wider die Natur des Ich. Wohl aber kann uns zuerst einfallen — unser nächster Nachbar; mir also Stolberg, und einige Schritte weiter, Voß. So ist es denn auch gewesen. Ich setze aber die Sache noch anders durch.

Wenn von schönen Gegenden, Landschaften und Lustgärten die Rede ist, so denkt man jedesmal zuvor die schöne Jahrszeit; und wir Eutiner, wenn wir die schöne Jahrszeit denken, denken allemal zugleich unseren Bischof, der dann aus Oldenburg auf sechs Monate zu uns kommt — Mit ihm Holmer, der treffliche . . . Ich meine also den Fürstbischof, denselben, den Voß, der nie schmeichelt, vor seiner Uebersetzung des Virgilischen Gedichts vom Landbau, den Freund des Wahren, Guten und Schönen nennt. Zum Aufnehmen und Zeichnen habe ich einen überflüssigen Maler hier gleich bei der Hand. Ich nenne ihn einen überflüssigen, weil gewiß niemand, hier unter dem Schwanz des kleinen Bären, in dem Städtchen Eutin, einen solchen trefflichen Künstler suchen wird, wie Strack. Wir Eutiner selbst wissen uns nicht darein zu finden; denn Strack mahlt keine Tapeten, streicht nicht an, macht sich auf keine Weise dem Lande nützlich; er kann nur vertheuern und kosten. Der Regierungs-Präsident schweigt dazu und sieht durch die Finger aus sehr begreiflichen Ursachen, da er selbst noch etwas viel schlimmeres als Strack, sogar ein

Dichter ist*). Aus andern, aber eben so begreiflichen Ursachen mache ich mit dem überflüssigen Maler sogar gemeine Sache; ich bin schädlicher als er durchs vertheuern, koste aber weniger: denn wenn ich gleich zu unnützen Ausgaben reize durch Bücher, wie er durch Gemälde, so kann ich doch von dieser Seite ein viel besseres Gewissen haben. Eins mag gegen das andre aufgehen, und so halten wir zusammen, und ich bin gewiß, er zeichnet uns die Landschaften.

Noch einen Punkt habe ich abzuhandeln.

Zu den Verzierungen eines Buches gehören Plan und Anordnung. Sie sind ein Ueberflüssiges, denn eine Menge Bücher bestehen ohne sie. Also gehören sie in die Region des Schönen, gemäß dem

*) In dem Staatsrath eines großen Hofes kam vor ungefähr sechs Jahren die Frage in Anregung, ob ein Schriftsteller zu Geschäften tauge? Die Mehrheit der Stimmen war verneinend. Man begreift nicht, wie der Minister, der bei dieser Gelegenheit am eifrigsten sprach, sogar auch Friedrich den Zweiten vergessen konnte — wie ihm unter den Neuern auch nicht einmal Richelieu, Grotius, Temple, Swift — unter den Alten Archytas, Mark Aurel, Cicero, Cäsar, die beiden Plinius einfielen.

vorhin ausgeführten Satze, daß Ueberflüssiges und Schönes Wechselbegriffe sind. Nun wollte ich mir den Kopf darüber sehr zerbrechen, wie die Idee einer überflüssigen Einrichtung für das erste überflüssige Taschenbuch am überschwenglichsten zu realisiren wäre, als ich mit Scham auf einmal mich erinnerte, daß was ich suchen wollte, längst gefunden sey. Aber Freude überwog hier zum zweitenmal die Scham, und sie kam mir dießmal rein aus dem Herzen; denn du, mein lieber Aeltester, warst der Finder. Du hast gleich bei der Entstehung deines Taschenbuches seine Bestimmung, das erste überflüssige zu werden, geahnet, und es dazu präformirt, indem du die reine Eintheilung des Inhalts nach den vier Jahreszeiten, und daß ein jeder Monat ein Beliebiges darreichen sollte, beschlossest. Du schriebst mir damals, es wäre auf Anrathen des Publikums geschehen, und ich glaubte dir ehrlich, weil ich das allgemeine Wohlgefallen an dieser Einrichtung sah. Jedermann fand sie natürlich und höchst gefällig wegen der bequemen Ruhepunkte, die sie dem Leser anböte. Nur einmal hörte ich einen deiner Neider sagen: er möchte für solche marode

Leser, die solcherlei Ruhepunkte bedürften, weder schreiben noch sammeln. Man weiß, wie man dergleichen zu nehmen hat. Lasse du sie nicht fahren. Ich schlage nur die einzige Aenderung vor, daß in Zukunft nicht mehr jeder Monat Beliebiges darreiche. Es ist eine kleine Mühe für den Leser, der die Monate neben den Beiträgen sehr vermißt, sie hinzu zu setzen, und er nimmt dann, wo es in der einen oder anderen Jahrszeit sich ergiebt, daß Ein Monat zwei Beiträge darzureichen habe, das doppelte von demjenigen an, von dem er glaubt, daß er das mehrste Herz zu ihm habe. Die Leute im Franzosen-Lande genießen dabei zugleich den Vortheil, ihre eigenen Monate beischreiben zu können, und du entgehst der Gefahr, daß dein Taschenbuch dort wegen der alten Monatsnamen verdächtig, wohl gar verboten werde durch ein eigenes Gesetz. Die Jahrszahl streicht man leicht aus und schreibt: Ueberflüssiges Taschenbuch überhaupt, oder — für das gegenwärtige Jahr.

Dieser Einrichtung gemäß hast du von mir für das folgende Jahr, 1801, zu erwarten: Vier Sammlungen überflüssiger Gedanken — Aesthetische für den

Frühling; Skeptische und vielleicht transscendental-populäre für den Sommer; Politische für den Herbst, und Moralische für den Winter. Letztere hoffe ich nach der Idee einer Unglückseligkeitslehre zu bekommen, womit ich schwanger gehe. — Die Leser mögen dann jede Sammlung wieder vertheilen nach Monaten. Ich verspreche wenigstens drei Gedanken für jede Jahrszeit.

In der Folge können zur Abwechslung, anstatt der vier Jahrszeiten, die vier Welttheile genommen werden, oder die vier Climate. Letzteres wird den Vortheil haben, daß dadurch das Taschenbuch in zwei Theile zerfällt, und eine nördliche und südliche Hälfte bekommt. Jede Hälfte zerfällt dann wieder in drei Theile, welches die Mannichfaltigkeit vergrößert, die Ruhepunkte vermehrt, einen reicheren Plan giebt, und den Abgang der Monate den Mißvergnügten gewissermaßen ersetzt. Diese wirkliche Verbesserung kann füglich noch einige Jahre aufgeschoben bleiben, und ich bitte, daß du sie aufgeschoben seyn lässest, wenigstens bis zum An trois des überflüssigen Taschenbuchs. Für das An deux liefere ich ein für allemal nicht mehr denn vier Sammlungen von überflüssigen

Gedanken, und zwar in Beziehung auf die Jahrszeiten. Daß eingetheilt sey, ist die Sache; Zahl und Name sind ziemlich gleichgültig; das sehen wir am Herodot, der seine Geschichtsbücher nach den Musen gezählt und benannt hat. Warum solltest du nicht Aehnliches dürfen?

Willfährst du mir, und wirst nicht ungetreu den vier Jahrszeiten für die Welttheile oder die Climate, so halte ich an meiner Seite Wort, so gewiß ich heiße

Friedrich Heinrich Jacobi.

Fliegende Blätter.

Erste Abtheilung.

Bei Anlaß der Briefe Johannes von Müller's an Bonstetten, sagt Rehberg: „Was für das Publikum geschrieben ist, kann ausgebildeter, abgerundeter, im Ausdrucke gewählter seyn. Die unwillkührlichen Aeußerungen der Gedanken, im Momente, da sie hervortreiben, ergreifen mit einer unwiderstehlichen Kraft." Eingedenk dieses sehr wahren Wortes, habe ich an den hier erscheinenden, zu sehr verschiedenen Zeiten flüchtig hingeworfenen Sprüchen weder biegen noch bessern wollen. So wie sie ursprünglich allein zu mir selbst gesprochen wurden, gebe ich sie treu am späten Abend meines Lebens weiter: für dieß Mal nur einige aus dem großen Vorrath herausgeloosete Blätter.

Ich strebe nicht darnach, dem Leser die Zeit zu verkürzen, sondern vielmehr denjenigen zu helfen, denen, wie mir selbst, die Zeit schon überall zu kurz ist.

* * *

Ich vertrage mich leicht mit Jedem, der sich mit sich selbst verträgt.

* * *

Wir ehren die gute und wir verachten die böse Lust. Der am Guten Lust hat, ist ein guter, der

am Bösen Lust hat, ein böser Mensch. Die gute oder böse Lust eines Menschen macht seinen Charakter aus.

* * *

Was nennst du eine schöne Seele? Eine schöne Seele nennst du, die das Bessere schnell gewahr wird, rein heraushebt, unbeweglich festhält.

* * *

Es ist abgeschmackt, zu sagen, man hasse und verachte die Menschen, liebe und ehre aber die Menschheit. Ein Allgemeines, ohne ein Besonderes, eine ehr- und liebenswürdige Menschheit, ohne ehr- und liebenswürdige Menschen, ist ein Hirngespinst, ein Unding.

* * *

Es ist die Sitte der Tugend, die Fehler vortrefflicher Menschen nicht anders als mit einer gewissen Furchtsamkeit und Scham zu bemerken; es ist die Sitte des Lasters, Frechheit mit dem Namen der Wahrheitsliebe zu decken.

* * *

Alle Vorurtheile ablegen, heißt alle Grundsätze ablegen. Wer keine Grundsätze hat, wird theoretisch und praktisch durch Einfälle regiert.

Wir begehren nicht das Angenehme zuerst, sondern wir begehren ursprünglich ein unserer Natur gemäßes Unbekanntes, von dem wir nur durch Ahnung wissen, durch den weissagenden Trieb. Eine unserer Natur gemäße Handlung wird als solche durch die Empfindung der Lust bezeichnet; sie ist das Wort zur Sache. — Ein ganzes Regiment trägt einerlei Kleidung, und dieß heißt man seine Uniform; aber die Uniform ist nicht das Regiment. Es giebt keine freiwillige Handlung des Menschen, die nicht mit einiger Lust verknüpft wäre, die nicht diese Uniform trüge; darum aber ist es doch nicht wahr, daß der Mensch nur die Lust sucht und davon ausgehe.

* * *

Der Mensch, erzählt Mose, wurde zuletzt erschaffen; vor ihm alle Thiergattungen. — Diese Ordnung wird noch jetzt in jedem einzelnen Menschen wiederholt; — er folgt zuerst den thierischen, den gröberen Trieben; der thierischen und gröberen Lust; — aber er ist zur Unsterblichkeit geschaffen, und kann den Weg zur Unsterblichkeit finden. — Er kann aber auch thierischer als ein Thier werden, und die Mittel der Unsterblichkeit gebrau-

chen, um sterblicher zu werden, und sich Leiden, Krankheiten zuzuziehen, von welchen das Thier verschont bleibt; er kann „mit Waffen des Lichts das Reich der Finsterniß und Barbarei ausbreiten." Herder bemerkt in der ältesten Urkunde, daß Adam nach dem Falle sich in das Leben der Thiere gekleidet. — Durch Triebe wird der Mensch geleitet, und alle seine Triebe gehören zu seiner Natur. Der Trieb aber, der ihn zum Menschen macht, der ihn aussondert, ist sein eigentlicher, seinem Geschlecht angehöriger Lebenstrieb, sein Trieb zu einem höheren Leben. Schon in der bloßen Perceptions-Fähigkeit, die man als der Empfindungs-Fähigkeit entgegengesetzt betrachten kann, ist dieser Trieb spürbar; denn die Perceptionsfähigkeit, das Vermögen, die Gegenstände aus sich herauszustellen, sich über sie zu erheben, um sie zu betrachten, ist objectiv, und die Grundlage zu des Menschen königlicher Würde; sie schlägt den ersten Funken einer Liebe, die sich von dem, was wir Lust nennen, so sehr unterscheidet, daß jene dieser Widerstand thun und sie überwinden kann. — Der

ernste Beobachter findet von Anfang bis zu Ende überall dieselbe Oekonomie. — Das Innere des rein menschlichen Triebes aber, als eigentlicher Sitz der Freiheit, als das Geheimniß der Substanz, ist uns unerforschlich.

* * *

Es giebt kein Ding in der Welt, zu dem man eine Lust und Liebe, die immer durchhielte, fassen könnte. Darum ist Treue nöthig, und ein fester Muth, den die Seele sich selbst zu machen lernen muß. Wer dieß lernt, erwirbt Freiheit, erwirbt etwas von der großen Eigenschaft, sein Leben zu haben in sich selbst, welches der eigentliche Stein der Weisen ist.

* * *

Die Ueberlegung sagt uns nicht, was gut, sondern was besser ist. Was besser als besser ist, heißen wir das Beste. Das Positive, was gut ist, sagt mir allein der Instinkt. Er ergreift unmittelbar das Gute und hält es fest. — Das Vermögen zu urtheilen setzt ein Vermögen zu vergleichen zum voraus; doch giebt es ein erstes Urtheil, wenn man es so nennen will, ohne Vergleichung, welches der

Instinkt fällt, indem er am Guten haften bleibt, es unmittelbar ergreift und festhält. Der Instinkt jeder Gattung bezieht sich auf die Erhaltung der Gattung, auf das, was sie lebendig macht und erhält.

* * *

Das Geheimniß des moralischen Sinnes und Gefühls ist das Geheimniß des bleibenden Lebens, im Gegensatz mit unserm gegenwärtigen Daseyn, das vorübergehend ist, wir mögen uns dawider sträuben, wie wir wollen, und zum Tode führt. In dem moralischen Gefühl ist eine Ahnung von Ewigkeit. — Ich weiß nichts Erhabeneres und Tieferes, als den neutestamentlichen Ausspruch: unser Leben ist verborgen mit Christo (dem Gottmenschen) in Gott — unstreitig ist unser Leben, wenn anders ein wahrhaftes Leben in uns ist, tief in uns verborgen — dennoch befiehlt es apodiktisch seine Erhaltung, befiehlt uns, daß wir es an's Licht bringen sollen. Glaube und Erfahrung ist also der einzige Weg, auf dem wir zur Erkenntniß der Wahrheit gelangen können. — Allerdings ein mystischer und dem Brutalismus ganz unausstehlicher Weg.

Wir müssen uns selbst weh thun können, wenn wir zu Tugend und Ehre gelangen wollen. Muth, Herzhaftigkeit ist dem Menschen vor allen Dingen nöthig.

* * *

Was ist es, das wir an einem Bayard, Montrose, Ruyter, Douglas, an den Freunden Simons, die sich bei Tanagra opferten, bewundern? Das bewundern wir an ihnen, daß sie nicht an ihrem Leibe hingen, sondern allein das Leben ihrer Seele lebten. Sie waren nicht das, was der Zufall aus ihnen machen wollte, sondern was sie selbst zu seyn beschlossen hatten. Derjenige, vor dem das Gesetz, dem er folgen will, nicht wie ein Gott dasteht, der hat nur einen todten Buchstaben, der unmöglich ihn beseelen kann.

* * *

Eine jede Tüchtigkeit zu einem Zweck ist eine Tugend. Die Frage nach der höchsten Tugend ist, die Frage nach dem höchsten Zwecke. Der Rang der Tugenden muß also nach dem Rang der Zwecke bestimmt werden. Um das System der Zwecke zu fin-

den, muß ergründet werden, was die Bestimmung des Menschen, sein höchstes und letztes Ziel ist.

* * *

Man erkennt den Weisen an der Wahl der Zwecke, die er sich vorsetzt; den Klugen an der Wahl der Mittel, um zu seinen Zwecken (weisen oder unweisen) zu gelangen. Woran aber sind die Zwecke selbst zu erkennen? Soll die Wahl des Weisesten entscheiden, so können wir nicht sagen, wie eben gesagt worden, daß der Weise an seinem Zweck erkannt werde. — Semper idem velle, atque idem nolle. Aber welches ist dieses Eine und ebendasselbe, welches immer gewollt werden soll? — Es ist die Ehre Gottes.

* * *

Kalte Ueberlegung ist sehr gut, wo nur der verhältnißmäßige Werth der Mittel, das Mehr oder Weniger ihrer Zulänglichkeit zu einem gegebenen Zweck abgewogen werden soll. Bei der Wahl eines Zweckes aber, wenn man sich diesen erst vorzusetzen, sich für ihn zu entschließen hat, ist es ein Anderes. Das Vermögen vergleichender Erwägung will da nicht zureichen. — Kalt ist der Verstand, die Vernunft

aber eine zugleich erwärmende und erleuchtende Flamme. Zur Wahl des besten und höchsten Zweckes gehört Virtuosität, gehört jene Prudentia der Alten, die deswegen von ihnen zur ersten der Kardinaltugenden gemacht wurde. Wer nur ein Mann allein mit dem Verstande ist, der ist ein blos gemeiner Mann. Sic volo, sic jubeo, spricht die Vernunft, und hat über ihre Absichten dem Verstande keine Rechenschaft zu geben.

* * *

Es ist der Würde des Menschen gemäß, die Begierden in Unterwürfigkeit zu halten, sie zu beherrschen. Das Gefühl der Würde liegt aber nicht in dem Beherrschen als solchem, sondern in dem, wodurch beherrscht wird; in dem Bewußtseyn einer höheren Bestimmung. Der Mensch kennt ein höheres Gut, dieses siegt, nicht sein Wille.

* * *

Jede Activität setzt sich eine Passivität vor, jede Arbeit Genuß. — Aber jeder Genuß setzt ein Bedürfniß voraus, und so wie dieses gestillt ist, hört der Genuß auf. Alle Lust ist nothwendig vergänglich.

Uns selbst genießen wir aber nur in unserer Arbeit, in unserem Thun, und unser bester Genuß ist unser bestes Thun.

Welche Liebe geht über die Liebe einer Mutter zu ihrem Kinde, und welche Lust über die tägliche ununterbrochene, die sie an ihm hat?

Können wir im Grunde etwas Anderes genießen, als uns selbst? — Allerdings! Aber diese Frage aus einander zu setzen und lehrreich zu beantworten, ist schwer.

* * *

Das Gewissen ist nichts Anderes als der gewisse Geist in unserm Innern; — dieser gewisse Geist entscheidet aber in der Wissenschaft, in der Kunst, in der Staatsverwaltung, mit einem Worte, überall, und nicht blos in der Moral.

* * *

Sich selbst kennen, heißt darauf merken, daß wir nicht von uns selbst sind, und die Wahrheit nicht in und an uns selbst haben, sondern daß wir sie wo anders her empfangen müssen, daß wir sie zu Lehen tragen.

Das ist ein unbedingtes Gesetz für den Menschen, daß der Gedanke in ihm herrsche, daß sein Geist immer oben schwebe über den Gegenständen; — sie sollen nicht ihn, sondern er im Gegentheil soll sie in Besitz nehmen. — Er soll Alles sammeln in seinem Geist.

* * *

Der Mensch kann nur einen festen Sinn haben, ein bloßer Vorsatz läßt sich nicht fassen, und darum auch nicht behalten. Ein reiner Vorsatz ist ein Unding.

* * *

Wir können aus Vorsatz weder lieben noch hassen, wohl aber mit Vorsatz.

* * *

Der Mensch maßt sich das Vermögen an, beständig zu seyn aus eigener Kraft, und setzt darein seine Ehre. Ein Mann von Wort, und ein Mann von Ehre seyn, ist gleichbedeutend. Wer einen Vorsatz fassen und dabei bleiben, aus Entschluß handeln kann, ununterstützt von gegenwärtiger Neigung, ja der gegenwärtigen Neigung, Gemüthsbewegung, Leidenschaft sogar entgegen, von dem sagen wir, daß er Character habe, daß er ein Mann sey.

Wir verachten den Menschen, der jedesmal nur das ist, was die Dinge, der Zufall, die Umstände aus ihm machen, den Veränderlichen, Unbeständigen, Wankelmüthigen. Wir achten denjenigen, der den Dingen und den Eindrücken, die sie auf ihn machen, Widerstand zu thun, sein Selbst ihnen gegenüber zu behaupten weiß, der sich von ihnen unterrichten, aber nicht verwandeln läßt.

* * *

An Menschheit glauben, einem Freunde unbedingt vertrauen, nennen wir groß und edel; Unglaube, Zweifel, Verdacht haben etwas Kleinliches, Unedles; sie stammen aus der Furcht. Ein edler Muth also glaubt und vertraut. Er glaubt und vertraut nicht, weil er ein guter Rechenmeister ist; sein Glaube, sein Vertrauen ist eine Kraft des Gefühls, nicht eine kalte Ausübung des Verstandes. Diese Kraft geht vielmehr gegen den Verstand an, indem sie über denselben sich erhebt.

* * *

Wenn der Mensch in der Kreatur bleibt, so versinkt er vorwärts und rückwärts in das Nichts.

Wenn Gefühl und Empfindung verschwinden, so bleiben Worte und Ceremonien übrig und machen sich wichtig.

Ein gesittetes Betragen heißt ein gleichförmiges, beständiges Betragen. — Was Allen auf gleiche Weise gut dünkt, das wird zur Sitte. Ungesittet heißt ein Mensch, der sich an das, was Sitte ist, nicht kehrt.

* * *

Wo Sitte ist, da herrscht über die Sinnlichkeit Vernunft. Und umgekehrt, wo die Vernunft anfängt über die Sinnlichkeit zu herrschen, da entsteht Sitte.

* * *

Was heißt Sittenverfall?

Der Sittenzustand eines Volks ist gut, wenn das, was die Gesetze verordnen, aus angewöhnter Ueberzeugung und Neigung gern gethan wird. Es muß unmöglich scheinen, daß ein Einzelner anders empfinden, urtheilen und handeln könne, als die andern Alle, wenn er nicht den Verstand verloren hat und ein Nichtswürdiger ist. Die allgemeine Meinung über das, was wahr und gut sey, muß ein der Vernunft gleiches Ansehn haben. Sobald dieser Glaube wankt, und mit ihm das Ansehn der öffentlichen

Stimme, tritt der Sittenverfall ein. Eigendünkel darf nun hervortreten und sich hören lassen; Eigenwille sich in Ansehn setzen; die heilige Scham verschwindet, ihr öffentlicher Altar ist verwüstet. — Summa: der Mensch muß etwas über sich erkennen, das seine Meinung und seinen Willen regiert.

Der erste Grad der Sittenverderbniß ist, die öffentliche Meinung nicht mehr zu achten; der letzte, die Abwesenheit einer öffentlichen Meinung. Jeder thut alsdann, was ihm gefällt, und seinen Lüsten nachzuhangen, dünket Jedem recht: es ist keine Sitte mehr im Lande.

* * *

Perfectibilität soll den Menschen vom Thiere unterscheiden. Hat der Mensch als Gattung sich vervollkommnet, oder hat er überall nur mißlungene Versuche seiner Verbesserung angestellt?

* * *

Es ist eine besondere Einbildung unserer heutigen Philosophen, daß sie glauben, durch gewisse Einfälle, die ihnen gekommen sind, würden sich die Unvollkommenheiten der menschlichen Natur überwinden lassen. Vernunft hat der Mensch immer gehabt, und auch

immer, wie jetzt, darnach gehandelt, nicht weniger und nicht mehr; nur seine Lage, seine Umstände, folglich seine Leidenschaften, sind nicht immer dieselben. Wir sind vermittelte Wesen, und haben deßwegen auch unaufhörlich mit Mitteln und Zwecken zu thun, welche nie die letzten Mittel und die letzten Zwecke sind. In diesem Verstande ändern sich auch unsere Zwecke oft, und es kann mit Wahrheit von uns gesagt werden, daß wir uns bessere, vernünftigere vorsetzen, welches aber mehr nicht sagen will, als daß wir schicklichere Mittel gefunden haben; bessere Maschinisten oder Mechaniker geworden sind. Der Mensch selbst wird nicht dadurch gebessert, und seine eigentlichen letzten Zwecke, die auf lauter Bedürfnisse, lauter Elend sich beziehen, bleiben dieselben. Dieß wird sehr bei dem Lobe, das man den Fortschritten der Vernunft ertheilt, außer Acht gelassen.

* * *

Sind nicht alle Tugenden geworden, ehe sie Namen hatten und Vorschrift? Das Buch des Lebens will geschrieben seyn, ehe man ihm ein Register anhängen kann. Dergleichen hinten nach gemachte Re-

gister sind unsere Sittenlehren, und sie werden in der Regel von Leuten gemacht, die vom Buche nichts verstehen. Andre, die auch nichts davon verstehen, glauben, das Register sey die Grundlage des Buchs, und die Kunst, darin aufzuschlagen, die wahre Kunst zu leben. Sie schlagen aber darin immer nur für Andre auf, nicht für sich. Es ist etwas ganz Andres, was die Menschen in ihren verschiedenen Lagen treibt und lenkt, sie einig oder uneinig mit sich selbst und Andern macht. Wo Einheit der Zwecke entsteht, da wird Harmonie, da entsteht Sitte und beweiset sich als eine Macht.

* * *

Das Leben ist nicht eine gewisse Gestalt des Leibes, sondern der Leib ist eine gewisse Gestalt des Lebens. Der Leib verhält sich zur Seele, wie sich das Wort zum Gedanken verhält.

* * *

Das vernünftige Wesen besteht im Vernehmen seiner selbst; es geht in sich selbst zurück. Was es vernimmt, in so fern es durch Sinnlichkeit bedingt ist, heißt es Natur; was es vernimmt, in so fern es

durch Sinnlichkeit nicht bedingt ist, heißt es Göttliches Wesen.

* * *

Alles, was den Menschen über die Sinnlichkeit erhebt, kommt aus der Vernunft, wenn es auch mit noch so viel Sinnlichem vermischt ist.

* * *

Die Aufklärerei verschmäht Beides, das Sinnliche und das Uebersinnliche. Das Wahre und das Gute liegt ihr in der Mitte, im Worte. Sie erkennt den Menschen daran, daß er spricht; er ist ihr ein redendes Thier. Alles Unaussprechliche ist ihr verdächtig; über die sinnliche Erfahrung hinaus hat sie weder Vertrauen noch Glauben.

* * *

Die wahre Aufklärung ist diejenige, die den Menschen lehrt, daß er sich selbst ein Gesetz ist; die wahre Kultur ist diejenige, die ihn gewöhnt, diesem Gesetz ohne Rücksicht auf Belohnung und Strafe zu folgen.

* * *

Was heißt das: man soll die Wahrheit über Alles achten, wenn es mehr heißen soll, als: ich

soll das Gute über Alles lieben? Aber welches Gute? Ohne Zweifel das wahre wesentliche Gute.

Das Gute, das nicht blos für oder wider etwas Anderes gut ist, wird um sein selbst willen geliebt. — Das Wahre, unter derselben Bedingung, auch? — Allerdings! denn es ist Ursprung des Seyns, und in ihm allein ist das Seyn.

* * *

In einem Zeitalter, worin das Gute und das Wahre für zwei verschiedene, einander oft im Wege seyende Dinge gehalten werden, muß Alles wider einander laufen.

* * *

Alle Gesetze, in dem Ursprung ihrer Kraft betrachtet, sind despotisch: Sic volo, sic jubeo. Gesetze des Willens sind nicht Gesetze, die der Wille empfängt, sondern die er giebt. Ueber dem Willen ist nichts; in ihm ist das Leben ursprünglich. Wie sollte ein Gesetz einen Willen hervorbringen können? wo dieß zu geschehen scheint, wird schon ein gesetzgebender Wille vorausgesetzt, der in dem gegenwärtigen Fall als ausübende Gewalt erscheint.

„Der Friede ist das Meisterstück der Vernunft,“ sagt Joh. Müller. — Dieses ist nicht nur wahr in Beziehung auf die bürgerliche Verfassung, sondern in jeder Beziehung.

* * *

Die Menschen suchen nicht Wahrheit, Gerechtigkeit, Freiheit; sie suchen nur sich selbst: und wüßten sie nur sich selbst recht zu suchen!

* * *

Was haben die Menschen nicht Alles versucht und angewendet, um ihre Einheit, das Seyn und Bleiben ihres Ichs sich einander gegenseitig zu verbürgen! Alle bürgerliche Ordnung hat zur ersten und letzten Absicht, daß der Wille von heute auch für morgen gelte. Darum war allen Völkern Religion so heilig. *Sie fixirten dadurch die Wandelbarkeit ihrer Natur.*

* * *

Wer sich nicht selbst helfen kann, sucht Schutz bei Andern gegen Dienst, Unterwürfigkeit, allerlei Dank: so sind Obrigkeiten, Richter, Hauptleute entstanden. Das Recht ist zuerst bei dem Gewaltigen gesucht worden, er half es finden. Die ersten natürli-

chen Gewalthaber waren Väter, hernach Familienfürsten — Patricier zu Rom — später Landsassen. — Der sich selbst helfen konnte, wurde höher geachtet, als der Hülfe suchen mußte bei Andern. Daher geschieht es bis auf den heutigen Tag, daß man sich mehr dünkt durch Stärke als durch Gerechtigkeit, denn die Gerechtigkeit macht gleich.

* * *

Sobald der Mensch anfängt, Andern nicht mehr zu glauben, als er sich selbst glaubt, so hat alles Gouvernement de confiance ein Ende.

* * *

Die Absicht der Staatsverfassungen, in so fern sie auf Vernunft gegründet sind, ist: der reinen praktischen Vernunft einen Leib zu geben. Die Sittenlehre allein vermag das nicht; sie muß äußerlich abgefaßt, verkörpert werden, durch äußerliche Anstalten, die ihre eigenthümliche Kraft, ihr Selbstdaseyn, so viel wie möglich entbehrlich machen.

* * *

Der Mensch hält die menschlichen Gefühle höher, als die ausgesprochenen Gesetze, von welchen diese Gefühle beherrscht werden sollen. Vater-, Kinder-

und Freundesliebe, Treue, Erbarmen, legt er allen Pflichten dergestalt zum Grunde, daß er nicht allein Ausnahmen von dem Gesetze um ihretwillen duldet, sondern sogar die Stärke der Seele tadelt, welche durch den Begriff sich über jedes Gefühl erhebt. Die bürgerliche Gesetzgebung gestattet sogar, daß man für Freunde und Verwandte partheiisch sey, und wir würden denjenigen nicht bewundern, sondern verachten, der sich rühmen würde, über alle Anfechtung dieser Art erhaben zu seyn.

* * *

Wie ein Gesicht schön wird, dadurch, daß es Seele, so die Welt dadurch, daß sie einen Gott durchscheinen läßt.

* * *

Wie mir mein eigenes Selbst auf eine unbegreifliche Weise gegenwärtig ist, so ist mir auch Gott auf eine unbegreifliche Weise gegenwärtig.

* * *

Der Instinkt harmonisirt das Innere der Thiere, Religion das Innere des Menschen.

* * *

Durch das Dunkel der Weltbegebenheiten fahren

zuweilen Blitze, welche die Wolken zerreißen, und den Himmel, Gottes Wohnung, eröffnen. Im Herzen des Menschen, in seinem Geiste, entzünden sich diese Blitze und fahren aufwärts.

* * *

Gottähnlichkeit, Gottgleichheit. Es ist ein großer Unterschied, wenn Christus sagt: Ihr sollt vollkommen seyn, wie euer Vater im Himmel vollkommen ist; und wenn der Teufel zu unsern ersten Aeltern sagt, machet euch Gott gleich.

* * *

Der Mensch, als ein endliches Wesen, muß überall Natur, Endlichkeit zum Grunde legen. Er will sich nicht von der Natur befreien, sondern seine Natur frei machen, wenigstens sie ausstatten mit Freiheit.

* * *

So gewiß wir in der Zeit als unserm Element dergestalt leben, daß wir uns keinen Augenblick als außer ihr denken können, ohne zugleich zu denken, daß wir aufhören zu seyn; so können wir uns doch eben so wenig gänzlich als Kinder der Zeit und in ihr allein gegeben denken. Wir haben im Gegentheil von einem Außerzeitlichen das innigste Bewußtseyn;

wir nennen es in uns das Selbst; außer uns Gott; was aber in der Zeit ist, Natur oder das Vergängliche. Alles Vergängliche ist in einem Unvergänglichen gegeben, und setzt es voraus, oder es wäre gar nicht. Wir leben dadurch, daß wir unaufhörlich die Ewigkeit unterbrechen, einen Anfang und ein Ende setzen.

* * *

Nichts erschreckt den Menschen so sehr, nichts verfinstert so sehr seinen Geist, als wenn ihm Gott aus der Natur verschwindet, wenn Gott sein Angesicht vor ihm verbirgt, wenn Absicht, Weisheit und Güte nicht in der Natur zu herrschen scheinen, sondern nur blinde Nothwendigkeit oder dummes Ungefähr.

* * *

Wie der Mensch instinktmäßig die Gesichtszüge, die Gebärden und Laute seiner Mitmenschen auslegt und so zur Sprache gelangt; eben so instinktmäßig legt er auch die Natur aus. Wie die Menschen sich einander durch, von der Natur eingesetzte, nicht durch sie selbst erst erfundene Ausdrücke ihres Innern ursprünglich mittheilen und verstehen, so theilt Gott sich dem Menschengeschlecht mit, durch die Schöpfung.

Aus der Natursprache von Mensch zu Mensch entspringt eine künstliche, durch willkührliche Zeichen, und er kann diese Kunst so mißbrauchen, daß er sich damit um die Absicht ihrer Einsetzung betrügt. Eben so mit der Religion, die ihm in leere Gebräuche, zuletzt in Irreligion ausartet.

* * *

Ohne Religion, wohin wollt ihr euch retten in einer Welt voll Tod, voll Schmerzen, voll feindseliger Leidenschaften? Neid mit seinen Begleitern, Verläumdung und Schadenfreude fallen euch in jeder Lage an, sobald euch darin wohl zu werden anfängt, sobald ihr euch auf irgend eine Weise darin hervorthut. Wohin ihr flieht, sind Ungerechtigkeit und Bosheit die Stärkeren. Euch selbst seyd ihr ungetreu; ihr könnt keine Neigung, keinen Vorsatz, keinen belebenden und stärkenden Gedanken nach Willkühr festhalten. Alle Kräfte und Mächte des Verstandes bietet ihr vergebens auf; der Verstand kann nur bearbeiten, sein überlegender Wille nur, was da ist, bald vereinigen, bald trennen. — Welch ein Trost also, wenn der Geist sich nicht zu etwas Unwandelbarem, zu etwas Ewigem

emporschwingen, wenn er nicht einen Glauben fassen kann, der die Welt überwindet? Die vollkommene Glückseligkeit ist nirgends: aber es wäre auch nirgends einmal Trost, wenn keine Religion wäre. Ueberall muß sich der Mensch mit etwas helfen; der Eine greift nach Ehre, der Andere nach Wollust, und zerstört sein Inneres. Reinigen und retten aber kann dieses nur Religion.

* * *

Der Mensch ist unausgesetzt bemüht, sich vom Stoffe zur Form, von der Wirklichkeit zur Möglichkeit, von der Welt zu Gott zu erheben.

* * *

Man kann ein Held keiner Art werden, wenn man nicht zuerst ein Held im Glauben ist.

* * *

Das charakteristische Zeichen des Genies ist das Vergessen seiner selbst durch das Leben in einer Idee. Das Leben in der Idee muß das eigene natürliche Leben ganz verschlingen.

* * *

Der Eine will, ungeduldig, immer nur vom Fleck kommen; der Andere, geduldig, geht durchaus nicht

vom Fleck, als um weiter zu kommen. Dieser wird sich an jeder neuen Stelle, als dem Ziele näher, zu behaupten wissen.

* * *

Man kann das Gedächtniß, durch Wiederholen zum Behalten, toll machen, wie man von einer Schraube sagt, daß sie toll geworden sey.

* * *

So lange der Mensch langsamer vergißt, als er lernt, macht er Fortschritte. Er hört auf Fortschritte zu machen und geht rückwärts, sobald er schneller und mehr vergißt, als er zulernen kann.

* * *

Bei dem eintretenden Alter erfuhr ich, wie nie zuvor, daß der lebendige Geist im Menschen Alles, und sein Wissen nichts ist.

* * *

In der Liebe strengen wir uns an, um Alles zu seyn, was wir seyn können vor dem geliebten Gegenstande; wir lernen durch sie die Scham vor uns selbst im höchsten Grade kennen. In der gewöhnlichen Vertraulichkeit ist es umgekehrt; sie hilft uns, uns weniger vor uns selbst zu schämen; sie ist eine Gemäch-

lichkeit; wir spannen uns im Umgange mit dem Freunde ab, und sind gerade in seiner Gegenwart das Wenigste, was wir seyn können.

* * *

Ich greife ungern an, widerlege ungern, nicht allein, weil ich aus Erfahrung weiß, wie wenig die Wahrheit dabei gewinnt, sondern weil die Natur der menschlichen Erkenntniß selbst mich davon überzeugt. Eh' ich einen Irrthum darthun kann, muß ich die Wahrheit zu zeigen im Stande seyn, welcher diesem Irrthum Abbruch thut. — Der Irrthum für sich allein ist immer unsichtbar, seine Natur ist Lichtlosigkeit.

* * *

Was im Geschmack der Zeit geschrieben ist, bedarf keiner Rechtfertigung; Einstimmung vertritt die Stelle der Beweise, dahingegen der gründlichste Widerspruch nur Zorn erregt.

* * *

Nur die Gedanken, die der tiefste Ernst hervorgebracht und vollendet hat, nehmen eine heitere Form an. Sie machen den Menschen fröhlich. Dieß ist das Geheimniß der sokratischen Ironie. Darum

ist auch der Sinn für wahrhaft sokratische Ironie so selten.

* * *

Wenn wir sagen, daß etwas aus dem Nichts zum Daseyn übergeht, so verstehen wir darunter, daß eine bloße Conception realisirt wird. Wir setzen das Nichts in die Abwesenheit der Materie, des Stoffs, des Objects. Wo die Form den Stoff hervorbringt, die Gestalt die Sache ausmacht, da erblicken wir Schöpfung. Wir sagen deßwegen von dem Künstler, daß er erschafft. Zum Beispiele, der Maler erschafft seine Darstellung; sie liegt nicht in den Farben, sondern sie ist blos aus der Form entstanden, die im Geiste des Künstlers war.

* * *

Wenn die Kunst ihre Natur, d. h. ihr Princip, oder wenn sie ihr Princip, d. h. ihre Natur, sucht, so philosophirt sie über sich selbst.

Aus der Progression des Selbstbewußtseyns, das nothwendig reflectirend, folglich auch abstrahirend ist, entspringen alle Künste.

Ich will lieber auf meinen eigenen Füßen auf dem platten Boden, und selbst auf einem niedrigeren Wege gehen, als ohne Füße seyn und auf den Händen getragen werden.

* * *

Die Kunst zerstört sich selbst, indem sie die Mittel ihrer Ausübung in Handgriffe verwandelt. — Es giebt Künstler, die es nur in Absicht der Mittel ihrer Kunst sind, und darin fortfahren, Erfinder zu seyn; dieses allein erhält dann noch einige Begeisterung in ihnen. Wo auch diese Begeisterung aufhört, wird der Künstler zum bloßen Arbeiter; es ist nichts Freies mehr in ihm und seinen Werken; er kennt alle seine Mittel und alle seine Zwecke; sein Himmel ist voll; was er nun hervorbringt, sind nur noch Bilder und Gleichnisse auf Erden. — Der Mann von Genie braucht immer neue Mittel, weil er immer neue Zwecke hervorbringt, und ein Ziel vor sich hat, das er selbst nicht kennt. Alle vorzügliche Geisteswerke werden darum auch große Fehler haben; diejenigen ausgenommen, worin der Künstler zuletzt bei sich selbst stehen blieb, sich nicht mehr über sich selbst erheben, sich selbst nur nachahmen konnte.

Ein Mann von Geschmack ist der, welcher das Schöne unmittelbar empfindet; das Gefühl des Schönen unmittelbar aus dem Schönen schöpft. Man kann, nach einem angenommenen Muster, wenn man viel Scharfsinn und Verstand hat, bis auf einen gewissen Grad sehr gut beurtheilen, und für Andere ausmachen, ob ein bestimmtes Kunstwerk schön oder nicht schön zu nennen sey, das in wiefern, das minder oder mehr u. s. w.; aber wer dieß kann, ist darum noch kein Mann von Geschmack, und irrt nicht selten gröblich. — Das Schöne hat mit allem Ursprünglichen das gemein, daß es ohne Merkmal erkannt wird. Es ist und zeigt sich; es kann gewiesen, aber nicht bewiesen werden.

* * *

Man erschöpft sich beim Erzeugen der Geisteskinder; schwächt die Darstellung in sich selbst durch die Darstellung für Andere, so daß man im eigentlichen Verstande die Wahrheit von sich giebt. Was man gemein macht, davon verliert man das Eigenthum. Begriffe sind mittelbare Vorstellungen — sie können die Sache, das Wahre in die Seele nur hinein

dämmern. Man vergißt, indem man Andre lehrt, und wird mit seinen Schülern wieder sein eigener Schüler, dadurch, daß man sich zu ihnen herabzulassen genöthigt ist. Es kann dahin kommen, daß man nur für wahr hält, was sich ihnen beibringen läßt. Dieß Alles gilt freilich nur von solchen Arbeiten, wo Wahrheiten aus dem Innersten der Seele hervorgezogen werden. Bei den übrigen behält das docendo discimus seine Gültigkeit.

* * *

Es geht uns mit den Begriffen wie mit dem Gelde; das allgemeine Zeichen verwandelt sich in unserer Einbildungskraft in die Sache selbst, und wir ziehen es ihr vor, das scheinbar allgemeine Mittel jedem besondern Zweck.

Der Geiz ist eine Wurzel alles Uebels.

* * *

Wir schwindeln hinab und sinken in den Mittelpunkt des Nichts, d. i. der positiven Lüge, wenn wir das mit dem Gefühl aus dem Herzen verschwundene Wahre aus dem Verstande wieder herstellen wollen.

Unser Weltsystem soll nur eine zerstörte Sonne seyn. Der zergliedernde, zerreißende Verstand, wenn er schaffen will, ersinnt nur Zerstörung. — Von jeder Erkenntniß muß der Mensch einen Theil zernichten, um sie zu fassen, denn er faßt nur im Begriffe, hat die Sache nur, in so fern er sie zum Worte herunter zu bringen weiß.

* * *

Aller mittelbaren Bezeichnung muß eine unmittelbare, der künstlichen Sprache eine natürliche vorhergegangen seyn. Je mittelbarer unsere Bezeichnung, je künstlicher unsere Sprache wird, desto verworrener und dunkler werden unsere Begriffe von Wahrheit.

* * *

Wir können unsere Gefühle, diejenigen, die sich auf Objectives beziehen und Realität bewähren, nicht anders in uns befestigen, als mittelst eines Begriffes, den wieder nur das Wort fest hält; oder mittelst eines Bildes. Das Wort aber ist unvermögend, das Gefühl jedes Mal wieder zu erwecken, und so geschieht es, daß wir mißtrauisch werden gegen das Wesen, und es selbst für ein bloßes Wort

halten. Das Bild hat andere Gebrechen. Der sich an Bilder hängende Mensch läuft Gefahr, das Bild für das Wesen zu halten, in Schwärmerei, Abgötterei, Aberglauben zu gerathen.

* * *

Die Sprache ist so wenig zu dem blos sinnlichen und thierischen Behelf gegeben, als die Zunge blos zum Essen.

* * *

Alles Philosophiren ist nur ein weiteres Ergründen der Spracherfindung.

* * *

Die Einen erwarten von einem gewissen Buchstaben mehr als sie sollten, die Andern fürchten davon mehr als sie sollten. Beide messen ihm eine Kraft bei, die er nicht hat; wollen ihn mit Gewalt einsetzen oder wegschaffen, merken nicht darauf, wie er in jeder Absicht nur zufällig ist, wichtig allein durch seine Bedeutung. Dieser gegenseitige Eifer hat große Aehnlichkeit mit demjenigen, der ehemals die Bilderdiener und Bilderstürmer gegen einander befeuerte.

* * *

Es ist oft eine solche Stille in mir, eine so tiefe

Besinnung, daß ich es nicht aussprechen kann, wie zerstreut mir alle Menschen, die ich vor mir sehe, erscheinen. — Keiner horcht.

* * *

In der Natur, überhaupt in der Wirklichkeit und Wahrheit, ist Alles positiv. Im Verstande und seiner Möglichkeit ist Alles negativ, denn im Verstande steht Alles unter Begriffen, und die umfassendsten sind immer die leersten. Das Weiße, wohin der Verstand zielt, das er treffen will, ist das Nichts; oder das All, minus Diversität, Individualität, Personalität.

* * *

Weil der Mensch in Widerspruch mit sich selbst geräth, darum philosophirt er. Er verliert auf unzählige Weise den Zusammenhang seiner Wahrheiten, d. h. sie gerathen ihm mit einander in Widerspruch, vertilgen sich gegenseitig. Hier tritt das Gesetz des Stärkeren ein. Aber die Stärke der einen Wahrheit ist nicht die Stärke der andern, sie haben nicht einerlei Kraft — Wahrheit ist Klarheit — Was nun im höheren und höchsten Grade positiv sey, darüber ist der Streit.

Dem einen Menschen erscheint dieß positiver, dem andern jenes. Ja in demselben Menschen kann heute dieß positiver seyn, morgen ein Andres. — Geschieht dieß häufig, so geräth der ganze Verstand des Menschen in Verwirrung; er findet nirgend, woran er sich standhaft halten könne.

* * *

Es ist ein wunderliches Vorgeben, daß man die Wahrheit ganz uneigennützig suche. Der Mensch sucht sie uneigennützig, wie man vom Thiere sagen könnte, daß es uneigennützig sein Futter suche, blos zu Folge eines Triebes. Der Mensch sucht die Wahrheit, weil ihn die Unwahrheit tödtet, hernach, weil er seinen besten Empfindungen und Wünschen einen Grund sucht; er will zur Quelle hin des Guten, des Schönen, der Wahrheit und des Lebens.

* * *

Was heißt: man soll die Wahrheit nur um ihrer selbst willen suchen und ihr Alles aufopfern? Ist es ein Gebot des Instinkts, oder sehe ich etwas, wornach ich strebe? — Die Absicht der Philosophie, sagt man, ist blos Selbstverständigung. So erscheint es in der Reflexion. Ihr Ursprung aber ist, daß uns

ein Widerspruch entsteht, daß wir doppelt sehen, daß eine Wahrheit uns genommen wurde, die wir wieder haben wollen; wir sehen uns um nach der Wahrheit, die uns entfloh. Einen ursprünglichen bloßen Vorwitz giebt es nicht, wohl aber ein ursprüngliches Interesse. — Wir finden uns in der Wahrheit, und werden nur allmählig gewahr, daß wir sie nicht ganz besaßen.

* * *

Von denen, welche sich rühmen, daß sie die Wahrheit suchen, blos um der Wahrheit willen, suchen die mehresten nur ein System; und wenn sie nur irgend eins gefunden haben, so sind sie zufrieden.

* * *

Ihr sagt, die Sinne betrügen uns. Ich frage, was redet denn die Wahrheit zu uns? — Etwa das, was uns gar nichts sagt und vorweist? — Das ist die Frage: hat die Vernunft als solche etwas vorzuweisen? — Wenn hinter dem Truge keine Wahrheit zu finden ist, so lasset uns den Trug.

* * *

Der vernünftige, nachforschende Mensch sucht be=

ständig den Zusammenhang des Zufälligen mit dem Nothwendigen, d. h. er sucht, wie der Theil, den er wahrnimmt, mit dem Ganzen, das er nothwendig voraussetzen muß, zusammenhängt. Indem er das Ganze zu dem Theile findet, oder dem Theile im Ganzen seinen Ort anweiset, gewinnt er Erkenntniß. — Ich erkenne, heißt: ich erfahre, daß ich schon kannte.

* * *

Wenn der Mensch sagt: ich selbst, so scheint er unter dem Selbst eigentlich den sinnlichen, den empfindenden Menschen zu verstehen. — Wer das Selbst außer Acht zu lassen weiß, nähert sich einer reineren, nähert sich der göttlichen Natur. — Das Thier hat ein Selbst, kann aber nicht sagen: Ich selbst, weil es nicht sagen kann: Ich=ein=Anderer. Hierzu würde die Vorstellung eines Ich erfodert, dem sowohl das Ich=selbst als das Ich=ein=Anderer übergelegt werden könnte. In dem Thiere bemerken wir eine blos sinnliche Ueberlegung. Es empfindet die Beschaffenheiten der Dinge in Beziehung auf es selbst, die Veränderungen, die sie in ihm hervorbringen, nicht seine eigene Beschaffenheiten in Beziehung auf die

Dinge: ihm fehlt die Erkenntniß des Guten und Bösen.

* * *

Vernunft ist das Bewußtseyn des Geistes. Wer die Vernunft verliert, der verliert sich selbst, das Selbstbewußtseyn, das eigene Seyn und Bleiben, die Person. Persönlichkeit ist also von Vernunft, Vernunft von Persönlichkeit unzertrennlich. Wer sich einem Affect überläßt, den er nicht zuvor sich selbst überlegt, am Guten geprüft, und ihm das Maß bestimmt hat, der handelt unvernünftig. Mit der Vernunft ist also nothwendig Freiheit verbunden, und das Bewußtseyn der Persönlichkeit ist das Bewußtseyn der Freiheit. Die Freiheit, deren sich das vernünftige Wesen bewußt ist, besteht darin, daß er sich das Vermögen zuschreibt, seinen sinnlichen Begierden und Neigungen zu widerstehen, daß es sich von der materiellen Welt isoliren kann. Der Geist kann seinen Körper von sich werfen. — Ohne Vernunft handeln, ist thierisch; wider die Vernunft handeln, lasterhaft; denn in dem Ausdruck, wider die Vernunft handeln, ist enthalten, daß die Vernunft ge=

genwärtig ist, wider die Handlung protestirt, ihre Macht anbietet gegen widerrechtliche Gewalt: die höchste Gewalt auszuüben ist ihr Beruf, ihre Bestimmung.

* * *

Tolle, verkehrte, unsinnige Gedanken. Man kann sich toll, man kann sich wahnwitzig und unsinnig denken, durch Denken sich um die Absicht des Denkens bringen. Das Denken als Denken bringt also in sich und durch sich allein nichts Wahres und Gutes hervor. — Aber alles Wahre und Gute muß doch wenigstens im Menschen von einem Denken begleitet seyn. Gedankenlos handeln, heißt thierisch handeln. Was giebt nun dem Gedanken seinen Werth? Was ist im Menschen über dem Gedanken, um ihn zu prüfen, um ihn als einen wahren und guten Gedanken zu bestimmen, ihn als einen solchen auszumachen? Wir heißen dieses Vermögen Vernunft. Die Vernunft soll schlichten zwischen Schein und Seyn, denn sie selbst ist das Wesende.

* * *

Wer für sich selbst philosophirt, dem stoßen bei

jedem Schritte Schwierigkeiten auf, wovon derjenige, der nur für die Schule philosophirt, nichts erfährt.

* * *

In meinen jüngeren Jahren stand es in Absicht der Philosophie so mit mir, daß ich ein Erbe unermeßlicher Reichthümer war, und nur einige unerhebliche Processe, unbedeutende Formalitäten mich verhinderten, in den vollen Besitz zu treten. — Die Processe wurden unter ihrer Führung erheblich. — Am Ende fand es sich, daß ich nur Processe geerbt hatte, und die ganze Nachlassenschaft in insolventen Händen sich befand.

* * *

Einige Menschen haben, so zu sagen, nur Beispiele im Kopf; andere auch Gesetze. Das kräftige Raisonnement zeigt sich darin, daß es zu den Beispielen Gesetze, und zu den Gesetzen Beispiele findet. — Das Auge des Verstandes ziehet sich gleichsam zusammen in der Bildung der Begriffe, und erweitert sich in ihrer Anwendung. Bloße Stubengelehrte haben gewöhnlich sehr enge Köpfe, eben so wie blos mechanisch praktische Menschen.

Philosophie ist ein inwendiges Leben. — Ein philosophisches Leben ist ein gesammeltes Leben. Durch wahre Philosophie wird die Seele still, zuletzt andächtig.

* * *

Das Geschäft der Philosophie ist das Aussondern und systematische Zusammenstellen dessen, was sich von selbst versteht, und wodurch alles Andere muß verstanden werden.

* * *

Philosophiren ist ein Bemühen aufwärts zu fahren den Strom des Daseyns und der Erkenntniß bis zu seiner Quelle.

* * *

Aus Nachsinnen entsteht Philosophie, die ein Rückweg der Ueberlegung ist bis zum Anfange. Wer sich jedes Rückschrittes im Nachsinnen bis zum Anfange bewußt ist, und nun wieder dahin zurückgeht, wo er sich zuerst gestellt hatte, hat eine Philosophie erfunden.

* * *

In Absicht der letzten Gegenstände menschlicher Betrachtung, ist die gemeinste Vorstellungsart die

wahrste. Man muß, nachdem man sich müde gegrübelt hat, auf sie zurückkommen, und jenem Spruche Beifall geben, daß den Weisen sich verbirgt, was den Kindern oder Einfältigen offenbar ist.

* * *

Ich bin jung gewesen und alt geworden, und lege das Zeugniß ab, daß ich nie in einem Menschen gründliche, durchgreifende und aushaltende Sittlichkeit gefunden habe, als bei Gottesfürchtigen, nicht nach der heutigen, sondern nach der alten kindlichen Weise; nur bei ihnen fand ich auch Freudigkeit im Leben, eine herzhafte siegende Heiterkeit, von so ausgezeichneter Art, daß sie mit keiner andern zu vergleichen ist.

* * *

Auch ich glaube Wunders wegen; des Wunders wegen nämlich der Freiheit, die ein continuirliches Wunder ist, und viel Analogie hat mit dem das Christenthum begründenden Wunder der Geistesempfängniß am Pfingsttage.

Frei seyn und ein Geist seyn ist Eins. — Wo

Geist ist, da ist Erfindungskraft, Schöpfungskraft, Orginalität, Selbstseyn.

Jedes große Beispiel ergreift uns mit der Autorität eines Wunders, und spricht zu uns: Wenn ihr nur Glauben hättet, so könntet auch ihr die Thaten thun, die ich thue.

Zweite Abtheilung.

Liebe, Bewunderung, Ehrfurcht sind die Grundlagen aller Sittlichkeit. Wir fühlen uns als Ursache, als Person, und personificiren alles: Ströme, Winde, Gewitter, Bäume, alles, was sich regt und uns wohl oder übel thut. Was wir von den innern Kräften der Dinge wissen oder urtheilen, das wissen oder urtheilen wir durch Sympathie, durch Ahnung. Jeder Mensch hat sein eigenes, individuelles Universum. Je mehr er sich in andere Dinge hinein versetzen, das Leben dieser andern Dinge leben, sein Leben mit ihrem Leben vereinigen kann, desto größer wird sein Daseyn.

* * *

1775. Es ist doch das Beste am Mensch-seyn, daß uns das genossene Gut nicht untergeht, daß es sich anbaut in und um uns, sich fortpflanzt, vermehrt, und wir so immer mächtiger werden zu noch größerem Genuß.

1775. Von Tag zu Tage geht es mir heller auf, daß ein Geist dem andern nothwendiges Organ sey; daß Gefühl des Andern sey die Schöpfung aus Nichts.

* * *

Daß der Mensch eine Würde habe, kann er nur in einem Gefühle, nämlich dem Gefühle dieser Würde, gewahr werden; hernach mißt er an diesem Guten alles andere Gute.

* * *

Einen Gegenstand so zu umfassen, daß man darüber hinaus weiter nichts sieht — zum Held werden giebt es keinen andern Weg.

* * *

Vor Grundsätzen, die aus Gesinnungen erwachsen, habe ich alle Ehrfurcht; aber auf Gesinnungen, die aus Grundsätzen, läßt sich kaum ein Kartenhaus bauen.

* * *

Die erste nothwendige Bedingung zur Sittlichkeit, das Vermögen, nach Gesetzen zu handeln, wird leicht mit der Sittlichkeit selbst, die in einem höheren Verlangen besteht, verwechselt.

Edle und schöne Handlungen zu verrichten, ist dem Menschen natürlich; es wird ihm leicht, er findet unmittelbare Antriebe dazu in seinem Innern. Hingegen wird ihm eigentliche Tugend, die auf Selbstverläugnung gegründet ist, überall schwer. Tugend muß er sich selbst mühsam angewöhnen und angewöhnen lassen. Gleichwohl ist von Natur Großmuth in ihm, und weist auf eine vor aller Ueberlegung wirkende Kraft der Selbstbeherrschung in seinem Gemüth.

* * *

Der Eigendünkel, der nie sich selbst, sondern immer nur Anderen durch den Sinn fahren zu müssen glaubt, ist eine grundböse Sache. Denn das allein macht den Menschen gut, daß er Andere zu achten und sich selbst zu mißtrauen weiß; daß er den eigenen Sinn zu beugen vermag, und das bewegte Herz dem Ausspruche des stillen Herzens gehorchen kann.

* * *

Es giebt kein Privilegium der Anständigkeit; hier muß alles über einen Leisten, denn mehr als einen kann es nicht geben.

Keine Anhänglichkeit von Untergebenen an ihre Obern, wo keine Strenge ist. Der Untergebene, der nicht gewöhnt wird, immer seine Pflicht zu thun, wird sie oft unterlassen, wird sie in jedem Falle, wo er sie ausübt, mit Mühe ausüben. Der zu milde Obere wird also beständig unzufrieden, der Untergebene beständig mit einem bösen Gewissen geplagt seyn, und sein zu weicher Oberer wird ihm härter als der härteste vorkommen. Ganz im Gegentheile wird der an Fleiß und Ordnung und ununterbrochene Pflichterfüllung gewöhnte Diener sowohl mit sich selbst als mit seinem Herrn zufrieden seyn, und sich fest an diesen anschließen. Es giebt aber Haushaltungen, in denen sich kein solches System von Ordnung für jedes Glied entwerfen läßt.

* * *

1776. An Fleiß und Gehorsam lassen sich die meisten Menschen doch gewöhnen, und aller Ideen- und Empfindungskram, womit man die thierischen Triebe bändigen oder ordnen will, ist nichts in Vergleichung mit dem Geschick und der daraus erwachsenden Lust zu arbeiten.

Es ist so allgemein angenommen, wir sollen der uns natürlichen Eigenliebe mißtrauen, daß jeder Mensch, wenn er in irgend einem Falle zum Schiedsrichter aufgerufen wird, das Richteramt, sobald irgend ein persönliches Interesse, oder auch nur das Interesse eines seiner Verwandten oder Freunde unterläuft, von selbst ausschlägt und sich als partheiisch angiebt. Niemand findet sich beleidigt, auf diese Weise verdächtig zu heißen; sondern es zeichnet sich im Gegentheile der sittlichere Mensch dadurch aus, daß er keine Ausnahme verlangt, und nicht für sich insbesondere ein Vertrauen fodert, welches dem Menschen überhaupt geweigert werden muß. In unserem Innern mögen wir unseres besseren Selbsts uns erfreuen, und es wohl wissen, daß unsere gute und billige Denkungsart bessere Gewähr, als alle förmliche Einrichtungen und Gesetze, leistet; aber nie dürfen wir uns herausnehmen, ein solches Gefühl auch außer uns geltend zu machen. Es giebt Fälle, wo ein gerechter Stolz die Bestreitung eines auf uns gefallenen grundlosen Verdachtes verbieten kann; es giebt aber keinen gerechten Stolz, der ungemessenes Vertrauen fodern dürfte. Alle diese Dinge

einer inneren, unsichtbaren Welt sollen nicht in den großen Tauschhandel des materiellen Gewerbes, als etwas, womit man wie mit gutem Papiere wechseln könnte, eingeführt werden; denn obgleich dieser Kredit noch unentbehrlicher zum Bestande der menschlichen Gesellschaft, als der gewöhnlich so genannte zum Bestande des Handels ist, so sind sie im Grunde doch von ganz verschiedener Natur, und ganz anderen Gesetzen des Daseyns und Wirkens unterworfen.

* * *

Es ist nie zu spät mit uns, so lange wir noch unsere Fehler gewahr werden, sie mit Widerwillen tragen, und edle Triebe sich, eroberungssüchtig, in uns regen.

* * *

Was du glücklich bist, sagte ich zu L., daß du einen so freien Willen hast! Indem ich dieses sagte, fiel es mir lebhafter auf, daß wir, was wir die Freiheit des Willens nennen, nicht sowohl in das Vermögen zu wählen, als in die Kraft, unsern Willen zu thun, setzen.

* * *

Die stärkste Leidenschaft des Menschen ist die

Ehrliebe. Was die wahre Ehrliebe befriedigt, das befördert die Liebe zu Gott und führt näher zu seiner Erkenntniß.

* * *

Es ist zuweilen nothwendig, fünf gerade seyn zu lassen. Ich habe diese Lehre mein ganzes Leben hindurch, aus natürlicher Nachgiebigkeit, mehr als ich sollte, befolgt. Aber dazu habe ich mich doch nie verstehen können, wenn ich fünf gerade seyn ließ, auch noch feierlich zu betheuern, es gebe kein Gerade, oder fünf sey das Gesetz des Geraden.

* * *

Die Athener sandten den durch Pelopidas befreiten Thebanern am Tage nach der Ermordung des Archias 5000 Mann zur Unterstützung gegen die Lacedämonier. Man findet das häufig bei den Griechen, daß sie keine Gefahr bei Handlungen, welche die Ehre und das Schickliche von ihnen foderten, in Anschlag brachten. Weisheit und Klugheit waren bei ihnen ganz verschiedene Dinge. Bei allen Fehlern und Lastern dieser Menschen lebte etwas von wahrer Freiheit in ihnen; trieb sie, stärkte sie, und gab ihrem Muthe einen Charakter von Erhabenheit,

der dem Muthe der Neueren ganz fehlt. Daß der Mensch eine bessere Seele habe, und daß dieser besseren Seele die Herrschaft über die geringere gebühre, stand ihnen klar vor Augen.

* * *

1797. Der Mensch kann sich nicht stückweise (en détail) bessern, und überhaupt sich selbst nicht halten, was er sich selbst verspricht; denn er selbst ist ein Spiel der Leidenschaften, und nur das Gesetz über ihm besteht. Daß er dieses Gesetz anerkennen, seiner Zucht sich unterwerfen, endlich die Liebe desselben sich eigen und zum Charakter machen kann, darin besteht seine Würde. Es giebt auch keinen andern Charakter des rechtschaffenen Mannes, als diesen, und es ist thöricht, auf einen Menschen zu bauen, der nur ein Gemüth, sey es auch das vortrefflichste! aber keine dieß Gemüth ordnende und ihn selbst beherrschende Grundsätze hat. Ein solcher wird mit den glücklichsten Anlagen zu Rechtschaffenheit und Tugend oft am tiefsten sinken; denn weil er sich nicht zu beherrschen weiß, und weder das Böse noch das Gute lassen kann, muß er sich selbst zu täuschen, sich zu belügen und betrügen suchen;

wird in dieser bösen Kunst eine immer größere Fertigkeit erwerben, in Ausflüchten bald unerschöpflich werden: hier den Geist des Gesetzes mit dem Buchstaben angreifen; dort den Buchstaben wider des Gesetzes Geist sich zu Nutze machen: so allmählig allen Geradsinn verlieren, sein Gewissen zerstören, die heilige Scham austreiben und frevelnden Trotz an die Stelle setzen.

Da ich diese schrecklichen Klippen nahe genug im Vorbeischiffen selbst gesehen habe, und nicht ohne Gefahr; so ergreift mich beim Andenken jedesmal ein Schauder, und ich weiß dann nicht, wie ich nachdrücklich genug warnen, laut und feurig genug zurufen soll. Sie ragen nicht hoch aus dem Meer hervor, diese Klippen; sind nicht von fürchterlichen Brandungen, die aus der Ferne schrecken, umgeben; man kann lange in Gefahr und dem Untergange nahe seyn, ohne es zu ahnen. Und nicht der Kompaß allein des moralischen Gefühls und eines guten edlen Herzens lehrt genug, sie zu vermeiden, sondern es muß die Längen-Uhr bestimmter Vorschriften und Gesetze dazu genommen, und jede Versuchung, nach eigenem, besserm Ermessen, das ist, nach bloßem Gut-

dünken zu steuern, als die Eingebung eines feindlichen Dämons verworfen werden.

Ich predige hier zuerst mir selbst; denn obgleich schon in meinem fünf und funfzigsten Jahre, bin ich doch noch weit entfernt, die Gerechtigkeit so zu lieben, daß ich mich nach ihren Gesetzen überall und in jedem Augenblick zu mäßigen im Stande wäre. Aber ich liebe sie dennoch aufrichtig, halte sie vor Augen, demüthige unablässig mich vor ihrem hohen Ideale, strebe dem beständigen Gehorsam gegen ihre Gesetze, als der höchsten Tugend; der Fertigkeit in diesem Gehorsam, als dem höchsten Gute nach. So habe ich eine Mäßigung mir doch errungen, und Ruhe der Seele, Freiheit des Gemüthes in demselben Maße. Ich darf meinen Weg also Andern auch empfehlen. Die Selbsterkenntniß begegnet uns auf diesem Wege bald; und wo diese ist, da verschwinden Stolz und Trotz von selbst.

* * *

Das ist gewiß und wahrhaftig, daß der Mensch ein thätiges Wesen ist; er ist unaussprechlich glücklicher in Abkehrung großer Uebel, von denen er wirk-

lich leidet, als in dem bloßen Genuß des Guten, das er nun einmal ganz hat.

* * *

Alle Geschäftigkeit des Menschen geht auf die Zukunft; denn die Gegenwart ergiebt sich von selbst, und läßt keine Geschäftigkeit mehr zu. Der Grad der Fähigkeit, in die Zukunft zu sehen, bestimmt den Grad der menschlichen Größe; denn die Seele handelt um so mehr aus sich selber, und leidet weniger vom Aeußerlichen.

* * *

Je größer das Vermögen eines Menschen ist, nach entfernten Zwecken zu handeln, desto stärker sein Geist.

* * *

Wenn der Mensch nur so viel an Verstand gewinnt, als er an Sinn verliert, so geht er rückwärts.

* * *

Wir leben immer voran, nie zurück, und es giebt keinen bleibenden Augenblick; darum laßt uns innere Ruhe vor allen Dingen suchen und ihr Alles aufopfern. Jedes Schicksal ist erträglich, nur die

Unzufriedenheit mit sich selbst nicht, und es giebt einen Grad der Reue, von dem keine Erlösung ist.

* * *

Was wir so empfinden, wie wir uns selbst empfinden, das nennen wir wirklich. Das Forschen nach Wahrheit ist das Forschen nach dem, uns nicht unmittelbar gegenwärtigen, Wirklichen.

* * *

Wir können uns ohne Gefahr den Eindrücken der Natur, auch den Eindrücken von Menschen überlassen; es heiße Enthusiamus, heiße Schwärmerei; ist der Eindruck nur wirklich da, ist unsere Empfindung nur das Resultat eines wirklichen Verhältnisses, so hat es nichts zu bedeuten. So bald wir aber nur die Empfindung länger erhalten wollen, als sie von selbst dauert, so bald wir bemüht sind, sie nachzuahmen, so bald wir endlich gar bemüht sind, die Empfindungen Anderer in uns zu erwecken, so sind wir auf dem Wege des Selbstbetruges, der Heuchelei.

* * *

Ich traue der Vernunft mehr, als dem sinnlichen Augenschein, heißt, ich traue allen meinen

Sinnen zusammen mehr, als nur Einem, dem gesammten Augenschein mehr, als dem partiellen. Wenn mir Jemand sagen will, was Sinn ist, so will ich ihm sagen, was Geist ist. — Wir reden leichter von dem Sinne, als vom Geiste, weil der Sinne wenigstens fünfe sind, aber nur Ein Geist.

* * *

1776. Ich halte jede Aufklärung für vortheilhaft; denn obgleich der Mensch nur ein Gefäß von bestimmtem Maße ist, das überlaufen muß, wenn man zu viel hineingießt; obgleich in keinem Gefäß flüssige Dinge von verschiedener Beschaffenheit aufbehalten werden können, auch nicht einmal jedes Gefäß zur Aufbehaltung jeder flüssigen Materie tauglich ist; so glaube ich doch, daß sich für jedweden guten Saft noch ein Gefäß finden werde, auch daß durch Zugießung eines solchen Saftes zu andern manchmal eine unerwartete Gährung entstehen könne und daraus ein herrlicher Trank.

* * *

Die Menschen sind immer damit beschäftigt, ihrer Unvernunft eine andere Gestalt zu geben, und glauben dann jedesmal, sie in Vernunft verwandelt zu

haben. Sie verfallen von einem Aberglauben in den andern, und meinen bei jedem neuen Anfange an Wahrheit gewonnen zu haben. Es ist der Irrthum selbst, der sie beständig vor sich her treibt, und dem sie aus freien Stücken zu entfliehen glauben. Es ist aber gegen die Natur des Irrthumes, zur Wahrheit hin zu treiben. Die Wahrheit ist ganz innerlich, und selbst derjenige, der sie besitzt, kommt, wenn er sie äußerlich machen will, in Gefahr, sie zu verlieren, indem er das, was er äußerlich macht, für die Wahrheit selbst hält. Denn sie ist nicht diese oder jene Meinung, sondern eine, über jede besondere Meinung erhabene, Einsicht.

* * *

Obgleich der Mensch sich täglich darauf ertappt, daß er die Symptome einer Begebenheit für ihre Ursachen hält, so begeht er doch immer von neuem denselben Fehler, und behilft sich lieber mit den albernsten Erklärungen, als daß er sich an einer gründlichen Rechenschaft genügen ließe. So liegt z. B. nichts klarer vor Augen, als, daß kein Individuum aus einer bloßen Zusammensetzung entstehen kann, und doch nimmt der Materialist lieber an,

daß dieses auf eine unbegreifliche Weise geschehen könne, als daß er das Unbegreifliche geradezu unmittelbar annähme. Mit ihrer ganzen Kraft und mit einer Deutlichkeit, welche jede andere Deutlichkeit übertrifft, sagt ihm seine Seele, daß der Wille vor der That, das Leben vor der Speise her gehe; aber er bringt das Gegentheil heraus.

* * *

Wenn wir das System des Himmels seine Mechanik nennen, so bewundern wir nicht mehr diese Mechanik, sondern einen Newton, einen Keppler, einen La Place, die mit ihrem Geiste sie zu erforschen, sie uns darzulegen wußten. Dringen wir selbst in den Verstand dieser großen Männer, so bewundern wir auch ihn nicht mehr; der Mechanismus seines Reflectirens wird uns begreiflich, und was wir durchaus begreifen, das mit Nothwendigkeit Erfolgende, können wir nicht bewundern; wir erstaunen nur höchstens noch, wie wir vor einem hohen Berge, oder vor dem unübersehbaren Meere erstaunen. — Wahrhaft bewundern können wir nur das, was ein Wunder ist oder scheint. Der Wunderthätige aus Liebe ist Gott; der Wunderthätige aus Bosheit,

Satan. Auch das Thier staunt an mit Schrecken oder Freude; der Mensch allein bewundert.

* * *

Das wahrhaft Gute kann nur in sich selbst aufbehalten werden, und alle Mühe, es in irgend etwas Formelles oder ihm Aeußerliches einzumachen, mit welchem Zucker oder Salz es auch seyn möge, ist vergebens.

* * *

Die menschliche Vernunft ist das Symptom des höchsten Lebens, das wir kennen. Sie hat aber nicht ihr Leben in ihr selbst, sondern sie muß es jeden Augenblick empfangen. Das Leben ist nicht in ihr, sondern sie ist im Leben. Was das Leben ist, seine Quelle und Natur, ist für uns das tiefste Geheimniß.

* * *

Des Menschen Licht ist in seinem Triebe der Erhebung zu etwas Höherem. Nicht, weil ich mich über etwas, sondern weil ich mich zu etwas erhebe, gebe ich mir Beifall.

* * *

Ich kenne keine tiefere Philosophie, als die paulinische im siebenten Kapitel des Briefes an die Rö-

mer. Im blos natürlichen Menschen wohnt die Sünde. — Wiedergeburt ist die Grundlage des Christenthumes. — Wer die Lehre von der Gnade aus der Bibel vertreibt, der vertilgt die ganze Bibel.

* * *

Weil der Mensch nur Maschinen machen kann, so ist er geneigt, eine göttliche Vorsehung zu läugnen; denn er findet sie nicht als Maschine. Die Vorsehung ist ein lebendiges Wesen und wirkt immer nur als Lebendiges in Lebendiges.

* * *

Im Anfang war das Wort, heißt: vor der That war der Wille, vor den Mitteln der Zweck, vor der Handlung die Absicht, vor dem Körper die Seele, vor der Ungestalt Gestalt, vor dem Tode das Leben.

* * *

„Das Recht wohnt bei dem Ueberwältiger, und die Schranken unserer Kraft sind unsere Gesetze." (Schiller in den Räubern, 1ste Ausg., S. 14.) Es ist wahr, ein Affect bricht sich am andern, der Zorn am Mitleiden, die Begierde an der Scham, der Geldgeiz an dem Ehrgeize — aber darum wohnt bei dem Ueberwältiger noch nicht das Recht. Dadurch, daß

eine Empfindung, Begierde, Leidenschaft die andere einschränkt, bedingt, folgt noch kein Recht der mächtigeren über die mindermächtige. Gewalt gegen Gewalt gebiert nie ein Recht, sondern nur Ansehen gegen Ansehen, und das höchste Ansehen ist bei der Vernunft.

* * *

Des Hobbes Irrthum besteht darin, daß er es für ein und denselben Satz hält, daß **Jeder** ein Recht auf alles habe, und daß **Alle** ein Recht auf alles haben. Dieses ist wahr, und es folgt daraus, daß sie sich zu einer Theilung verstehen müssen. Jenes ist falsch, und hat den Widerspruch in sich; Alles können nicht Mehrere haben. Der Satz, wenn er wahr seyn soll, muß eigentlich so ausgedrückt werden: **wir haben alle ein gleiches Recht an alles.**

* * *

Es ist überall unter der Würde des Menschen, blos als der Stärkere Gesetze geben zu wollen, und sich des Druckes, den man, wie ein Klotz, blos durch seine Masse verursacht, als einer lebendigen Kraft zu freuen.

Das eigentliche Recht des Stärkern besteht nur darin, daß er sich des Willens des minder Starken zu bemächtigen weiß. Es ist damit gerade so wie mit den herrschenden Gedanken und Empfindungen in unserer Seele.

* * *

Freilich ist der Stärkste immer König; aber nicht, der Stärkste aller Willen sich zu unterwerfen, so daß sie seinen, dem ihrigen widersprechenden, Willen thun, sondern, der Stärkste ihren Willen auszuführen, nach ihrem Willen zu handeln.

* * *

Die Menschen werden ewig nach Leidenschaften handeln; diejenige Verfassung ist also die beste, welche die edlern Leidenschaften einflößt, und die unedlern tödtet.

* * *

Ohne eine übergesetzliche Gewalt der Gesetzgebung kann kein Staat bestehen. So wenig ein menschlicher Körper durch bloßen Mechanismus alle seine Handlungen verrichten und sich im Leben erhalten kann, so wenig vermag es auch ein Staatskörper. Er muß ein selbstthätiges Princip des Mechanismus,

er muß eine Seele haben, womit er bald den Mechanismus so oder anders bestimmen, ihm forthelfen, bald sich ihm entgegensetzen und ihn überwinden kann.

* * *

1781. Nichts kann richtiger seyn, als die Bemerkung, daß, wenn wir, einer für den Andern, auch mit Gewalt sorgen müssen, sobald wir die Klügsten sind, Gesundheit, Leben und Reichthümer nicht mehr das Angelegentlichste bleiben dürfen; daß die ewige Seligkeit unendlich wichtiger, folglich das Verfahren der Frau von Maintenon gegen die Kinder der Protestanten nicht im mindesten zu tadeln sey. Nur gefällt mir jener eifrige Mann noch besser, welcher den Wilden in Amerika die Kinder wegstahl, taufte und hernach umbrachte, damit sie ihm auf keine Weise mehr aus dem Himmel bleiben könnten.

* * *

Die geschriebenen eigentlichen Gesetze sind aus Gewohnheiten entstanden, welche Gewohnheiten aus nichts Anderem, als den natürlichen Neigungen und Trieben der Menschen, die sich in einem gewissen Haufen zusammengethan hatten, abzuleiten sind. So ist das Recht entstanden. Wenn man daraus hin=

weg nehmen sollte, was frei und natürlich gewachsen ist, so würde wenig Gutes und sehr viel Böses übrig bleiben. Was die Gesellschaft noch zusammen hält und das Leben erträglich macht, ist das Werk der Freiheit und Natur.

* * *

Der Despotismus ist bequemer als die Freiheit, wie das Laster bequemer als die Tugend ist.

* * *

Die Gerechtigkeit ist die Freiheit derer, welche gleich sind; die Ungerechtigkeit ist die Freiheit derer, welche ungleich sind.

* * *

Aus dem natürlichen Verlangen nach Rache, diesem unmittelbaren Triebe, den auch die Thiere empfinden, ist alle vernünftige Rechtspflege hervorgegangen. Die Gerichtshöfe stellen die Rachsucht vor, gereinigt von Haß und verwahrt vor Mitleiden.

* * *

Durch die Vermehrung der Güter kann unmöglich die Armuth vermindert werden; denn, wie man's auch anstellen möchte, immer wird am Saume des Ueberflusses Elend und Jammer kleben.

Die monarchische Verfassung ist ein eingeschränkter Despotismus. Sie besteht durch eine Unterordnung von Gemeinwesen, deren keines ein unabhängiges, für sich bestehendes Gemeinwesen ist. Jeder behauptet die Stufe, auf der er steht, und somit auch die Stufenfolge. Gemeinsinn ist hier nicht, wohl aber öffentlicher Geist.

* * *

1778. Freiheit kann uns nur durch Gleichheit wiedergegeben werden; Gleichheit nur durch einen besser proportionirten äußern Zustand; dieser nur durch allgemeine Aufklärung.

* * *

1791. Richte ein Narrenhaus ein, wie du willst, eine verständige Gesellschaft wirst du nicht darin zu Stande bringen. Darum gieb, wie die Engländer thun, den Bedlamiten lange Aermel, die ihnen über die Hände, lange Hosen, die ihnen über die Füße fallen, damit sie sich in ihre eigene Kleidung verwikkeln und du ihnen die harte Fessel ersparen könnest. Mir ist, als sollte ich selbst zum Narren werden, wenn ich Leute, die auf nichts als auf Früchte der Sklaverei lüstern sind, um Freiheit toben sehe.

1775. Wie die Geschichte gemeiniglich geschrieben wird, ist sie weit entfernt, uns eine genauere Kenntniß des Menschen zu geben, sie macht uns vielmehr den Menschen unbegreiflich. Dennoch sollte das eigentliche Augenmerk des Geschichtschreibers seyn, die verschiedenen Arten der Existenz, die dem Menschen natürlich sind, so darzustellen, daß wir sie als natürlich erkennten.

* * *

1778. Die Erfindungen und Erfahrungen so vieler Menschenalter und Völker haben sich uns gleichsam nur angeklebt; wir haben sie, gewisser hervorstechender Vortheile wegen, eiligst angenommen, ohne sie in ihrem Grunde und in ihren Folgen zu erforschen.

* * *

1776. In die alten Formen können wir nicht zurück, und dürfen wir auch nicht streben, zurückzukommen, aber auf die Empfindungen, die an diesen Formen hingen, können wir zurück, und sie liegen uns sehr nahe.

* * *

Nichts bringt mehr Verwirrung und Tod in Künste und Sitten, als wenn man die Erfahrung

eines Zeitalters blindlings in ein anderes Zeitalter überträgt.

* * *

Eine Folge der Civilisation ist, daß man hervorbringen kann ohne Erfindung, wissen ohne Einsicht. Die Civilisation macht in so fern den Menschen mechanisch. Dabei ist aber zu bemerken, daß, indem sie ihn rückwärts tödtet, sie ihn vielleicht vorwärts eben so sehr belebt.

* * *

Vaterland ist da, wo viel Allen gehört; wo was Allen gehört, Jedwedem viel Genuß und Freude verschafft; wo folglich Niemand etwas Erhebliches für sich thun kann, ohne zugleich etwas Erhebliches für Alle zu thun.

Dritte Abtheilung.

Unser Geist macht an die Natur und die Geschichte Forderungen, die ganz und gar kein Gehör finden. Eben solche Forderungen macht er an seine Vernunft, an seinen Willen, an sein Herz, an sein Bewußtseyn. Er wird zunicht über allen den abschlägigen Antworten, die er erhält, und kann dennoch seine Forderung nicht aufgeben; er verschwindet vor sich selbst bei dem Nachdenken über sich selbst, und fühlt sich doch mehr als alles andere.

* * *

Es ist sonderbar, wie mächtig und wie unmächtig Begriffe sind. Der Mensch ist ein mittelbares Geschöpf, sein ganzes Bewußtseyn ist ein Begriff, den er konstruirt und fortleitet. Ohne Zusammenhang kann der Mensch sich nicht denken. Sein Ich bildet sich nach und nach, und er verliert sich selbst, wenn er die Verknüpfung dieser Bildung verliert. Darum hangen die Menschen so an Geburtsort,

Vaterland und natürlichem Glauben. Darum kann eine Idee über alles herrschend werden; denn unser Ich, unser reflectirtes Bewußtseyn selbst, ist eine Idee. — Aber auch neue Ideen können eine solche Herrschaft erlangen. Wenn dieses geschieht, so wird einer alten Idee eine neue Gestalt gegeben. So wurde Paulus aus einem jüdischen Verfolger der toleranteste unter allen Aposteln. Evidenz siegt über alles; das Wahrscheinliche muß dem Wahren, das Bild der Sache weichen. Die Wurzel aller Evidenz ist in dem klaren Bewußtseyn einer Wahrnehmung; wir sehen uns nur in einem Spiegel. Ein hoher Grad der Rührung verwandelt uns; das alte Daseyn wird von einem neuen Daseyn verschlungen. — Leute von einem gewissen Alter ändern schwer ihre Meinung; sie können nicht mehr fort- sondern nur ausleben.

* * *

„Mon ame active a besoin d'aliment.“ (Mém. d'Hipp. Clairon.) Wie lächerlich ist nicht die Behauptung jener prahlenden Weltweisen: der Mensch soll allen Genuß verachten — dieses durch und durch so dürftige Wesen soll selig seyn allein in sich, in

seinem Handeln, in seinem Streben nach nichts! Alles soll naturwidrig, naturverachtend in uns seyn.

* * *

Was der Mensch sucht, was ihn überall leitet, ja selbst erleuchtet, ist Freude. Er suche, sagt man, Freude an sich selbst, die ist beständig, denn er selbst kann sich selbst nie verlassen. Falsch! das Ich von heute ist nicht das Ich von gestern; beide sind von einander oft so verschieden, daß das eine sich gar nicht in das andere zu finden weiß. Seine leere Form ist das reine Nichts, und das Bleibende (was nicht Form an ihm ist) ist ihm gänzlich unbekannt.

Er sucht sich in der ganzen Natur und findet sich nicht. Was er für sich selbst hielt, war nur Widerschein von einem andern, und dieses andere verschwand, war vergänglich, und er sank in sein Nichts zurück.

* * *

Der Mensch ist ein strebendes Geschöpf; er empfindet in der Zeit, die nie still steht, keinen eigentlichen Moment hat. Was ist Gegenwart? Eine Erscheinung aus Vergangenheit und Zukunft.

Und doch haben Weise dem Menschen vorgeworfen, daß er des Gegenwärtigen vergesse, sein Leben mit Hoffnungen verträume, und allen wirklichen Genuß darüber thöricht in die Schanze schlage. Sagt, ihr Weisen: wer nach Scheingütern strebt, ist der nicht eben so sehr betrogen, wenn er sie erhascht, als wenn er sie blos verfolgt? Oder wo ist derjenige von Euren Schülern, der in Eurem Gegenwärtigen Ruhe und Glückseligkeit gefunden hätte? Ein Ding der Zukunft ist der Mensch, und streben muß er unaufhörlich! Auf dem Pfade des wahren Guten aber findet er bei den Freuden der Hoffnung auch die Ruhe des Genusses. Für die Ewigkeit geschaffen; aber aus endlicher Natur. — Fasse den Proteus, den du so oft, von seinen wechselnden Gestalten erschreckt, aus den Händen ließest; faß ihn und laß ihn nicht; denn unter jedweder seiner Gestalten liegt die wahre, weissagende, göttliche.

* * *

Nur diejenigen Wahrheiten, die das Bild ganz erschöpft, die im Bilde wahrer sind, als in der Sache, wie die methematischen Wahrheiten, die lauter Figuren und nichts als das sind, haben wir

ganz in unserer Gewalt. Alles übrige ist ein Glaube, oder eine Kraft, die uns von oben gegeben werden muß. Wir können uns unsere Ueberzeugung oft vortrefflich sagen; aber was wir uns sagen, überzeugt uns jetzt nicht mehr. Wir können uns unsere Ueberzeugung oft so nachdrücklich sagen, daß wir glauben, wir hätten damit uns überzeugt; läßt uns aber das Gefühl im Stich, so empfinden wir es anders. Darum kann uns oft ein Mährchen mehr Kraft und Muth verleihen, als alle Philosophien zusammengenommen. Hier haben wir die Sache, wenigstens für den Augenblick, dort nur Symbole, höchstens Analogien. J'existais trop pour craindre de cesser d'être. Darin liegt das Princip und die Summe aller Ueberzeugung.

* * *

Wir alle möchten gern zaubern, Wesen in Worte bannen, und dann wieder mit Worten Wesen erschaffen können. Wir wollen durchaus die Götter selbst machen, die vor uns her gehen, sich vor uns her tragen lassen sollen, um uns zu dienen auf unsern Wegen.

Was übrig bleibt, wenn alles abgezogen ist, was der Empfindung und dem Gefühle gehört, pflegen die Leute Wahrheit zu nennen.

* * *

Die Zeichen der Dinge sind Empfindungen, die Zeichen der Begriffe Worte. Das Wort ist die Sache des Begriffes.

* * *

Besser, daß wir uns einer Eselsbrücke bedienen, als gar nicht von der Stelle zu können. Alles Gute ist uns dieses Weges gekommen, und wehe uns, wenn sie nicht mehr halten wollte!

* * *

Darin sind sich die Menschen aller Zeiten ähnlich gewesen, daß sie hartnäckig an sich selbst geglaubt haben.

* * *

Wenn wir den Glauben an Personen verlieren, so verlieren wir noch mehr den Glauben an die Allgemeinheiten.

* * *

Die Vortrefflichkeit der Urtheilskraft besteht darin, daß man aus einem Theile eines Ganzen das

Ganze zu erkennen oder zu errathen vermag. Diejenigen, denen es an Beurtheilungskraft fehlt, sehen alles, was sie sehen, als ein Ganzes für sich an. Erfindungskraft und Beurtheilungskraft sind Zwillingsbrüder.

* * *

Die allgemeinste Regel für den Schriftsteller und auch für den Künstler, die ich kenne, ist, daß sein Ausdruck immer unter der Sache sey, die er darstellt. Ich halte dieses für das wahre Geheimniß des Geistes und der Kraft.

* * *

Die wahre Aufmerksamkeit entsteht durch die Liebe.

* * *

Die deutsche Nation ist nicht die ausgebildetste, nicht die reichste an Geistes- und Kunstprodukten, aber sie ist die aufgeklärteste, weil sie die gründlichste ist; sie ist eine philosophische Nation.

* * *

Die Würde und Größe des Menschen besteht darin, daß er eine Wahrheit annehmen kann, die gleichsam außer ihm ist, und einem Gesetze folgen

kann, das ebenfalls gleichsam außer ihm ist. Es ist aber höchst wichtig, zu bestimmen, was man unter Wahrheit zu verstehen habe. Eine blos formelle Wahrheit ist keine Wahrheit außer dem Menschen, sondern sie ist ganz in ihm; und so wäre auch ein blos formelles Gesetz ein Weg ohne Ziel.

* * *

Kein Mensch giebt aus freien Stücken einem andern Menschen zu, daß er besser als er selbst wisse, was recht und unrecht sey; er muß dazu gezwungen werden, und zwar durch eine Gewalt, mit der es ihm gar nicht einfallen kann, sich zu messen.

* * *

Ohne Seelenruhe wird nichts Großes. Wo kleine Leidenschaften an dem Menschen zerren, kann er nur abgebrochen kleine Dinge thun. Selbst wo starke Leidenschaft große Dinge bewirkt, ist eine Art von Stille in der Seele. Alles ist auf dieses Eine gerichtet, und die Seele ruht auf diesem Punkte.

* * *

Nichts ist verderblicher für den Menschen, als wenn er in irgend einem Theile mächtig genug ist, um ohne Recht zurecht kommen zu können.

Sollte die Freiheit in dem Vermögen bestehen, entgegengesetzte Dinge zu wählen? Nur deßwegen, und in so fern wir dieses können, sind wir nicht frei. Weil uns der Abend die Empfindungen, Entschlüsse, Ansichten raubt, die wir des Morgens hatten, weil wir unsere eigenen Wünsche, unsern Charakter, unsere Person nicht fest halten können; weil Regen und Sonnenschein, Gesundheit und Krankheit uns durch und durch verändern, deßwegen klagen wir über Sklaverei. Wäre der Mensch immer gleiches Sinnes, so behielte seine Vernunft ihren geraden Gang, und es würde ihm nicht einfallen können, daß er nicht frei sey.

* * *

Durch jeden Sinneneindruck werden wir von uns selbst geschieden, und nie werden wir von uns selbst geschieden durch freie Wirksamkeit.

* * *

Aller Glaube ist unwillkührliche Hingebung des Geistes an eine Vorstellung von Wahrheit.

* * *

Wo hat die Natur ein Ende? Sie hat ein Ende da, wo die Freiheit anhebt. Gerade dieses

Ende suche ich. Ich gehe den Wundern nach, wie Andere der alle Wunder vertilgenden Wissenschaft. Wer den Wundern ein Ende macht, ist nicht mein Freund.

* * *

Ich habe noch keinen Irreligiösen gekannt, der es nicht für erlaubt gehalten hätte, das Böse zu thun, damit Gutes daraus entstehe.

* * *

In der Welt ist Liebe, Weisheit, Fürsorge, Gerechtigkeit u. s. w. Diese können nicht in Stücken darin seyn; aus Stücken wird nichts. Kein Seyn ohne Selbstseyn, kein Selbstseyn ohne Selbständigkeit, keine Selbständigkeit ohne absolute Einheit.

* * *

Das Wahre und das Gute gleicht dem Golde. Das Gold liegt selten offen und gediegen da; es durchdringt aber unsichtbar die Körper, die es enthalten.

* * *

Neuerungen sind überall nicht nur erlaubt, sondern verdienstlich, wenn sie Entdeckung sind.

* * *

Jede Regierungsform, in so fern sie wirklich passend ist, muß dem gegenwärtigen Zustande der Imagination des Volkes, welches sich freiwillig darein fügen soll, angemessen seyn. Die Imagination bildet sich selbst um, und wird nicht durch die Vernunft umgebildet.

* * *

Es ist ein gefährlicher Irrthum, daß, weil ein Geist besser als ein anderer ist, auch die Form, welche sich nach dem einen nennt, über die Form, welche sich nach dem andern nennt, eben so weit erhaben sey. Religion ist das Nöthigste und Beste in der menschlichen Gesellschaft; eben deswegen ist theokratische Verfassung die schlechteste; denn nichts taugt weniger, als wenn Menschen Gott seyn wollen, oder als wenn Menschen mehr als Gott, der in unserm Gewissen lebt, gehorcht wird. Freiheitsgeist ist unendlich über Sklavengeist erhaben; aber nicht eben so demokratische Verfassung über monarchische.

* * *

Die französischen Gesetzgeber haben eine zu hohe Meinung von den Kräften des Menschen und eine

zu geringe von seiner Bestimmung; welches einen seltsamen, widrigen Kontrast macht.

* * *

In dem einzelnen Menschen, wie im Staate, muß die Gesammtrichtung entweder auf Sterbliches oder auf Unsterbliches gehen. Die Platonische Republik wird abenteuerlich, weil ihr ein wahrer Gottesdienst gebricht.

* * *

Wie auch Unwahrheit sich nach der Wahrheit, Unrecht nach dem Rechte sich nothdürftig und gezwungen fügen möge, es bleibt zwischen beiden eine unversöhnliche Feindschaft. Freundschaft aber und Bundesgenossenschaft entsteht von selbst zwischen denen, die ein verwandtes Interesse haben, und, durch Hochmuth bethört, es nicht für unmöglich halten, daß über den wahren Tag eine künstliche Nacht siege. Die Menge, glauben sie, werde sich leicht zur Blindheit verstehen, wenn man nur die Sehlustigsten unter ihnen nöthige, mit zugebundenen Augen einher zu gehen, und durch Zeichen zu verstehen zu geben, der Mensch befinde sich auf diese Weise besser, und es sey für ihn kein anderes Mit-

tel, den Weg der Wahrheit zu treffen, als sich führen zu lassen von denen, die ihn auf eine andere Weise gefunden haben, als mit den Augen.

* * *

In Deutschland, vornehmlich aber in Frankreich, haben viele aus dem katholischen Klerus eine Zeitlang geglaubt, es könne in Absicht ihrer wohl auch gelingen, was in Absicht des Adels gelungen war, nämlich Abwerfung des Lästigen ohne Einbuße der Vortheile. Wie jene den Gemeinen den Dienst übertragen, sich aber Ansehen und Ehre vorbehalten hatten, so glaubten diese auch dem gemeinen Haufen den alten Glauben lassen zu können, ohne ihn selbst mehr zu haben.

* * *

Die Geschichte lehrt uns, daß die Menschen sich einer fortdauernden Regierung und Rechtsverwaltung nicht unterwerfen, wenn nicht vorher zufällig, d. i. ohne förmliche Einsetzung, eine Ungleichheit der Stände schon entstanden ist. Wir haben also nicht nach der Gleichheit zu suchen, wie diese zu bewirken sey, da auf sie keine Staatsverfassung sich gründen läßt, sondern nach der Ungleichheit, wie diese be-

schaffen seyn müsse, damit ein Staat werde und sich erhalte. Welches ist die gute Ungleichheit, durch welche der Staat in Gesundheit aufblüht, und welches ist die böse, die sich wie eine Krankheit in ihm entwickelt; ihn, wenn sie nicht ausgetrieben wird, eben so gewiß zerstört, als ihn die ursprüngliche Gleichheit, wenn sie wieder die Oberhand gewänne, zerstören würde? Die gute Ungleichheit wird da seyn, wo das Bessere herrscht über das Schlechtere; die böse, wo das Gegentheil Statt findet. So ist es im einzelnen Menschen, so in der Vereinigung, die wir Staat nennen. Das Schlechtere hat sein Recht wie das Bessere, und die Gewalt eines jeden soll seyn wie sein Recht. Darin besteht die wahre Gleichheit aller, die Gerechtigkeit. Wie die Beschaffenheit der Ungleichheit im Staate, so die Beschaffenheit der in diesem Staate waltenden Gerechtigkeit. Es wird, nach Maßgabe dieser Beschaffenheit, eine wahre oder nur eine Scheingerechtigkeit, ein wahrer Staat oder eine Tyrannei seyn.

* * *

Keine Sage giebt dem Recht einen Anfang, sondern nur dem Unrecht. Vor dem silbernen, ehernen

und eisernen Jahrhundert war ein goldenes; der Mensch war mit sich selbst im Frieden. — Alle Staatsverfassungen sind gewissermaßen ein Traktat mit dem Teufel.

* * *

Wir können die vollkommene Einsicht gewinnen, wie es zugegangen ist, daß auf demselben Acker, auf den vor 1000 Jahren Recht gesäet wurde, jetzt aus demselben Samen nur Unkraut wächst, ohne daß wir dadurch in den Stand gesetzt werden, dem Uebel abzuhelfen. Was in solcher Noth zu thun sey? Auf diese Frage antwortet Burke: was die Noth gebietet.

* * *

So wenig die Tugend eines Menschen in Formalitäten bestehen kann, so wenig kann es die Tugend des Staates.

* * *

Freiheit bezieht sich auf Begierde. Je mehr Begierden, desto schwerer die Freiheit in jedem Verstande. Einem Volke, dessen Gegenstände des Genusses nur gemeinschaftlich errungen, nur mit ge-

sammter Kraft erhalten werden können, wird die Freiheit nicht allein leicht, sondern nothwendig.

* * *

Willkühr, innere Freiheit ist die Seele aller Verfassung. Aber keine Willkühr kann handeln, ohne sich zu äußern; ihr Werk ist etwas Aeußerliches. Das Innerliche äußerlich zu machen, darauf läuft alle Wirksamkeit hinaus. Und so wird der lebendige Trieb bald todte Anstalt. Diese behält etwas Leben, so lange von dem ersten Triebe noch etwas übrig bleibt. Wie dieses sich verliert und neue Triebe entstehen, wird die alte Anstalt angefochten. So wie sie nicht mit allen Kräften angefochten wird, so sinkt sie auch nicht auf einmal. Daher das Gemisch, das wir überall antreffen.

* * *

Eine überwiegende, unwiderstehliche Gewalt, die Gesellschaft in Ordnung zu halten, ist das unnachläßlichste Bedürfniß für die Gesellschaft. Eine solche Gewalt, die physisch augenblicklich wirkte, kann nicht zu Stande gebracht werden, oder sie fällt unerträglich hart. Ansehen muß die Stelle einer solchen Gewalt vertreten, und folglich ihre ganze Energie

haben. Wer es gut mit der Gesellschaft meint, muß deswegen das höchste Ansehen in der Gesellschaft nie anders als mit der größten Vorsicht angreifen.

* * *

In allen menschlichen Verbindungen ist ein gewisser unsichtbarer Geist spürbar, der außer den geschriebenen Gesetzen wohnte, sich über sie erhob, nicht selten ihnen entgegen handelte und sie zurecht wies.

Vierte Abtheilung.

Selbstgefühl und der Wille und die Kraft, sich selbst zu behaupten, ist die erste Tugend und heißt Selbständigkeit, Tapferkeit und Muth. Dasselbe Gefühl und dieselbe Befugniß Anderen einräumen, ist die zweite Tugend und heißt Gerechtigkeit. Aus der Gerechtigkeit entspringen Güte und Wohlwollen.

* * *

Da Tugendkraft als solche immer unmittelbar aus dem Geiste hervorgeht, so kann sie ihre Möglichkeit, Wirklichkeit und Wahrheit nicht beweisen, sondern sie kann nur sich darstellen, unvollkommen, in äußerlichen Handlungen und Wirkungen. Sie kann nicht gemein gemacht, erhalten, vermehrt und fortgepflanzt werden durch äußerliche Einrichtungen und Anstalten, sondern nur durch gegenseitiges Beispiel. Sie ist überall, wo sie ist, in Person, nie

in bloßer Repräsentation. Alle äußerliche Einrichtungen, die in Beziehung auf sie gemacht werden können, helfen ihr nur negativ, räumen ihrer Entstehung und Wirksamkeit nur Hindernisse aus dem Wege. Wohl aber kann es den Schein haben, als brächten dergleichen Einrichtungen und Anstalten Tugenden hervor, weil sie Handlungen, Angewöhnungen und Wirkungen hervorbringen, die den Wirkungen der Tugend ähnlich sind. Man kann die Menschen bis auf einen gewissen Grad abrichten zur Enthaltsamkeit, Tapferkeit und Treue, und diese ihnen anerzogenen Fertigkeiten auch zu nicht tugendhaften Zwecken gebrauchen. So hat man auf allerlei Weise das bloß nützliche an der Tugend von ihr selbst abzusondern und von ihr unabhängig zu machen gesucht, um es nach Willkühr zu gebrauchen. Das hat unter den Menschen die Begriffe von der Tugend, von ihrem Werth und ihrer Kraft verwirrt, und zumal den Gedanken in Umlauf gebracht, daß sie überall nur betrachtet werden müsse als ein Mittel zu andern Zwecken; daß sie im Grunde unter der Herrschaft der Begierden und Leidenschaften stehe, ja von diesen erfunden worden sey. Sobald dieser

Gedanke als wahr angenommen wird, liegt der Erkenntnißgrund der Tugenden nicht mehr in ihnen selbst, sondern außer ihnen, und es kann dann sehr wohl und mit Recht an dem einen Orte für tugendhaft, löblich und rühmlich gelten, was an dem andern Orte für lasterhaft, tadelswerth und schändlich gilt. Mit der Meinung von der Selbständigkeit der Tugend verschwindet auch die Meinung von ihrer Kraft, sich selbst zu erhalten. Ueberall wo sie sich nur als Mittel geltend macht und erhält, muß sie, sobald sie als Mittel unnütz wird, in Verachtung fallen. Wer sich Tugenden ungern erwarb und ungern sie ausübte, nur um mit ihnen zu gewissen Zwecken zu gelangen, der entledigt sich ihrer, sobald die Zwecke erreicht sind. Das heißt die Tugend als Sklavin gebrauchen, sie, die überall Gebieterin seyn sollte, und wirklich nicht blos die Hälfte ihres Wesens, sondern ihr ganzes Wesen verliert in dem Augenblicke, wo sie dienstbar wird.

* * *

Es gehört schlechterdings in eine Moral, die wirksam seyn soll, an eine höhere Ordnung der Dinge zu glauben, wovon die gewöhnliche, sichtbare

nur ein heterogener Theil ist, der sich dem höheren assimiliren muß. Beide müssen zusammen nur Ein Reich, Eine Schöpfung ausmachen.

* * *

Es gibt allerhand Verblendungen, und wer von Adel des Geistes und der Seele nur bethört war, der hat sich am allerärgsten betrogen.

* * *

Ob wir gleich als endliche Wesen dergestalt in der Zeit als in unserem Elemente leben, daß wir uns von einem Leben außer der Zeit gar keine Vorstellung machen können, so sind wir uns doch unseres Selbstes, als eines Außerzeitlichen, so innig bewußt, daß wir aus diesem Selbste nur bemüht sind, das Zeitliche zu vertilgen, das Mannigfaltige aufzuheben, alles Vergängliche in ein Unvergängliches zu verwandeln.

* * *

Der Mensch weiß sich inwendig und auswendig; aber weil des Auswendigen unendlich mehr als des Inwendigen ist, so verschwindet uns das Inwendige vor ihm, und es dünkt uns, wir wüßten auch dieses nur auswendig.

* * *

Sind nicht Verstand und Vernunft Organe eines und desselben Wesens? Allerdings. Durch das eine bildet sich dem Menschen das Erschaffene, die Natur oder Creatur, durch das Andere der Schöpfer ein. In dem Bewußtseyn des Menschen, daß er Geschöpf, aber ein Gottesgeschöpf ist, hängen Verstand und Vernunft in ihm zusammen. Die Menschheit wird zerstört durch die Trennung des einen von dem andern. Ohne Religion wird der Mensch ein Thier, ohne Menschheit ein Phantast.

* * *

Das Bedürfniß, das zu seiner Erfüllung, d. h. zum Gefühl des Guten gelangen kann, ist kein Uebel, sondern ein Reiz, der lebendig macht. Wie die Bedürfnisse eines Wesens, so das Wesen selbst und der Werth seines Lebens.

* * *

Das Schöne, Gute und Wahre in der zweiten und dritten Abschattung, im Begriffe, im Worte halten wir für etwas Höheres, als seine leibhafte Darstellung im Einzelnen und Besonderen, wo doch etwas aus dem Schönen, Guten und Wahren wirklich ist. Wir verwechseln das abstrahirte Gemein-

same mit dem ursprünglichen Einen und halten das unterste und letzte für das oberste und erste.

* * *

1789. Gestern habe ich meine Antwort an Kant abgesandt, und darin meine Ueberzeugung zu Tage gelegt, daß sogar auch das Wissen unseres Nichtwissens Stückwerk sey. Drei Tage hatte ich mich mit diesem Briefe geplagt, war müde und verdrießlich. Meine Schwestern kamen mich zu bitten, ihnen etwas vorzulesen; sie waren beide nicht wohl, und ich konnte ihnen die Bitte nicht abschlagen. Ich fragte: was? — Ein Stück aus Stollberg's Sophokles. — Ohne inneren Beruf und Vorliebe fing ich an, das erste Stück des zweiten Bandes zu lesen, den Ajas. Siehe, ich erinnere mich kaum je in meinem Leben von einer Lectüre so ergriffen, so hingerissen, so wunderbar erfüllt worden zu seyn von Empfindungen und Gedanken.

Du weißt, wie der Gegenstand des Stückes wunderlich und widrig ist: Ajas sitzend auf dem geschlachteten Vieh, giebt einen halb eckelhaften, halb widrigen Anblick; Minerva, die zuerst auftritt, die Göttin der Weisheit, sagt viel abgeschmackte Dinge,

und doch welch ein Eindruck, den sie gleich in ihrem zweiten Dialog mit Odysseus macht, nachdem Ajas in seinem Wahnsinn erschienen ist! die abgeschmackte Schwätzerin wird ein himmlisches Wesen in dem Augenblick, da sie sagt:

> Odysseus, schaust du nun, wie groß die Macht
> Der Götter sey; war wohl ein weiserer
> Als er, gerüstet mehr zu hoher That?

und Odysseus antwortet:

> — mehr noch als auf ihn, blick' ich auf mich,
> Und sehe, daß wir Menschen alle, die
> Wir leben, Traumgestalt und Schatten sind.

Und nun der Chor und Tekmessa, und Ajas selbst!

Warum ergreift uns, wenn uns bei diesem erhabenen Gedicht die decenten, wahrscheinlichen, regelmäßigen Schauspiele der Franzosen einfallen, ein Eckel an diesen auf Untadel von Seiten der Vernunft Anspruch machenden Geburten der Kunst? Warum sinkt ihre Kunst vor der Kunst des Griechen so ganz zu Boden? Sie sinkt zu Boden, weil der Grieche wahrhaft Dichter, weil er Seher ist. Du bist der Mund der Wahrheit, rufen wir dem Griechen zu; du giebst uns wieder, was dir selbst erschienen

ist; jener hat nur ungewisse Sage, und giebt uns daraus wieder nur, was ihm wahrscheinlich vorkommt.

Fülle des Menschensinnes, ja, du bist hoch erhaben über deinen aufgeblasenen Substituten, Abstraction! O der reinen Erkenntniß, die nur Haut und Gerippe ist, ohne Eingeweide, ohne Seele! Wer anders weiß, was im Menschen vorgeht, als der Geist, der in ihm ist? Quelle aller Gewißheit: Du bist, und Ich bin! Und ich fange an zu zweifeln, daß ich bin, wenn ich euch höre, ihr Gesetzgeber der Vernunft, ihr Schöpfer einer reinen Philosophie.

* * *

Allen lebendigen Wesen kommt nothwendig Empfindung mit verknüpfendem Bewußtseyn zu, welches die Grundlage des Verstandes ist, nämlich des Vermögens, das Mannigfaltige der Empfindungen und Wahrnehmungen in einem und demselben Bewußtseyn zu vereinigen. Das Gefühl der Individualität ist ein Analogon der Persönlichkeit, es darf aber nicht als eine Anlage dazu oder als ein Anfang derselben betrachtet werden. Die blos thie-

rische Wahrnehmung, wenn sie auch durch einen zweiten, dritten und vierten Verdauungsweg der Reflexion durchgeführt, und darin, wie das Futter in den wiederkäuenden Thieren, auf das Mannigfaltigste bearbeitet würde, könnte doch unmöglich zu der dreieinigen Erkenntniß eines in sich wahren, guten und schönen gedeihen. Diese geht aus einem überschwenglichen Gefühle unmittelbar hervor; wo dieses Gefühl ist, und nur da, ist Bewußtseyn der Freiheit, der Person, Geistes-Bewußtseyn.

* * *

Philosophiren heißt sich nach allen Seiten hin b e s i n n e n. Wir wehren uns gegen den Widerspruch, der die Einheit unseres Bewußtseyns (Persönlichkeit) zerstören, der uns tödten will. Wer sich ganz aus der Sinnlichkeit, aus aller Empfindung und Vorstellung hinaus besinnen will, (durch ein bloßes Denken als Denken) wird toll.

* * *

Der Begriff geht der Sache vorher; durch ihn wird das ihm gemäße erst möglich; er ist, wenn es

zur Wirklichkeit gelangt, die Ursache seiner Wirklichkeit; und wenn der Begriff ein wahrer Begriff ist, so ist die Möglichkeit seiner Realisirung nothwendig. Der Erfinder der Galiotes à bombes, unter Ludwig XIV. war, troß aller Widersprüche der angeblich sachverständigen, gewiß, daß er die Wahrheit seines Begriffs durch die That beweisen würde, wenn man es ihm nur möglich machte, den Beweis zu geben. Ein solcher Begriff ist in seiner Entstehung nur Einer, ein Gedanken-Individuum, und als solches unwiederholbar, unvermehrbar. Auch ist, was ihm gemäß zur Wirklichkeit gelangen soll, als ihm gemäß, immer nur ein einziges, ein Individuum. Das wirkliche Individuum aber, das aus dem möglichen, dem Begriffe hervorgegangen, ist nun ins Unendliche wiederholbar. Und dieß ist es im Grunde, was die Philosophen meinen, wenn sie sagen, das Besondere gehe aus dem Allgemeinen hervor. Substanzen gehen freilich aus Begriffen nicht hervor; sie selbst aber, die endlichen, sind Begriffe, substantielle, und bestehen, wie Leibniß ganz recht gelehrt hat, nothwendig aus Leib und

Seele. Begriffe erzeugend, erschaffen wir Wesen nach unserem Bilde.

* * *

Begriff, Vorstellung des Unendlichen ist ein Widerspruch. Die Idee des Unendlichen beruht darauf, daß wir keinen Endpunkt setzen können von Einem, der nicht zugleich Anfangspunkt wäre von einem Andern. Uns kann nichts absolut zu Ende gehen. In einem Zusammenhange zu bleiben ist uns nothwendig. Ich strebe allerdings der Vollkommenheit nach, indem ich dem Unendlichen nachstrebe, aber ich habe dabei nicht das Unendliche als Vollkommenheit im Sinn, sondern nur ein zu ergänzendes Unvollkommenes.

* * *

Kein Ende, d. h. kein wahrhaftes Ganzes denken zu können, gehört zum Wesen des Menschen. Weil er kein Ende denken kann, macht er sich weiß, er könne das Unendliche denken als etwas positives.

* * *

Der Respekt vor der Wissenschaft als solcher ist ganz einerlei mit dem, den die Menschen vor Eigenthum, und was sie im Besitze desselben sichert, haben. Die Wissenschaft verkörpert das Wahre, giebt ihm einen sichtbaren, brauchbaren Leib, der ißt und trinkt und dafür auch Dienste leistet. Das lebendige und philosophische in den Wissenschaften stirbt dann allmählich ab; der Geist, der sie erwarb, ist verschwunden; dem Sammler ist ein Verschwender gefolgt.

* * *

Das natürliche Bestreben des Menschen, es zum vollkommenen Verständniß seiner selbst zu bringen, oder lauter Verstand zu werden, hat viel ähnliches mit dem Bestreben, so glücklich zu werden, nach dem gemeinen Ausdrucke, wie ein König; das heißt, im Besitze aller Mittel zur Befriedigung seiner Begierden und Leidenschaften zu seyn. Der Unbesonnene träumt einen Zustand, worin lauter Lust und Freude wäre. Aber nur unter Noth, Arbeit und Gefahren kann dem Menschen wohl werden. Und was seinen Geist angeht, so muß dieser, wenn

ihm wohl seyn soll, sich in dem Fortgange einer Verwandlung von einer Klarheit in die andere fühlen.

* * *

In der Mitte zwischen dem Sinnlichen und Uebersinnlichen, dem Natürlichen und Uebernatürlichen, einer erschaffenen Welt und einem Gott, erscheint der erschaffene Geist, durch Theilhaftigkeit an beiden, als eine vernünftige Seele. Die Eigenschaft der Vernunft, oder die Vernunft als Eigenschaft kann nur zukommen einem also zusammengesetzten Wesen; sie ist das Resultat dieser Zusammensetzung; Wirkung, nicht Ursache; sie ist nicht der Geist. Nicht der Geist; denn das Wesen des Geistes ist Freiseyn, ist vorbildende, schöpferische Kraft. In der Vernunft als Eigenschaft aber ist weder vor — noch nachbildende Kraft, sondern nur ein Wissen mit Gewißheit, welches beginnt mit der Unterscheidung des Urbildes von dem Abbilde. Sie erzeugt keine Urbilder, kein erstes Gesetz, sondern spricht nur aus, was gleich ist dem in ihr offenbarten Gesetz.

* * *

Aus dem Sinnlichen, indem man es läutert, kann nicht geschöpft werden, was unmittelbar ergriffen werden muß durch den Geist. Nach vollendeter Abstraction von dem Sinnlichen bleibt übrig = o, kein absolut schönes, gutes und wahres. Wir wissen also nichts von einem an sich schönen, guten und wahren, und nichts von Gott, wenn wir nicht außer den Sinnen und der Denkkraft auch noch ein höheres Wahrnehmungsvermögen besitzen.

* * *

Wir begreifen nicht, verstehen nicht, sagen wir, wenn uns ein Widerspruch begegnet. Wenn wir ihn haben, so sehen wir ein, daß kein w a h r e r W i d e r s p r u c h, sondern nur ein scheinbarer, ein bloßer Mißverstand vorhanden war, und wir sagen, daß wir nun verstehen und begreifen.

* * *

Freude und Schmerz, überhaupt Gemüthsbewegung, wenn wir sie billigen, und jemand darum, weil er sie hat, hochachten sollen, müssen etwas freiwilliges an sich haben, etwas, das die Vernunft

gleichsam verordnet hat und darum etwas unvergängliches. Wir wollen, daß der Mensch seine Liebe und seinen Haß erzeuge.

* * *

Alle meine Ueberzeugungen ruhen auf der einen von der Freiheit des Menschen. Dieser Begriff ist mir eigen und unterscheidet meine Philosophie (wenn man eine Glaubenslehre mit diesem Namen beehren will,) von allen vorhergegangenen.

* * *

Krieg gehört nothwendig zum Daseyn, weil Bestehen ohne Widerstehen, und Widerstehen ohne Angriff sich nicht denken läßt.

* * *

Es ist viel gefährlicher und schlimmer, durch Gesetz und Buchstaben das Gewissen aufheben und zerstören, als umgekehrt.

* * *

Wenn wir ein Raub entweder der Gefühle und

Neigungen, oder der Worte und des Todes seyn müssen, so will ich mich lieber zum ersten verstehen.

* * *

Hobbes hatte Unrecht, zu behaupten, daß der Naturzustand ein Krieg Aller gegen Alle sey. Der gesellschaftliche Zustand ist ein solcher Krieg, und es werden nie auch nur die Präliminarien zu einem Frieden zu Stande kommen. Die Anmaßungen des Christenthumes in dieser Absicht waren allein vernünftig, als ein Mittel, in einen höheren Naturzustand überzugehen.

* * *

Eine Erhebung über die sinnlichen Neigungen und Begierden, ohne wohin, ist nur eine leere Erhebung, und ein blindes Gesetz nicht besser als ein blinder Trieb. Es ist mit der Moralität wie mit der Selbstliebe des Menschen; ohne gegebene Triebe, Neigungen und Leidenschaften, haben beide nichts zu thun, können nicht zum Vorschein und zur Anwendung kommen.

* * *

Nichts ungereimteres läßt sich denken, als der Eigenthümer eines gemeinen Wesens seyn zu wollen; denn sobald ein solcher Eigenthümer auftritt, ist kein gemeines Wesen mehr.

* * *

„Giebt es ein Fortrücken der Menschheit im Guten und im Lichte?" Wenn unter dem Guten und dem Lichte verstanden wird, was die erhabensten Weisen des Alterthumes, ein Pythagoras und Platon, darunter verstanden haben, so ist meine entschiedene Meinung, daß es ein solches Fortrücken der Menschheit nicht gebe. Ich behaupte sogar, es hätten diese beiden Männer den Zunamen der Göttlichen nicht verdient, und müßten selbst von ihrer Sache wenig verstanden haben, wenn sie geglaubt hätten, durch Staatseinrichtungen, Erziehungsformen, durch schulmäßige Uebung und Angewöhnung eine Art von Auswendiglernen des Inwendigen stiften, Weisheit, Tugend und ihre Tochter, Freiheit, vermöge eines tief ersonnenen Mechanismus leise und allmählich zur Volks-, ja Welt-Sitte machen zu können, so daß nun die Menschen diejenige Glückseligkeit, die eine

Eigenschaft der Person und eine Beschaffenheit des Gemüths ist, derjenigen, die auf äußerlichen Dingen beruht, und ein bloßer Zustand sinnlichen Genusses ist, nicht nur, wie von jeher einzelne Beispiele bewiesen haben, würden vorziehen können, sondern auch allgemein vorziehen würden. Thorheit, Laster, Knechtschaft und mit der letzten jedes Unheil, lassen sich wohl einführen; nicht Tugend und Freiheit. Gesundheit ist nicht ansteckend wie Pest und gelbes Fieber; auch läßt sie sich nicht erkünsteln, noch weniger erschaffen; denn sie ist das erste und kommt mit aus Mutterleibe, fester oder schwächer, vollkommener oder unvollkommener.

* * *

Hätte die Vernunft Gewalt, sagt ein tiefsinniger Schriftsteller, wie sie Ansehen hat, so würden überall Gerechtigkeit und Friede herrschen. Nun aber wohnt bei ihr nur das Recht, anderswo, bei dem Sinnenreize, der Begierde, der Leidenschaft, die Stärke.

Wegen dieses Mißverhältnisses haben sich die Menschen in zwei Partheien getheilt. Die eine, sie

entstand zuerst, sann auf Mittel, die Gewalt auf die Seite des Rechts zu bringen. Sie erfand mit Weisheit, versuchte auch mit Glück, doch nie mit dauerndem Erfolg; am Ende mißlangen, minder oder mehr, alle ihre Unternehmungen, und es folgte Zerstreuung. Aber unvertilgt und unvertilgbar, wie oft und sonderbar sie auch zerstreut wurde und es in der Folgezeit noch werden mag, beharrt sie standhaft auf ihrem Sinne und wird beharren. Ihre gegenwärtige Stärke oder Schwäche weiß niemand, selbst aus ihrer Mitte.

Die andere Parthei, auch unzufrieden mit der Doppelherrschaft im Menschen, und begierig, dieser Spaltung ein Ende zu machen, gerieth bei reiflicher Erwägung der Hindernisse, an denen alle Unternehmungen der ersten gescheitert waren, auf den Gedanken einer ganz entgegengesetzten Weise. Anstatt die Gewalt auf die Seite des Rechts, wollte sie das Recht auf die Seite der Gewalt zu bringen, und nicht das Vernünftige stark, sondern das Starke vernünftig zu machen suchen. Sie gab dem ersten Anschlage Naturfeindschaft Schuld, und daß er Unterdrückung und tyrannische Alleinherrschaft im Auge habe; von

ihrem eigenen rühmte sie dagegen, daß er, verträglich mit der Natur, und nicht unverträglich mit der Vernunft, nur ein gutes Vernehmen zwischen beiden wolle. Ihr Entwurf war dieser. Das ganze Riesengeschlecht der Sinnlichkeit, die Lüste und Begierden, sollten einmal ruhig zusammentreten, um sich selbst das Beste zu rathen. Dieß bestehe in der Eintracht. Sie würden aber diese nie unter sich zu Stande bringen, wenn sie nicht vorab dem Zwiste mit der, neben ihnen in dem gemeinschaftlichen Vaterlande, dem menschlichen Gemüthe, wohnenden Vernunft ein Ende machten. Daß diese nie ganz zu überwältigen und völlig auszutreiben sey, habe die Erfahrung bewiesen. Es sey dieß im Grunde auch kein Unglück, da sich die Sinnlichkeit mit der Vernunft so leicht auf eine friedliche Weise setzen und sie dann zu ihrem Vortheil gebrauchen, ja sich ganz zu eigen machen könne. Das Mittel dazu sey die Errichtung eines gemeinen Wesens, zu welchem den Plan zu entwerfen man unbedenklich der Vernunft überlassen könne. Sie verlange ja nur des Allgemeinen wegen Gerechtigkeit, oder, daß jedem das Seine werde; das Einzelne für sich sehe sie nicht an und frage nicht nach

ihm. So sehe sie auch sich selbst nicht an; solches sey nur die Art oder Unart dessen, was ein Besonderes sey, eine Person oder ein Selbst. Von allem diesem, wie überhaupt von eigentlicher Wirklichkeit habe die Veruunft nichts an sich. Darum dürfe man sich kühn auf ihre Unpartheilichkeit verlassen, und ihr nicht allein die Organisation des mit ihr zu errichtenden gemeinen Wesens unbedingt überlassen, sondern ihr auch in demselben die höchste obrigkeitliche Würde, eine der königlichen zu Sparta ähnliche, einräumen. Ein Ephorat möge daneben bestehen und dem Verstande zu verwalten aufgetragen werden. Das Volk habe die Vernunft auserschen und sich vorgesetzt, einzig und allein, daß sie in seiner Mitte Ordnung und Eintracht bewirke; sie gehöre dem gemeinen Wesen an, uicht das gemeine Wesen ihr; dieses, der Gesammtwille, sey der wahre Souverän; von ihm trage die Vernunft ihren königlichen Namen und das damit verknüpfte Ansehen blos zu Lehen. Sollte sie dieses je vergessen, sich Unabhängigkeit anmaßen, und ihr Scheinwesen über das wahre Wesen erheben wollen, so müsse das Ephorat sogleich ins Mittel treten und sich einem

solchen Unternehmen widersetzen. Auf die Wachsamkeit des Verstandes in dieser Absicht dürfe man das festeste Vertrauen setzen, da er so ganz und durchaus der Mann des Volkes sey.

Die zwei hier vorgetragenen Systeme lassen sich ebenso vergleichen, wie man früher schon die Systeme des Idealismus und Realismus verglichen hat, nämlich mit den zwei entgegengesetzten astronomischen Systemen des Ptolemäus und des Copernicus; nur muß hier die Zeitordnung umgekehrt, das letztere als das ältere, das erstere als das jüngere angenommen werden.

* * *

Welche Geschichte ist nicht reicher, enthält weit mehr, als diejenigen, durch welche sie geschieht, die gegenwärtigen Zeugen, sehen, erfahren und wissen! Welcher Mensch versteht seinen Weg!

* * *

Tous les goûts sont pour moi respectables, sagt Voltaire in einem leichtsinnigen Gedicht. Ich kann ihm das als Philosoph nachsprechen, und ver-

lange nur, daß jeder seinen Geschmack klar und deutlich bekenne. Es giebt nur zwei von einander wesentlich verschiedene Philosophieen. Ich will sie Platonismus und Spinozismus nennen. Zwischen diesen beiden Geistern kann man wählen, d. h. man kann ergriffen werden von dem einen oder von dem andern, so daß man ihm allein anhangen, ihn allein für den Geist der Wahrheit halten muß. Was hier entscheidet, ist des Menschen ganzes Gemüth. Zwischen beiden sein Herz zu theilen ist unmöglich; noch unmöglicher, sie wirklich zu vereinigen. Wo der Schein des letzteren entsteht, da betrügt die Sprache, da ist Doppelzüngigkeit.

* * *

Irgend eine Religion hat ein jedweder; d. h. eine allerhöchste Wahrheit, an der er alle seine Urtheile, einen höchsten Willen, an dem er alle seine Bestrebungen mißt, hat ein jeder, der nur mit sich selbst Eins, überall gewiß derselbe ist. Nach der Quantität einer solchen Religion kann aber nicht ihr Werth, nicht die Achtung bestimmt werden, welche sie und der Mensch, der mit ihr Eins gewor-

den ist, verdient. Ihre Qualität allein entscheidet, und giebt einer Ueberzeugung, einer Liebe und Freundschaft vor der andern einen höheren Werth.

* * *

Es kann einen äußerlichen Cultus, aber keine äußerliche Religion geben. Aeußerliche Gottesverehrung ist eine äußerliche Seele, ein körperlicher Geist.

* * *

Im Grunde ist jede Religion antichristisch, welche die Gestalt zur Sache, den Buchstaben zum Wesen macht. Eine solche materialistische Religion, muß, wenn sie einigermaßen consequent seyn will, eine materielle Infallibilität behaupten. Jener Ausspruch: „der Leib ist nichts nütze," muß dann zur Lüge werden. Der Leib ist das Grundwahre; er ist nicht blos Physiognomie, soll schlechterdings nicht bloße Physiognomie seyn. Wer sich keine Infallibilität ausdrücklich zuschreibt, und doch einen alleinseligmachenden Buchstaben und Religions-Körper predigt, wie z. B. weiland Götze in Hamburg, der ist doppelt und dreifach unverschämt.

* * *

Es giebt nur zwei Religionen: Christenthum und Heidenthum, Gottesdienst und Abgötterei. Eine dritte zwischen beiden ist nicht möglich. Wo die Abgötterei aufhört, da fängt das Christenthum an, und wo die Abgötterei anfängt, da hört das Christenthum auf. So hebt sich der anscheinende Widerspruch zwischen den beiden Sätzen auf: Wer nicht wider mich ist, der ist für mich; wer nicht für mich ist, der ist wider mich.

* * *

So wie alle Menschen von Natur Lügner sind, so sind alle von Natur auch Götzendiener, hingezogen zu dem Sichtbaren und abgewandt von dem Unsichtbaren. — Hamann nannte den Leib den erstgebornen, den älteren Bruder; weil Gott erst einen Erdenklos bildete, und ihm darauf einen lebendigen Odem einhauchte. Die Bildung des Erdenkloses und der Geist sind beide von Gott, aber aus Gott ist nur der Geist, und der Mensch heißt nach Gottes Bilde geschaffen nur des Geistes wegen.

* * *

Weil der Mensch des Buchstabens — Bilder und Gleichnisse — wie auch der, der Endlichkeit anklebenden, Zeit nicht entbehren kann, obgleich beide aufhören sollen, so ehre ich den Buchstaben, so lange noch ein lebendiger Odem in ihm ist, um dieses Odems willen.

Betrachtung

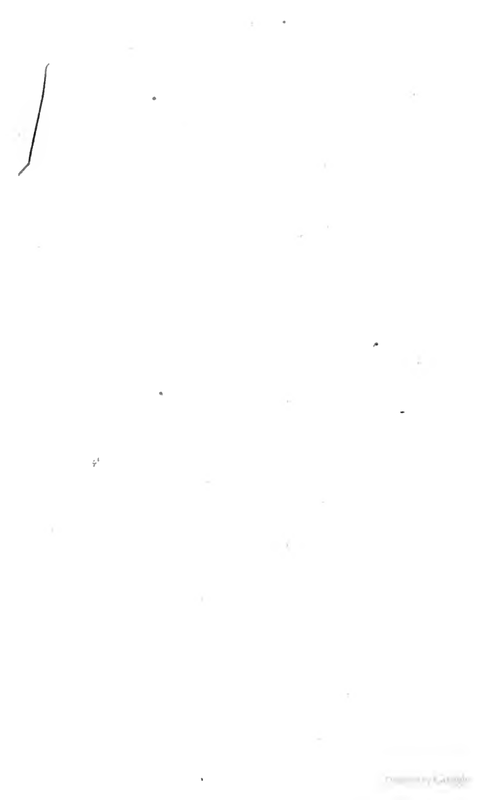
über die

von Herrn Herder in seiner Abhandlung vom Ursprung der Sprache

vorgelegte

genetische Erklärung der thierischen Kunstfertigkeiten und Kunsttriebe.

Q 2



Herr Herder hat für nöthig erachtet, ehe er sich an die Auflösung der akademischen Aufgabe, welche sein Hauptgegenstand ist, wagte, durch vorläufige Berichtigung einer andern, die er in seinem Wege liegen fand, sich gleichsam die Bahn zu eröffnen. Diese war: Zu Festsetzung des Unterschieds zwischen Thier und Mensch, eine genetische Erklärung der den verschiedenen Thiergattungen angebornen Kunstfertigkeiten und Kunsttriebe zu finden.

Herr Herder spricht S. 30: „Da die Menschen für „uns die einzigen Sprachgeschöpfe sind, die wir kennen, „und sich eben durch Sprache von allen Thieren unter„scheiden: wo finge der Weg der Untersuchung sicherer „an, als bei Erfahrungen über den Unterschied der „Thiere und Menschen? — Condillac und Rousseau „mußten über den Sprachursprung irren, weil sie sich „über diesen Unterschied so bekannt und verschieden irr„ten: da jener die Thiere zu Menschen, und dieser die „Menschen zu Thieren machte." Und auf der folgenden Seite: „So wie die Erklärung der Kunsttriebe bis„her den meisten mißglückt ist, so hat auch die wahre „Ursache von der Entbehrung dieser Kunsttriebe in der

„menschlichen Natur noch nicht ins Licht gesetzt wer-
„den können."

Zu diesem Ende also spürt er S. 31. den Ursachen nach, warum der Mensch den Thieren an Stärke und Sicherheit des Instinkts so weit nachstehe, und das, was wir bei den Thieren angeborne Kunstfertigkeit und Kunsttriebe nennen, gar nicht habe. Eine Entwicklung des Ursprungs der Kunstfertigkeiten, das ist, eine genetische Erklärung derselben, mußte der Entwicklung der Ursache ihrer Entbehrung in der menschlichen Natur zum Grunde gelegt werden; und da weiset uns nun Hr. Herder den Standpunkt an, aus welchem wir Mensch und Thier beobachten, und die Data zu Erklärung der Verschiedenheit in ihrer Natur hernehmen sollen. Dieser Gesichtspunkt ist die Sphäre ihrer Existenz.

„Jedes Thier," sagt Herr Herder, „hat seinen
„Kreis, in den es von Geburt an gehört, in den es
„sogleich eintritt, in dem es lebenslang bleibt und
„stirbt; nun ist es aber sonderbar, daß, je schärfer die
„Sinne der Thiere und je wunderbarer ihre Kunst-
„werke sind, desto kleiner ist ihr Kreis: desto ein-
„artiger ist ihr Kunstwerk." Die Richtigkeit dieser Bemerkung, und der darauf gegründeten umgekehrten Proportion wird durch Beispiele hier nicht gesichert; Hr. H. verweiset damit auf eine andere Gelegenheit, und schreitet folgender Gestalt zur Anwendung seines Satzes: „Wenn unendlich feine Sinne in einen klei-
„nen Kreis, auf ein Einerlei eingeschlossen werden, und

„die ganze andere Welt für sie nichts ist: wie müssen sie „durchdringen! Wenn Vorstellungskräfte in einen klei„nen Kreis eingeschlossen, und mit einer analogen „Sinnlichkeit begabt sind, was müssen sie wirken! „Wenn endlich Sinne und Vorstellungen auf einen „Punkt gerichtet sind, was kann anders als Instinkt „daraus werden? Aus ihnen also erklären sich die Em„pfindsamkeit, die Fähigkeiten und Triebe der Thiere „nach ihren Arten und Stufen."

Ich habe es der Mühe werth geachtet, die Gedanken dieses vortrefflichen Mannes in ein kleines System zu bringen, und eine Art von Theorie der thierischen Kunsttriebe daraus zu entwickeln. Hier ist mein Versuch.

Jedes empfindende Geschöpf ist auf einen besondern Theil der Welt, wovon es selbst der Mittelpunkt ist, angewiesen, den es sich vorstellen, und worin es wirksam seyn soll. Dieser Theil der Welt ist seine Sphäre. Die Sinnlichkeit, womit die Natur es versehen, ist dieser Sphäre angemessen, und hieraus erwächst demnach ein Verhältniß, welches die Richtung seiner Vorstellungskraft bestimmt. Also ist die Hervorbringung der Fähigkeit in dieser oder jener Sphäre thätig zu seyn, der letzte Bestimmungsgrund der Verschiedenheit der Organisation.

Nun sagt Hr. Herder: Wenn Vorstellungskräfte, in einen je engern Kreis sie eingeschlossen, mit einer desto schärferen und analogeren Sinnlichkeit begabt sind, was

für außerordentliche Wirkungen müssen sie in diesem Falle nicht hervorbringen!

Eine kleine Nebenbetrachtung über Abstraktion und Intuition wird uns vielleicht zum Aufschlusse des Sinnes dieser Worte behülflich seyn. Ich verstehe unter dem Ausdruck Intuition, anschauende Erkenntniß, jede individuelle Vorstellung in der Seele, ihr Gegenstand sey materiell oder immateriell, und von dieser anschauenden Erkenntniß behaupte ich, daß aus ihr alle und jedwede andre Erkenntniß fließe und auf sie hinaus laufe. Das höchste Wesen selbst sieht alles individuell, es bedient sich keiner allgemeinen Begriffe, welche nur Hülfsmittel für eingeschränkte Fähigkeiten sind, wie unter andern Herr Kästner auf eine sehr faßliche Weise dargethan hat. Die menschliche Seele kann nur eine sehr geringe Anzahl von Gegenständen zugleich unmittelbar klar vor sich versammeln; sie ist daher genöthigt, ihre Vorstellungen zu theilen, zu zertrennen, wenn sie einige ihrer gegenseitigen Verhältnisse auffassen will; und diese Verhältnisse (damit sie nicht, gleich wechselnden Schatten, an ihr vorbei gleiten, in einander fließen und verschwinden) muß sie ferner in Zeichen gestalten, und sie auf diese Weise in der Einbildung befestigen. Es ist demnach das Vermögen, allgemeine Begriffe zu bilden und zu vergleichen, als eine Methode zu betrachten, wodurch unsere Seele das Unvermögen ihrer Vorstellungskräfte unterstützt. Im Grunde ist alle und jedwede Erkenntniß, wenn sie auch an einer Kette von hundert Schlüssen hängt, nichts anders

als eine bloße Perception. Die Erfindung des allgemeinen Gesetzes der Schwere, oder der Differenzial-Rechnung, mußte, von Stufe zu Stufe, durch ganz einfache Handlungen der Seele geschehen; und so ist es mit allen Entdeckungen neuer Wahrheiten beschaffen. Die Seele erblickt alsdann ein noch nicht gesehenes Merkmal in einer Total-Idee. Auch sind alle unsere Begriffe überhaupt, je vollständiger sie sind, je wahrer, und wir begehen niemals einen Irrthum, als wenn wir in unsern Vorstellungen etwas auslassen.

Nunmehr kann ich meinen Lesern sagen, wie ich die vorhin aus der Herderschen Abhandlung angezogene Stelle verstehe. Sie hat für mich folgenden Sinn.

Die mit Kunsttrieben begabten Thiere können ihre enge Sphäre anschauend umfassen. Ihre unendlich feinen Sinne durchdringen alle Theile derselben, und ein jedweder Gegenstand ihrer Vorstellungen ist zugleich Gegenstand ihrer physischen Bedürfnisse; Perception und Affection durchdringen sich einander in ihrer Seele. Hiedurch muß die Beziehung ihrer kleinen Welt auf ihre Erhaltung in allen Theilen direkt, und die Verhältnisse dieser Theile unter einander für sie palpabel werden. In einer solchen Oekonomie sind eben so wenig Irrungen, als neue Erfindungen möglich; alles ist mit einem Male erblickt und angewandt. Folglich ist auch jedwede Fähigkeit eine vollkommene Fertigkeit; denn zu Hervorbringung dieser ist nur dann eine Uebung nöthig, wenn entweder mehrere Verbindungen zulässig sind,

wodurch eine gewisse Vorstellung einen höhern Grad der Klarheit und Wirksamkeit erhalten kann, oder wenn der Thätigkeit dieser Vorstellung Hindernisse im Wege stehen, die durch wiederholte Anstrengung weggeschoben und weggeschliffen werden müssen. Beides findet in dem angenommenen Falle nicht statt. Jede Vorstellung, jede Verbindung derselben unter einander ist hier ein unmittelbares Werk der Natur. Da sind keine entgegengesetzten, eine der andern zuwider laufenden Bestrebungen; alles fließt, alles stößt in einen Punkt zusammen.

Wie viel zu Ausübung der Kunstfähigkeiten die ganze mechanische Einrichtung des thierischen Körpers beitrage, verdient besonders erwogen zu werden.

Der bloße Mechanismus, von dem leitenden Reize der Empfindung abgesondert, vermag schon für sich die wunderbarsten Erscheinungen hervorzubringen; dieses sehen wir an den unwillkührlichen Bewegungen, welche er in den thierischen und vegetabilischen Körpern zum Vortheile ihrer Natur erregt. Man beobachtet in beiden nicht nur eine bewundernswürdige Uebereinstimmung in der Richtung ihrer verschiedenen Kräfte zu Erhaltung des Ganzen, sondern auch eine zweckmäßige Abweichung von den gewöhnlichen Regeln nach Erforderniß der Umstände, dergestalt, daß man von den organischen Maschinen gewissermaßen sagen dürfte, sie bedienten sich allerhand Kunstgriffe, um ihre Entwicklung, den sich ereignenden Hindernissen zum Trotz, fortzusetzen, oder das in einem ihrer Theile gekränkte Inter-

esse ihrer Natur, durch neue Hülfsmittel, so viel möglich, wieder herzustellen *).

Ich bemerke ferner, daß selbst denjenigen Bewegungen, welche die menschliche Seele willkührlich in den verschiedenen Theilen ihres Körpers hervorbringt, allemal eine automatische Richtung dieser Theile, ein zu diesem Zweck präformirter Mechanismus derselben, zum Grunde liegt. Die empfindsame Maschine tönt nicht allein ihre Empfindungen; sie gebehrdet sie auch. Schon im Mutterleibe bewegt sich das Kind willkührlich auf mancherlei Weise. Legt man ihm, nachdem es geboren worden, einen Finger zwischen die Lippen, so saugt es sofort daran. Bei zunehmenden Kräften biegen seine Finger sich mechanisch um jeden Gegenstand,

---

*) Die hieher gehörigen Beispiele erfordern eine weitläufige Auseinandersetzung, deswegen kann ich die schicklichsten an diesem Orte nicht anführen; folgende mögen, so gut sie können, die Stelle besserer vertreten. — Eine Bohne, welche verkehrt gepflanzt worden, biegt ihre Wurzelfäden von oben in die Erde hinunter, und den Keim von unten herauf. — Ein Spargel, den ein vorliegender Stein gerade aufzuschießen hindert, krümmt seinen Kopf einwärts, und erhält ihn unbeschädigt. Ein Baum, den man, in einer Entfernung von 4 Fuß, einer Mauer gegen über ansetzt, lenkt seinen Stamm nach und nach von der Mauer ab, damit er Raum zur Ausbreitung seiner Zweige gewinne.

Nach Beispielen aus der Physiologie und Pathologie kann ein jedweder seinen Arzt fragen. Er darf ihn nur unter andern an die perturbationem criticam des Hippocrates, und die Metastases materiae morbosae erinnern.



womit man die inwendige Fläche seiner Hand berührt. Es spattelt mit seinen Gliedern in der Freude, es ringet sie in der Angst, es streckt sie mit Heftigkeit aus im Zorne, und zieht sie zusammen, wenn es von Schrekken oder Furcht überfallen wird. Kurz, eine jede Vorstellung unserer Seele ist von einer Bewegung in unseren feineren Organen begleitet: enthält die Vorstellung den Grund zu einer Gemüthsbewegung, so werden die Muskeln bis zu den äußersten Theilen des Körpers mit erschüttert: und ist endlich die Ursache der Gemüthsbewegung außer unserem Körper; so sind diese Bewegungen der äußern Theile desselben (ihrem präformirten Mechanismus und dem heimlichen Verständnisse der Seele mit ihren automatischen Regungen zufolge) so beschaffen, daß sie die Handlung, welche zu Befriedigung der Begierde erfordert wird, wenigstens anfangen, wenn sie gleich zur Vollbringung derselben nicht gleich hinreichend sind.

Man verknüpfe mit der Anwendung dieser Betrachtungen auf die kunstfertigen Thiere, die Beobachtung ihrer besondern Organisation, und das Außerordentliche in ihren Handlungen wird minder wunderbar erscheinen *).

---

*) „Es ist unläugbar," sagt Reimarus, „daß die meisten na„türlichen Kunstwerkzeuge der Thiere, an sich, etwas mehr als „eine blos entfernte Möglichkeit ihres Gebrauches enthalten. Denn „es sind 1) viele besondere Werkzeuge, deren jedes zu seinen ge„wissen Verrichtungen eingerichtet und geschickt ist; da wir Men-

Ich habe schon vorhin bemerkt, daß bei ihnen jede Perception zugleich eine Affection ist. Es ist ferner unstreitig,

---

„schen von Natur nur ein einziges Werkzeug aller Werkzeuge, die „Hände, am Leibe tragen. 2) Sind die thierischen Werkzeuge „durch die Bewegungsmuskeln, durch den Zuschuß der Säfte und „andere Beschaffenheiten zu ihrem besondern Gebrauche mehrentheils determinirt; da unsre Hände hingegen die Bestimmung „ihres Gebrauches nicht in sich halten, sondern zu allerlei Bewegungen von Natur gleich geschickt sind. Man darf nur die oberwähnten Werkzeuge zur Wehr und Waffen, die zum Anhängen, „Anhalten, Fortschleudern, Schwimmen, Springen, Flattern, „Fliegen, oder zur Sammlung und Erhaschung, oder zum Genusse „der Speisen, die zu gewissen Kunsthandlungen und Lebensnothwendigkeiten, und einige zur Fortbringung der Jungen besonders „eingerichtete Werkzeuge, dagegen halten: so wird man den Unterschied bald erkennen. Wenn hernach die Bewegungskraft in „ihren Muskeln durch die äußere oder innere Empfindung gereizt „wird, so ist wohl zu begreifen, daß dieser Mechanismus in den „Kunstwerkzeugen der Thiere einen ziemlich nahen Grund (potentiam proximam) zu ihrem rechten Gebrauche in sich halte, und „dadurch den Kunsttrieben sehr zu Hülfe komme. . . . . Es „erhellet also, wie die besondern Kunstwerkzeuge der Thiere zu „ihren besondern Kunstverrichtungen behülflich sind, da sie hiezu „schon innerlich durch ihre Bewegungsmuskeln genauer determinirt, „ja geschlank und willig gemacht sind, folglich auf ihren rechten „Gebrauch führen und die Kunsttriebe erleichtern. Dann kann die „Empfindung in denselben ihre Bewegungskräfte fast zu keiner andern Bewegung reizen, als welche ihrer innern Einrichtung gemäß ist. Denn diese wird den Thieren leicht und angenehm, die „gegenseitige aber mühsam und wohl gar schmerzhaft werden." S. Reimarus Betrachtungen über die Triebe der Thiere §. 129. — Ferner §§. 128. 132.

daß die Gliedmaßen dieser Thiere zu einem bestimmten einfachen Gebrauche gebildet sind. Wenn nun diese Gliedmaßen auf Veranlassung einer Empfindung der Seele, in die ihr analoge mechanische Bewegung gesetzt worden, so erfolgt die Befriedigung der Begierde durch eine dazu hinreichende unverbesserliche Handlung. Auf diese Weise schreiten die Thiere, getrieben durch den Reiz des angenehmen und unangenehmen Gefühls, und vermöge der harmonirenden Wirkungen und Gegenwirkungen ihrer materiellen und immateriellen Natur, in ihrem Werke regelmäßig fort, und durchlaufen ihre Sphäre.

Aus allem dem, was bisher gesagt worden, zusammen genommen, werden sich demnach die Kunstfähigkeiten der Thiere, nebst ihren willkührlichen Abweichungen nach Maßgabe der Umstände, aus dem lebendigen Mechanismus, aus der bestimmten Bildung ihrer Gliedmaßen, aus der Schärfe ihrer Sinne, aus der der Beschaffenheit ihrer engen Sphäre genau angemessenen Organisation ihrer ganzen Maschine, und aus der Fähigkeit, über die Gegenstände ihrer Vorstellungskraft anschauend zu raisonniren, verständlich erklären lassen. — Zum Ueberflusse könnte man noch annehmen, daß diese Thiergattungen einer lebhafteren, unterscheidenderen Vorstellung von den Beschaffenheiten und dem Zustande ihres Körpers fähig seyen, als wir Menschen; welches gar nichts ungereimtes in sich hat, und schon von unserm Reimarus gemuthmaßet worden ist.

Nachdem ich die von Hrn. Herder zur Erklärung

der thierischen Kunsttriebe gesammelten Bemerkungen nicht allein nach bestem Vermögen aus einander gesetzt und erläutert, sondern auch zu ihrer Unterstützung aus eigenen Mitteln freigebig beigetragen habe; so muß ich nunmehr das aufrichtige Bekenntniß thun, daß ich mir selbst aus der vorgelegten Theorie die ursprüngliche Beschaffenheit der eigentlichen Kunsttriebe nicht herzuleiten weiß; ja daß ich sogar unfähig bin, nur eine Weisung darin zu erblicken, welche zu einer genetischen Erklärung derselben leiten könnte.

Anstatt die Schwäche meines Geistes vor meinen Lesern durch weitläufige Raisonnements zu rechtfertigen, will ich sie in den Stand setzen, die Stärke des ihrigen zu prüfen, und zu dem Ende die von Hrn. Herder zu Erklärung der thierischen Triebe angewiesenen Data bei Erwägung einiger besondern Fälle zusammen nehmen. Ein jeder muß alsdann selbst fühlen, ob diese Data Erkenntnißgründe für ihn sind, ob sie ihm die Sache, wovon die Rede ist, begreiflicher machen, oder nicht. Uebrigens ist es mir gleichgültig, ob man meine vorhin gemachten Anmerkungen dabei im Sinne behalten, oder andre Erklärungen der Herderschen Sätze, welche man für zureichender hält, an ihre Stelle schieben will. — Ich schreite zu meinem Vorhaben.

Reaumur, Rösel, Bonnet und mehrere Naturkündiger haben eine Gattung Raupen beschrieben, welche man Blattwickler nennt. Unter diesen Raupen giebt

es eine Art, deren Geschichte mir besonders merkwürdig geschienen hat. Sie wird von den Naturkündigern durch die Form ihres gewebten Gehäuses unterschieden, welches wie ein Haberkorn gestaltet ist. Nachdem dieser Blattwickler mit seinen Zähnen ein Stück von einem Eschenblatte eingeschnitten, und es in Form einer Papierdeute zusammen gewickelt hat, so befestigt er diese hohle Pyramide auf dem angrenzenden Stücke seines Blattes. In der Mitte dieser Basis seines Gehäuses nagt er eine cirkelförmige Oeffnung, wobei er aber so künstlich zu Werke geht, daß das herausgenagte Stück Blatt in der Oeffnung dergestalt haften bleibt, daß es durch einen leichten Stoß von innen hinaus, hingegen nicht eben so von außen herein getrieben werden kann. Nachher befestiget er am Rande der Oeffnung einen Faden, den er gegen über in der Spitze der Pyramide anspannt, und in der Mitte dieses Fadens webt er sich ein. Der Kopf des Papillons kömmt gegen die eingenagte Oeffnung zu liegen, wo das Gewebe gleichfalls so eingerichtet wird, daß er mit wenig Mühe durchdringen kann; da findet er dann den Faden, an dem er sich herunter läßt, stößt gegen die Thüre des Gebäudes und fliegt hinaus.

Die Wirkungsart der Kräfte, welche die verschiedenen Handlungen dieses Insekts dergestalt unter einander verbinden, daß sie nicht blos zuletzt in Eins zusammen treffen, sondern von ferne geradezu dahin abzielen, scheint für den menschlichen Verstand ein unauf-

lösliches Geheimniß zu seyn. Auch dann, wenn wir unserm Insekt den höchsten Grad menschlicher Einsicht zuschreiben wollten, würden wir damit noch lange nicht auslangen, jenes Vermögen, ohne die mindeste Leitung vorhergegangener Erfahrung für die Zukunft zu handeln, zu erklären. Indessen ist das Factum nichts desto weniger unläugbar: die blattwickelnde Raupe handelt in Beziehung auf die ihr bevorstehende Verwandlung ihrer Gestalt, Gliedmaßen und Organe. Sie scheint den Widerspruch zwischen ihren gegenwärtigen und zukünftigen Bedürfnissen zu empfinden; sie hebt durch weise Mittel ihn auf.

Vernunft, sagte ich, kann so viel nicht ausrichten. — Wird im höchsten Grad geschärfte, in einen kleinen Kreis auf ein Einerlei eingeschlossene Sinnlichkeit es zu thun im Stande seyn? Herr Herder behauptet dieses, und was er von der Art und Weise sagt, wie dieses geschehen soll, habe ich bereits angeführt. Ich versprach aber meinen Lesern seine Sätze noch einmal in einer Anwendung auf unsre Raupe zusammen zu nehmen, damit wir sähen, ob eine Erklärung daraus würde. Also: weil der Blattwickler mit unendlich feinen, durchdringenden Sinnen begabt ist, weil seine Vorstellungskraft nach Maßgabe des kleinen Kreises, der sie umschließt, außerordentlich wirksam wird, und beide auf einen Punkt geheftet bleiben, so ist der Blattwickler im Stande, mit seinen gegenwärtigen Handlungen, auf eine ihm bevorstehende, noch nie erfahrne, gänz-

liche Verwandlung seiner Gestalt, Sinne und Organe, und auf die daraus entstehenden, seiner gegenwärtigen Beschaffenheit ganz entgegengesetzten neuen Bedürfnisse, künstlicher Weise abzuzielen. — Ich überlasse meinen Lesern zu urtheilen, ob ihnen hiedurch etwas von dem Instinkt des Blattwicklers erklärt werde? Was mich betrifft, ich gehe dabei ganz Erkenntnißleer aus.

Die Raupe, welche wir so eben betrachtet haben, ist lange nicht das wunderbarste Insekt. Man erinnere sich nur der Biene, der Mauerwespe, der Laubmotte, der Spinne, des Ameislöwen und einer Menge ähnlicher Thierarten. Alle machen die angemessensten Anstalten zur Erreichung gewisser Zwecke, zu deren Vorhersehung kein uns bekanntes weder sinnliches noch vernünftiges Vermögen hinreicht. Der Ameislöwe, die Spinne, haben die Insekten, die ihnen zur Nahrung bestimmt sind, noch nicht gesehen, sie wissen nichts von ihren innerlichen und äußerlichen Beschaffenheiten; dennoch richten sie ihre Raubnester diesen Beschaffenheiten gemäß ein, stellen sich am rechten Ort auf die Hut, und bemächtigen sich ihres Fangs auf die geschickteste Weise. — Der Wurm, woraus der weibliche Hirschkäfer entsteht, gräbt sich vor seiner Verwandlung eine Höhle nach seiner Länge, der männliche aber eine zweimal so lange, sonst würden dereinst seine Hörner sich nicht entfalten können. — Die Laubmotte, da sie, wenn sie sich ihr Kleid verfertiget, noch nicht ausgewachsen ist, schlägt ein Stück Zeug ein, damit sie ihre Hülle bis zu dem Grade der

Dicke, welche ihr Körper erreichen wird, erweitern könne. — Die Wasser-Insekten suchen, wenn ihre Verwandlung herannaht, einen Halm, kriechen daran aus dem feuchten Element in die Höhe, werfen ihre Puppenhaut ab, und theilen mit ausgebreiteten Flügeln die Luft. Dieser Papillon legt hernach seine Eier nicht auf das Trockne, sondern trägt sie ins Wasser, wo seine Brut gedeihen kann.

Mehrere Beispiele aus dem Insektenreiche würden überflüssig seyn; ich gehe also zu einer andern Thierart über.

Hier bietet sich meiner Einbildungskraft zuvörderst der Biber an. Ich darf voraussetzen, daß seine Geschichte meinen Lesern bekannt ist, und also geradezu fragen, welcher Sinn, welche Feinheit des Sinnes wäre wohl im Stande, diesem Thiere zu bedeuten, es müsse, wenn es in einem Flusse sich niederlasse, seine Wohnungen durch einen mit Schleußen versehenen Damm schützen, in einem See aber, der dem Aufschwellen und Fallen nicht so unterworfen ist, habe es dieser Vorsicht nicht vonnöthen? — Ferner, wo nehme ich bei dem Biber den Zug her, der seine Sinne auf einen Punkt heftet, ihn zur lebendigen Maschine für sein Kunstwerk macht, da dieses Kunstwerk in keiner nothwendigen Verbindung mit der Erhaltung weder des einzelnen Geschöpfs, noch der Gattung steht? Viele Biber werden geboren, pflanzen sich fort und sterben, ohne jemals

ihre Kunstfähigkeiten angewendet zu haben *). Sie machen auch keine neuen Gebäude, so lange die alten dauern, sondern bessern sie nur aus, wenn irgend durch einen Zufall etwas daran zerrüttet worden.

Wer das angeführte nur mit einem geringen Grad von Aufmerksamkeit erwägt, der wird eingestehn, daß, so lebhaft und klar auch die Vorstellungen, so stark, vielfach und allgemein auch ihre Association, so bestimmt auch ihre verhältnißmäßige Richtung bei dem Biber angenommen werden möge, daraus dennoch keine sich selbst bildende und zugleich vernunftlose Fertigkeit zu erdenken sey, welcher man die Handlungen des Bibers zuschreiben und sie daraus erklären könne.

Ich gehe zu den Vögeln fort, und frage wieder: welcher Sinn, welche Feinheit des Sinnes kann den Vögeln bedeuten, daß sie eine künftige Brut bei sich tragen, daß sie ihre Eier nicht wie Unflath von sich werfen, sondern ein bequemes Nest zu ihrer Erwärmung bauen sollen? Was für eine Richtung der Sinne kann

---

*) Hr. Reimarus §. 83. seiner Betrachtungen über die Triebe der Thiere, bezweifelt dieses Factum, ohne Zeugnisse dagegen anzuführen. Zum Ueberflusse will ich diesem Beispiele ein anderes an die Seite setzen. — Wenn man eine neu angelegte Garenne mit Hauscaninchen bevölkert, so fahren diese einige Generationen durch fort, sich wie die Hasen zu lagern; nachher aber fangen sie an, gleich den wilden Caninchen, sich künstliche Gruben zuzubereiten, und in Familie zu leben.

sie zu dem Triebe, ihr Geschlecht zu erhalten, führen, sie mit den besten Mitteln zu diesem Zwecke bekannt, und ohne vorhergegangene Uebung zu deren Anwendung geschickt machen?

Eines Raubvogels, der weißköpfige Adler genannt, muß ich besonders gedenken. Dieser Räuber fischt nicht selbst, sondern er nöthigt den Ossifraga, seine gemachte Beute fallen zu lassen, und erhascht sie nachher in der Luft. Dann zerknirscht er mit dem Schnabel des Fisches Kopf, wirft den todten Körper in die Höhe, damit er ihn, den schwersten Theil unten, in seinem Rachen auffangen könne, ohne durch die Schuppen, Stacheln oder Stoßfedern verletzt oder erwürgt zu werden.

Diejenigen Thiere, deren Sphäre die größte und vielfältigste ist, bieten nicht weniger unerklärbare Erscheinungen dar. Ich will aus ihrer Geschichte nur den einzigen Hirsch anführen. Dieses Thier bedient sich einer Menge Ränke, welche es, gleich anderm Wilde, nach den Umständen abändert, um die Hunde von seiner Spur abzubringen. Verfolgt und ermüdet kehrt er zuweilen auf seinem Wege plötzlich um, läuft eine Strecke zurück, beschreibt einen großen Kreis, setzt mit einem gewaltigen Sprunge aus diesem Kreise, wirft sich zu Boden, und sucht seinen Athem in die Erde zu verschließen. Die Hunde laufen an ihm her, er rührt sich nicht; sie kommen zurück, folgen seiner Spur in

dem von ihm durchlaufenen Kreise, verirren sich, und so gelingt es oft dem Hirsche ihrer Verfolgung zu entgehen.

Man erwäge diesen Vorgang in seinem ganzen Umfange, in allen seinen Theilen, und lasse dabei nicht außer Acht, daß der Hirsch der Fährte keines Thieres nachgeht, sondern höchstens nur in der Luft spürt, und vor dem Geruche flieht. Man versuche nachher, ob die Herderischen Sätze sich mit den angeführten Erscheinungen dergestalt in Verbindung bringen lassen, daß eine Erläuterung daraus erwachse. Mir hat es durchaus damit nicht gelingen wollen, so viel Nachdenken ich auch darauf verwendet.

Uebrigens pflichte ich darin des Hrn. Herders Meinung bei, daß man zu Erklärung der thierischen Kunsttriebe keine blinde Determinationen der Seele, welche in der That alle Philosophie verwüsten, annehmen dürfe, und glaube mit diesem scharfsinnigen Weltweisen, „daß es die einzige positive Kraft des Denkens sey, die mit einer gewissen Organisation des „Körpers verbunden, bei den Thieren Kunstfähigkeit, „und bei den Menschen Vernunft wird." Aber ich vermuthe dieses nur aus allgemeinen Gründen a priori; a posteriori, wenn ich über die Verrichtungen der kunstfertigen Thiere empirisch philosophire, wüßte ich die Sache nicht wahrscheinlich zu machen.

Es gelingt uns zwar sehr gut von einer Seite mit der Erklärung einer großen Anzahl thierischer Handlungen, weil die thierische Sinnlichkeit, Organisation und animalische Oekonomie mit der unsrigen ähnliche Beschaffenheiten hat, und wir auch die sogenannten untern Kräfte des Verstandes mit den Thieren, obgleich in unterschiedenen Graden, theilen. Hingegen bieten uns die Thiere von einer andern Seite wieder solche Erscheinungen dar, welche sich so wenig unter irgend ein uns bekanntes psychologisches, physiologisches oder mechanisches Gesetz bringen lassen, daß wir uns nicht einmal eine endliche Fähigkeit einzubilden vermögen, welche sie zu erzeugen im Stande wäre.

Der Raum verstattet mir nicht, diesen Unterschied hier näher zu untersuchen, sonst lohnte es sich wohl der Mühe, nach einer genaueren Beobachtung der thierischen Handlungen diejenigen, deren Bestimmungsgründe und Bewegursachen wir einzusehen vermögen, von denjenigen abzusondern, wovon wir dieses nicht können; denn viele Thiere scheinen in ihrem Kreise durch Bewegmittel fortgeleitet zu werden, die ganz etwas anders sind, als Vorstellungen der Resultate, welche aus ihren Handlungen entspringen sollen.

Eine solche Auseinandersetzung würde eines Theils die Aehnlichkeiten und Unähnlichkeiten zwischen Thier und Mensch noch sichtbarer machen, und andern Theils uns in Stand setzen, genauer anzugeben, was wir

eigentlich zu wissen verlangen, wenn wir den Quellen der thierischen Kunstfertigkeiten nachforschen.

Bei einer neuen Veranlassung kehre ich vielleicht zu dieser Materie zurück, und gebe ihr alsdann die gehörige Ausführung.

Briefe

über die

Recherches philosophiques sur les Egyptiens et les Chinois par M. de Pauw.

Erster Brief.

Mit den Leuten, die alles besser wissen! — Man quält sich von Kindesbeinen an, lernt die Sachen aus dem Grunde, weiß, was wahr und nicht wahr ist, und kann es als solches behaupten; und dann, eh' man sichs versieht, tritt ein sogenannter philosophischer Geist einem ins Licht, und sagt keck heraus: — nein, mein Herr, nicht so, sondern gerade umgekehrt ist die Sache. — Woher hat denn das gelehrte Wesen den Namen Republik, wenn öffentliche Sicherheit darin dergestalt vernachlässiget wird? Sind wir wohl mit unsern Wissen anders, als gegen Dienst und baares Geld belehrt worden; und ist daher nicht Schutz im Besitz, von Seiten des Staats, die strengste Pflicht? Aber da will man jeden Eingriff erst lange untersuchen; und darüber läuft alles ins Wilde. Wozu diese gefährlichen Weitläufigkeiten? Es ist ja so klar als Taglicht, daß die Herren Entdeckungen-Macher mit ihren neuen Wahrheiten, da sie das Gegentheil davon schon ausgemacht finden, allemal — wenigstens zu spät kommen müssen: denn was einmal wahr ist, kann ja nicht wahr zu seyn aufhören. Also, schon dadurch, daß sie widersprechen, beweisen sie hinlänglich, daß sie albere Leute,

daß sie heillose Laien sind. Dank sey dem Genius der Wissenschaften, daß es noch immer eine Menge echter Gelehrten giebt, die in Nüchternheit wandeln, und sorgfältig darüber wachen, daß sie nichts annehmen noch lehren, was nicht schon vorlängst als wahr allgemein anerkannt war. — Aber (hör' ich spöttisch fragen) wer lernt denn etwas von euren braven Männern? — Wunderlich! ei, der Unwissende! — Sollen etwa die Gelehrten von einander lernen? Dann wären sie ja keine Gelehrte.

Die Anhänger der philosophischen Köpfe, welche man sonst auch wohl mit dem sinnlosen Worte Genies bezeichnet, pflegen ihren gelehrten Gegnern vorzuwerfen: sie wohnten in ihrem eigenen Kopfe zur Miethe. Hiermit kann man doch nicht andeuten wollen, als hätten diese gar keinen Kopf; denn, nach dem allgemeinsten Sprachgebrauch, nennt man auch eine gemiethete Wohnung die seine, und so lange der Miethcontrakt dauert, hat man es mit einem solchen Hause wie mit einem eigenen. Freilich darf man keine Hauptänderungen darin vornehmen, doch hieran ist soliden Leuten auch nichts gelegen. Das Ausziehenmüssen allein würde einigen wesentlich scheinenden Unterschied machen, wenn nicht das Schicksal selbst jene braven Männer in Schutz nähme. Es ist, wie bekannt, ohne Beispiel, daß sich einer von ihnen jemals der Nothwendigkeit preis gegeben hätte, unter freiem Himmel auf die Straße gesetzt zu werden. Lieber ließen alle zusammen auf der Schwelle sich erschlagen.

Sie schütteln den Kopf, mein Freund! — gut, ich will einlenken. Als ich mich an Sie zu schreiben niedersetzte, dachte ich an nichts weniger, als so anzufangen, wie Sie gelesen haben. Ich wollte Sie ganz ernsthaft von des Hrn. von P... philosophischen Untersuchungen über die Aegyptier und Chineser unterhalten. Indem ich in dieser Absicht meine Ideen sammelte, stellten sich mir unversehens, in einem ganz sonderbaren Gesichte, alle die Anfechtungen dar, welche die Schrift des Hrn. von P... bedrohen. Je mehr ich arbeitete, mich von dieser Erscheinung loszumachen, je stärker setzte sie mir zu: da war kein andrer Rath, ich mußte mit meinem Steckenpferd einen Zaubercirkel abreiten. Nun werde ich hoffentlich Ruhe haben.

In dem Werke des Hrn. von P... soll der Zustand zweier polizirten Völker der ältern Halbkugel, der Aegyptier und Chineser, untersucht, und ihre Gebräuche, Sitten und Charakter im Verhältniß gegen einander betrachtet werden. Zu diesem Ende richtet der Verfasser zuerst sein Augenmerk auf den Zustand ihrer Bevölkerung, auf den Umfang der bei ihnen urbar gemachten Ländereien, und die Natur ihres Clima; hernach geht er zu ihrer Nahrungsweise über, und spürt der Quelle der Erfindungen nach, wodurch sie so oder anders die Mittel zur Befriedigung ihrer frühern und spätern Bedürfnisse errungen haben; hierauf zu den Künsten, welche allemal nur eine Folge derjenigen Industrie seyn können, die den Ackerbau in Aufnahme bringt. Nachdem er alle diese Gegenstände mit mög-

lichster Genauigkeit aus einander gesetzt und geordnet hat, schreitet er zuletzt, mit erhöhtem Vermögen, zur Erforschung der Religion und der Staatsverfassung beider Nationen. In den zehn Sectionen, nach welchen der Hr. von P..., diesem Plane gemäß, sein Werk vertheilt, findet man eine Menge Bemerkungen über fast alle Gegenstände eingestreuet, welche einen denkenden Kopf, der mit den dahin einschlagenden Kenntnissen schon vertraut geworden, interessiren können. Indessen ist der Hauptzweck unsers Verfassers, darzuthun: daß niemals eine Colonie von Aegyptiern in China gewesen seyn könne.

Die glückliche Ausführung eines so wichtigen Unternehmens setzt außerordentliche Kräfte voraus. Was den Hrn. von P... betrifft, so wird ihm ausgebreitete Gelehrsamkeit, weitläufige Belesenheit, Scharfsinn, hellen durchdringenden Verstand — wohl niemand — und philosophischen Geist gewiß kein Unpartheiischer, der hier zu urtheilen Beruf hat, absprechen. Von den Thorheiten der gewöhnlichen Vielwisser ist er frei. Man sieht überall, daß er leeres Wissen verachtet, daß es ihm nur um zwecktüchtige Erkenntniß zu thun ist; und anstatt seine Gelehrsamkeit zur Schau zu tragen, setzt er sich lieber der Gefahr aus, von unbesonnenen Halbwissern für seicht geachtet zu werden. Die Leichtigkeit, mit der er sich unter einer ungeheueren Menge von Sachen bewegt, zwingt zum Erstaunen. Aber sie liegt auch nicht auf ihm als fremde Last; alles das ist hier Nerve, Muskel, Glied an einem organisirten Körper;

vereinigt zu einem Ganzen, und nur um seines Lebens willen da.

Die Untersuchungen über die Aegyptier und Chineser zeichnen sich auch noch besonders dadurch aus, daß der Geschichtskundige darin eben so wenig den Philosophen, als dieser jenen verläßt. Einem aufmerksamen Leser wird dieses nicht entgehen. Fehlt es diesem nur nicht an Fähigkeit, den Hrn. von P... bei der Sammlung seiner Data Schritt vor Schritt zu begleiten, so bedarfs weiter keiner großen Anstrengung des Geistes; der schlichte Menschenverstand wird ihm die Resultate von selbst aufdrängen.

Und eben aus diesem Gesichtspunkt erscheint mir unser Verfasser am verehrungswürdigsten. Seine besten Bestrebungen gehen dahin, das Gebiet der geraden, unbefangenen Vernunft zu erweitern, und mit ihr und durch sie zu thun, was man gewöhnlich nur durch (der Himmel weiß was für) Zaubersprünge ausrichten zu können, vorgiebt. — Gestehen Sie mir, mein Freund, daß solch ein Mann allen Pedanten ein wahrer Greuel seyn muß. Womit vertrieben die Herren sich die Zeit, und wie kämen sie zu rechte, wenn es Mode würde, die Sachen dergestalt anzugreifen, daß etwas dabei heraus käme, und sie sähen ihren Werth auf das Maß ihres gesunden Verstandes und ihrer reellen Einsichten reducirt?

So viele Schwierigkeiten ich auch bei dem Entwurfe sehe, Ihnen von den philosophischen Untersuchungen über die Aegyptier und Chineser einen Auszug darzule-

gen, so bin ich dennoch zum Versuch entschlossen. Dabei werde ich auch hie und da einige Anmerkungen wagen; denn die Schrift des Hrn. von P... hat ihre Schwächen, wie alles menschliche, und ich bin weit entfernt, von einem blinden Enthusiasmus für sie eingenommen zu seyn.

Zum voraus sollen Sie gleich hier eine Probe von der Art zu philosophiren unsers Verfassers, von seiner Weise, die Gegenstände zu behandeln, und von seinem Vortrage erhalten. Eine hiezu dienliche Stelle befindet sich im IV. Abschnitte des 1sten Theils. Sie läßt sich füglich ausheben, und ich nehme sie um desto lieber besonders vor, weil der nothwendige Plan meines Auszuges mich gezwungen haben würde, sie dort nur kurz zu berühren, und auf das Werk selbst zu verweisen.

An dem angezeigten Orte handelt der Hr. von P... den Zustand der Maler- und Bildhauerkunst, bei den Aegyptiern und Chinesern und den orientalischen Völkern überhaupt, ab; und bei dieser Gelegenheit zieht er die schlimmen Folgen der willkührlichen Gewalt, in Absicht auf die schönen Künste, in Erwägung. Seine Gedanken sind folgende:

„Unter einem despotischen Regiment ist das Volk allemal sehr unwissend; daher denn alle diejenigen Künste, welche die Beihülfe der Wissenschaften, der Geometrie und Mathematik bedürfen, sich nie zu einigem Grade der Vollkommenheit empor schwingen können."

„Unter einem despotischen Regiment ist das Volk

allemal sehr arm; daher es dann den Arbeitern an Mitteln fehlt, die ihnen erforderlichen Instrumente und Maschinen anzuschaffen. Alle Reisende, welche das mittägige Asien durchgangen, haben mit Verwunderung bemerkt, daß man dort zu eben den Arbeiten, welche in Europa 500 Werkzeuge erfordern, nur fünf oder sechs hat. Dieses rührt nicht, wie man zu glauben versucht seyn möchte, von der Trägheit oder einem Mangel an Industrie bei diesen Völkern her, sondern in der That von ihrer Dürftigkeit. An allem, was aus ihren Händen kömmt, nimmt man diesen Mangel an Instrumenten wahr; und man kann nichts schlechter gemachtes sehen, als das in der Türkei, in Persien, im Indostan und in China verfertigte goldne und silberne Tischgeschirr."

„Diejenigen Künste also, welche, gleich der Goldarbeiterkunst, der Uhrmacherkunst, u. s. w., viele Maschinen und Werkzeuge erfordern, vervollkommnen sich in diesen Gegenden nicht, selbst nicht einmal in den dem Fürsten zugehörigen Werkstätten des Palastes, weil der Luxus dieser Fürsten auf andre Gegenstände gerichtet ist."

„Aus allem diesem ist eine Folge entsprungen, die uns unmöglich geschienen hätte, wenn wir nicht sehr genau von der Sache unterrichtet wären. Diejenigen Handwerke, welche in Europa nur stillsitzende Arbeiter treiben, werden in Asien von herumwandelnden Arbeitern getrieben: man sieht dort Goldarbeiter, welche von Thüre zu Thüre Beschäftigung suchen, und

in einem Augenblick ihre Werkstätte in jedem Privathause aufschlagen, wo man sie hinruft; denn ihr weniges Werkzeug tragen sie bei sich."

„Man würde wenig Menschen auf den Gassen der Städte von China erblicken, wenn die mehrsten Handwerksleute dort, wie bei uns, bleibende Werkstätten hätten. Aber in China sind sie in einer immerwährenden Unruhe, um aus einem Quartier in das andre zu ziehen. Die Hufschmiede handthieren an eben demselben Tage an 9 bis 10 verschiedenen Orten, und verführen eben so oft ihren Ambos und ihren Blasbalg. Nun müßte man sehr wenig Einsicht haben, um nicht wahrzunehmen, daß allein die äußerste Armuth alle diese Unglücklichen zu einem solchen herumirrenden Leben zwingen kann."

„Man ist nunmehr ganz von dem Irrthum zurück gekommen, worin man lange Zeit in Absicht der Gelehrten von China gestanden: man glaubte, sie ehren diejenigen, welche die mechanischen Künste ausüben; da sie doch dieselben im höchsten Grade verachten: aber in Absicht der Türken ist man auf diesem Vorurtheil beharret, und noch immer bildet man sich lächerlicher Weise ein, die türkischen Kaiser selbst müßten, zufolge der Grundgesetze des Reichs, ein Handwerk erlernen. Die vorgebliche Arbeit dieser Fürsten hat sich von jeher darauf eingeschränkt, mit einem Messer Zahnstocher oder Bogenringe zu schnitzeln. Man darf nur eine gewisse Stelle im Aelian mit Aufmerksamkeit lesen, um sich zu überzeugen, daß die alten Kaiser von Persien

sich auf dieselbe Art beschäftigten *). Also, was man für ein Handwerk gehalten hat, ist keines, und was man ferner für ein besondres Gesetz der Türken ausgegeben, ist ein undenklicher Gebrauch aller despotischen Höfe von Asien, wo die Fürsten gewöhnlich so albern wie die Kinder sind; folglich auch sich nicht anders als wie die Kinder zu beschäftigen wissen. Wir haben einige Vorstellungen eines Mufti an den Sultan Mahomet IV., welcher keine Art von Handarbeit liebte: in diesen Vorstellungen ist aber von sonst nichts, als der Gefahr des Müssigganges die Rede. Als der Chevalier d'Arvieux einem der vornehmsten Prinzen von Arabien den Besuch abstattete, fand er ihn auf eben die Art beschäftiget, wie es der vom Aelian angeführte persische Kaiser war, nämlich er schnitzelte mit dem Messer an einem Stock. Es wäre Schrauberei, wenn man im Ernste behaupten wollte, dieser elende Araber hätte ein Handwerk gelernt oder geübt."

„Wenn man die Natur des asiatischen Luxus in Erwägung zieht, so sieht man deutlich, daß alles dieses eine nothwendige Folge des Despotismus ist; und wir können hierüber einen Grundsatz festsetzen, der sich bei

*) Der persische König pflegte auf seiner Reise, um keine Langeweile zu haben, ein Stück Holz bei sich zu führen, und ein Messer, womit er daran schnitzte. Mit diesem Werke beschäftigten sich die Hände des Königs; denn er brauchte niemals weder ein Buch, um etwas nothwendiges und nützliches zu lernen, noch seine Gedanken, um etwas großes und merkwürdiges zu überlegen. Hist. divers. Lib. XIV. cap. 12.

der Anwendung auch in Europa wahr befinden wird. So wie knechtische Unterwürfigkeit in einem Lande zunimmt, so wächst auch der Luxus darinnen, und er fährt fort zu wachsen, bis zu dem Grade, wo er sich in jene eitele plumpe Ostentation verwandelt, welche alle mit Geschmack verfertigte Werke, alle Meisterstücke der schönen Künste ausschließt.* Wir haben von den reichen Decken reden hören, womit man die Elephanten der Kaiser von China bedeckt, und von jenen auf zwei Lac oder zweimal hundert tausend Rupien geschätzten Oberröcken, womit die Mogolischen Kaiser zuweilen ihre Omrahs bekleiden lassen; man hat uns erzählt, daß die Kufen, woraus die Pferde der Kaiser von Persien trinken, von Gold sind, und daß ihr Tafelgeschirr just 32 Millionen werth ist. Aber wer hat jemals von den Gemälden und den Statuen der Kaiser von China, von Mogol, oder von Persien reden hören?"

„Menschen, welche alle gleich verächtlich sind, welche gar keinen persönlichen Werth besitzen, welche sich nie um Tugend bewarben, und denen der Himmel das Genie versagte, können sich von einander durch nichts als die Farbe und die Kostbarkeit ihres Anzuges, kurz, durch solche Dinge nur unterscheiden, welche allein die Sinne des niedrigsten Pöbels rühren: und alsdann ergiebt es sich, daß der Luxus seine Natur, und selbst seine Namen ändert."

„Um einen Begriff von der Entstehungsart dieser Revolution zu erlangen, und zwischen den beiden äußersten Enden das Mittel zu fassen, darf man nur ein

Beispiel aus der Geschichte eines berühmten Volkes wählen, und mit einiger Genauigkeit die Epochen bezeichnen."

„Der Luxus kam bei den Römern nicht eher, als unmittelbar nach der Eroberung von Aegypten, in Schwang: alsdann stieg er beständig, bis er sich, just unter der Regierung des **Commodus**, in Pracht, und zuletzt, unter **Constantin**, in barbarische und asiatische Ostentation verwandelte. Die Freiheit, wie wir wissen, sank von der ersten dieser Epochen bis zur letzten immer mehr, und eben so arteten auch die Künste immer mehr aus."

„Man ziehe nur alles zu Rathe, was uns die Denkmahle des Alterthums von den despotischen Staaten des Orients überliefern, und es wird sich zeigen, daß man daselbst von je her, so wie noch jetzt, beschäftiget gewesen, Zeuge von einem ausschweifenden, von einem fast unglaublichen Werthe zu verfertigen. In Persien, sagt Chardin, macht man goldne Zeuge, wovon die Elle eilfhundert Thaler, oder 3300 französische Livres kostet. Aber niemals wird man daselbst ein Hausgeräthe, oder sonst eine mit Geschmack oder Eleganz verfertigte Arbeit antreffen. Große Meister, wenn es deren in einem solchen Lande geben könnte, würden daselbst vor Hunger sterben; denn da die Materie weit höher, als das Künstliche geachtet wird, so braucht man nur Handwerker. Und wirklich kann der in Ostentation ausgeartete Luxus blos Handwerkern nützen. Ein Hufschmidt hätte zugleich die Münzen des Kaisers

Constantin, seine Krone, seinen Zepter und sein Pferdgeschirr verfertigen können."

„Es ist schon unzählige Mal wiederholt worden: nur freie Menschen seyen in den schönen Künsten etwas zu leisten im Stande; aber die eigentliche Ursache hiervon ist nicht so bekannt, und vielleicht auch nicht so leicht zu entwickeln, als man vermuthen dürfte. Ich löse mir dieses Problem folgender Gestalt auf."

„Die gebornen Sclaven sind in zwei Classen zu vertheilen: Einige denken nie über ihr Unglück nach; einigen liegt es beständig im Sinn. Von jenen ist es klar, daß es ihnen an Fähigkeit mangelt, und daß sie mit nicht viel mehr Empfindung, als die häuslichen Thiere begabt sind: nun mag man solche Leute unterweisen wie man will, es ist verlorne Mühe. Was die andern betrifft, welche die ganze Größe des Gutes empfinden, das ihnen Schicksal und Ungerechtigkeit entzogen; so ist offenbar, daß die Vorstellung ihres Unglücks sie immerwährend drücken, und daß dieser traurige Gedanke in ihnen die übrigen dermaßen verschlingen muß, daß sie zu dem Studium der Künste, welches den ganzen Menschen und eine glückliche Befreiung von Unruhe und Sorge erfordert, nicht jene anhaltende und hartnäckige Aufmerksamkeit bringen können, die zu einem merklichen Fortgange in denselben unentbehrlich ist. Kurz, unsre Seele kann nicht zwei Bürden zugleich tragen, und für nachdenkende Sclaven ist die Dienstbarkeit unstreitig von allen Bürden die schwerste: eher würden sie Philosophen werden, wie Epictet, welche

die strengste Tugend umarmten, die allein sie über den Verlust der Freiheit trösten könnte, als vortreffliche Maler oder große Dichter, deren Geist himmlisch, und deren Ausdruck stark und melodisch seyn muß. Die Freilassung kann unter dieser Gattung von Sclaven oft sehr gute Wirkungen hervorbringen, wovon uns die alte Geschichte verschiedene Beispiele liefert: aber zum allergrößten Unglück kann man bei den Asiaten die Freiheit nicht geben, wie man sie bei den Griechen und Römern gab: zwar kann man einen Unglücklichen von den Ketten der häuslichen Sclaverei los machen, aber in der bürgerlichen Sclaverei bleibt er immer. Nach solchen Betrachtungen ist es traurig, in unsern Tagen so viele Weltweise wegen der wiederholten Bestrebungen der willkührlichen Macht, sich in Europa festzusetzen, bekümmert zu sehen: ihren Vermuthungen zufolge würde unser Welttheil, in weniger als drei Jahrhunderten, dem östlichen ähnlich seyn. Und hiebei ist anzumerken, daß die Verheerung in Europa weit schneller um sich greifen würde, als sie vormals in Klein-Asien that, wo die Menschen weniger eigentliche und physische Bedürfnisse hatten, so daß man ihnen vieles nehmen konnte, ehe sie vor Hunger starben, und dennoch starben sie vor Hunger. — Als die griechischen Kaiser von Constantinopel, welche als schändliche und mit allen Verbrechen beladene Fürsten bekannt sind, einen Tribut auf das Einathmen der Luft setzten, (pro haustu aëris) so war die Anzahl derer, welche noch in Ionien Luft schöpften, schon sehr gering; und die

Finanzpachter, welche aufs neue die Einsammlung dieses Tributs übernahmen, gewannen damals nicht so viel, als sie unter Constantin gewonnen hatten. Eine Geschichte der Finanzen des Byzanzischen Reichs wäre ein sehr interessantes Stück, das aber kein rechtschaffener Mann würde lesen können, ohne Thränen zu vergießen."

An einem andern Orte wird der Wirkungen, welche in Japan die Einführung des Despotismus auf die Künste gehabt, insbesondere erwähnt:

„Die alte Regierung der Dairis," sagt unser Verfasser, „ob sie gleich lehnförmig, und daher sehr vielem Ungemach unterworfen war, scheint dennoch den Künsten und Wissenschaften weniger ungünstig gewesen zu seyn, als der strenge Despotismus des heutigen Regiments. Es wird versichert, man habe die von den verschiedenen Cubos erregten Unruhen nicht mehr ertragen können; aber diese Unruhen, welche wenigstens von Zeit zu Zeit unterbrochen wurden, waren immer der willkührlichen Gewalt, welche beständig dauert, vorzuziehen. Man betrachte die alten Griechen während ihrer häufigen innerlichen Zerrüttungen und Kriege, und dann die neuern Griechen, unter dem Ottomannischen Joch in Thiere verwandelt, so wird man über alles dieses eine vernünftige Meinung fassen können. So viel lehrt uns schon Kämpfer, daß es im achten Jahrhundert in Japan Bildhauer gab, deren Gedächtniß man sehr in Ehren hielt; seit der neuen Regierungsform hingegen wird niemandes Gedächtniß

mehr verehrt: denn Ehre und Despotismus laufen eben so sehr wider einander, als Verbrechen und Tugend."

Die hier geäußerte Meinung hat alle Geschichten zur Stütze, und der Hr. v. P... hätte sich kühn darauf berufen können, daß das lehnförmige Regiment, trotz aller seiner scheußlichen Gebrechen, der damit behafteten Gesellschaft nie diejenige Federkraft ganz benommen hat, welche den Menschen empor schwingt: dahingegen unter allen despotischen Regierungen der Mensch immer schlechter wird. Von letzteren giebt unter andern Colchis ein merkwürdiges Beispiel:

„Der äußerste Grad des Despotismus," sagt unser Verfasser*), „hat die Einwohner von Colchis in das wilde Leben zurück gestürzt; und mir ist keine andre Ursache bekannt, die vermögend wäre, ein schon polizirtes Volk wieder zu Wilden zu machen, als Despotismus: denn die berüchtigte schwarze Pest, und alle Verwüstungen der Hunnen, haben in Europa nichts ähnliches hervorbringen können."

„Das große Stück, welches ich Ihnen aus dem ersten Theile der Untersuchungen über die Aegyptier und Chineser übersetzt habe, ist eines der beredtesten im ganzen Werke: Sie werden aber keine Spur von Deklamation darin entdecken. Und so ist die Schreibart des Hrn. v. P... durchgehends: natürlich, ungeschmückt; aber deutlich, lebhaft und körnig. Da sind keine aus metaphorischem Dunst gebildete Phantome, die in Nebel zerfließen, wenn man sie haschen will; keine Zau-

*) Tom. II. p. 94.

herwürfe des Witzes, die sich Weissagung nennen, und Trug und Thorheit sind; es ist simple Darstellung von Ideen und Sachen, wie sie in einem aufgeklärten Geiste sich ordnen und bilden.

Bei der ersten Durchlesung dieser Schrift werden Sie vielleicht hie und da den Verfasser eines entscheidenden, nicht durch hinlängliche Beweise gerechtfertigten Tons beschuldigen; haben Sie ihn aber einmal bis zu Ende verfolgt, und sich dabei Ihre ganze Belesenheit gegenwärtig gemacht; so werden Sie sich gestehen müssen, daß da, wo er wirklich entscheidend ist, auch fast immer der Sache eine solche Gewißheit unterliege, daß es einem Manne, wie Hr. v. D... ist, trivial und eckelhaft vorkommen müßte, sich darüber in einen weitläufigen Beweis einzulassen. Dieses gilt besonders von der Widerlegung aller der Behauptungen, welche bisher ohne einigen Grund angenommen worden, und mir däucht, man könne es einem Gelehrten nicht verargen, wenn er, Kürze halber, sich begnügt, nur gerade weg von gewissen Behauptungen zu sagen: es sey Thorheit sie anzunehmen. Fontenelle sagte: „will Vater Baldus durchaus glauben, es sey der Teufel, der die Orakel reden gemacht, so kann es ihm niemand wehren.“

Doch hiemit genug von meinen vorläufigen Anmerkungen. Einige andre bekommen Sie nächstens mit dem versprochenen Auszuge, und die besten werden Sie sich selber machen.

Ich bin u. s. w.

Zweiter Brief.

Beinahe hätte ich Ihnen anstatt des versprochenen Auszuges eine recht gründliche Deduction, warum ich meinen Vorsatz, ihn zu machen, aufgeben müssen, eingeschickt: aber ich halte Wort. Die Materien werde ich dergestalt von einander trennen, und wieder zusammen ordnen, daß Sie dasjenige, was jedwedes der beiden Völker betrifft, welche die Untersuchungen des Hrn. v. P... zum Gegenstande haben, in einer ununterbrochenen Folge beisammen finden. Die Chineser will ich zuerst vornehmen.

Durch die plumpen Uebertreibungen einiger Missionarien und Reisebeschreiber, bei denen gesunde Vernunft weniger als das Wunderbare galt, und welche Erdichtungen für Geschichte ausgaben, ist China sehr berühmt unter uns geworden. Ohne Zweifel wird man das handgreiflich Falsche in allem diesem je mehr und mehr erkennen lernen, und den Chinesern ein ähnliches Schicksal mit den vorgeblichen Riesen der Magellanica angedeihen lassen, welche, zwei Jahrhunderte durch, zehn Fuß hoch waren, und nunmehr auf die gewöhnliche Menschengröße herunter gesetzt sind.

Es ist schwer zu sagen, warum die Europäer durchaus an den äußersten Küsten von Asien ein, sie an Ein-

sicht und Weisheit so sehr übertreffendes, Volk haben finden wollen; denn durch Beweise hat sie niemand von dem Daseyn desselben überzeugt. Wir haben in der That kein Beispiel von einer so wunderlichen Verblendung, welche sich, nicht blos über den großen Haufen, sondern fast über alle Gelehrten erstreckt hätte. Gewöhnlich sprechen diese nicht anders als mit Begeisterung von den Wissenschaften und dem Ackerbau des glücklichen China, wo ein Confucius lebte und lehrte, und in dessen ungeheurem Umfange man, ihrer Meinung nach, keinen Zoll breit ungebautes Land antrifft; dann bejammern sie Europens Zustand, wo sich so viele Haiden und so viele schlechte Bücher aufzählen lassen.

Dieß sind die Vorurtheile; hier sind die Facta:

Zuvörderst beweist der Hr. v. P..., daß die Hälfte von China wenigstens ungebaut liegt. So wie man dem Mittelpuncte der Provinzen näher kömmt, so sieht man den Ackerbau abnehmen, und fast in allen stößt man zuletzt auf vollkommene Wüsteneien. Die Jesuiten selbst gestehen, daß wenn sie nicht den Auftrag erhalten hätten, die Karte von China aufzunehmen, sie nie erfahren haben würden, daß es in den mehrsten großen Landschaften dieses Reichs Districte von 20 französischen Meilen gebe, die wenig bevölkert und nicht selten ganz öde und unwirthbar seyen*). Fast alle Reisende, die bis zum Mittelpuncte von China durchge-

*) S. Description de l'empire de la Chine. Tom. I. p. 18. in 4to.

drungen, gestehen, man müsse sich des Nachts der Begleitung von Fackeln bedienen, um die Tiger und andre reißende Thiere zu verscheuchen. Es müssen also große Wildnisse vorhanden seyn, worin diese Thiere sich aufhalten und fortpflanzen. Noch weit beträchtlichere Strecken Landes nehmen die chinesischen Wilden, Mau-lao und Miaosse genannt, ein, welche von Raub und Viehzucht leben. Die Colonien, welche man zu verschiedenen Malen in die innern Landschaften gesandt, haben sich, wegen der immerwährenden Beunruhigungen von Räubern, nicht darin erhalten können. Daß die Menge der Räuber in China sehr groß seyn müsse, erhellet allein daraus, weil ihrer gewöhnlich alle Jahre an die Vierzigtausend in Verhaft genommen werden. Unter den vorigen Dynastien belagerten sie oft Städte, und selbst Pekin ist durch sie eingenommen und geplündert worden, obgleich eine Besatzung von sechstausend Mann darin lag. Das Volk drängt sich daher an den Ufern der Flüsse und in den Städten zusammen, wo der geringere Theil desselben auf die kümmerlichste Weise sein Leben erhält. Nun wird zwar in diesen bewohnten Gegenden der Feldbau mit allem nur ersinnlichen Fleiße betrieben; aber das hindert nicht, daß, bei einer so unverhältnißmäßigen Bevölkerung, der geringste Mißwachs nicht Tausenden von Menschen das Leben kosten müsse. Aus eben diesem Grunde können auch keine großen Magazine angelegt werden; und durch Zufuhren aus Indien oder Java dem Mangel vorzubeugen ist noch nie einem Mandarin in den Sinn

gekommen; weit minder noch wird an solche Mittel gedacht, die bis an die Wurzel des Uebels reichen.

Das Gerücht von der erstaunlichen Bevölkerung des chinesischen Reichs läßt sich, bei alle dem, leicht erklären. Den Reisenden mußte dieselbe sechs bis siebenmal größer erscheinen, als sie in der That ist. Denn, da diese nicht in die Einöden der Provinzen kamen, so urtheilten sie von ganz China nach den Städten Nankin und Canton, welche die Handlung mit Indien, Japan und Europa sehr blühend macht. Das ist eben so, als wenn man von der Türkei nach den Städten Alep und Cairo urtheilen wollte. Was Pekin anbelangt, da dieses die Hauptstadt eines despotischen Reichs ist, so muß sie freilich sehr bevölkert seyn, denn alle Hauptstädte von Asien sind es: dieß ist eine unausbleibliche Wirkung der willkührlichen Gewalt: alle Glieder des Körpers werden da erschöpft, um das Haupt aufzuschwellen.

Nichts kann unzuverlässiger seyn, als die Nachrichten von der Anzahl der Einwohner des chinesischen Reichs. Man findet Abweichungen von hundert Millionen darin*). Um nur von einer einzelnen Stadt zu reden, so rechnet Du Halde auf Pekin drei Millionen Einwohner, und Le Cante nur zwei Millionen. Kann man von Leuten, die bei der Aufnahme einer einzelnen Stadt so sehr von einander abweichen, wohl hoffen, daß sie von dem Zustande der Bevölkerung eines ganzen

*) Man vergleiche die Ausrechnungen des P. Martini mit denen des P. Bartole.

Landes, und dazu eines so unregelmäßig bewohnten Landes, wie China, unterrichtet seyen? — In den Auszügen aus den chinesischen Kopfsteuerregistern, wovon man behauptet, sie seyen von den Chinesern selbst geliefert worden, findet man in der einen Provinz fünf Personen auf jede Familie gerechnet, und in der andern zehn. Die Tartaren zählten bei ihrem Eintritte in das chinesische Reich nur eilf Millionen, zwei und funfzig tausend, achthundert und zwei und siebenzig Familien auf, welches, zu fünf Personen auf die Familie gerechnet, noch keine sechzig Millionen Seelen ausmacht; indessen, wenn man auch, einigen Ausrechnungen zufolge, die Bevölkerung von China auf zwei und achtzig Millionen setzt, so wäre dennoch dieses Reich, in Rücksicht auf seine Größe, lange nicht so bevölkert, wie Teutschland.

In einem Lande von so gewaltigem Umfange, wie China, müßten sich 15 bis 16000 mit Mauern versehene Städte aufzählen lassen; es sind aber deren keine 4000 vorhanden, wenn man auch die Flecken mitzählt, welche in dem, 1744 zu Petersburg verfertigten, Atlas angemerkt worden. Rechnet man diejenigen kleinern Marktflecken, welche nur zwei oder drei Lys im Umfange haben, ab; so bleiben, selbst nach dem Geständnisse der Jesuiten, nur 1453 Städte übrig. Nun finden wir deren in Teutschland eine weit größere Anzahl, obgleich alles das, was zum teutschen Reiche gerechnet wird, kaum den sechsten Theil von China beträgt.

So viel ist gewiß, daß die angebauten Gegenden von China sehr bevölkert sind. Das Clima daselbst ist der Fortpflanzung in aller Absicht günstig. Die Erziehung eines Kindes bis zum Jünglingsalter bedarf nur eines sehr geringen Aufwandes: aber die Einwohner dieses Reichs sind theils in solchem Grade elend, theils so sehr dem Geiz ergeben, daß sie ihre Kinder in Menge umbringen, oder erwachsen zu Sclaven verkaufen. Der Kindermord wird bei den Chinesern auf verschiedene Weise begangen. „Entweder ersticken die Gebärmütter die Kinder in einem Becken heißen Wassers, und lassen sich dafür bezahlen; oder man wirft sie in den Fluß, nachdem man sie mit dem Rücken auf einen ausgehölten Kürbis geheftet*). Das Geschrei, welches sie alsdann von sich stoßen, würde in jeder andern Gegend die Menschheit schaudern machen; aber hier ist man gewohnt es zu hören, und niemand schaudert dabei. Die dritte Art, sie umzubringen, ist, daß man sie auf den Gassen aussetzt, wo alle Morgen, besonders zu Pekin, Schuttkarren durchfahren, welchen man die in der Nacht ausgesetzten Kinder aufladet, von da werden sie in einen Graben abgeworfen, und nicht mit Erde bedeckt, in Hoffnung, die Mohametaner möchten einige davon zu erretten kommen; aber oft geschieht es, daß vor Ankunft der Schuttkarren viele dieser Kinder von den Hunden, und besonders von den Schweinen, welche die Gassen von China erfüllen, schon lebendig

*) S. Toreens Reise nach China, fünfter Brief.

gefressen sind. Die Jesuiten versichern, daß sie, in einem Zeitlauf von drei Jahren, neun tausend, sieben hundert und zwei Kinder aufgezählt haben, die auf die angegebene Art dem Schindanger bestimmt waren; aber diejenigen haben sie nicht aufgezählt, welche zu Pekin unter den Füßen der Pferde und Maulthiere zertreten, in den Canälen ersäuft, gleich bei der Geburt erstickt, von den Mahometanern aufgenommen, oder an allen den Orten umgebracht worden, wo keine Jesuiten waren, um sie zu zählen." Hiebei ist noch anzumerken, daß die Chineser meistens nur ihre Kinder weiblichen Geschlechts aussetzen; die Knaben können sie theurer verkaufen, als die Erziehung derselben ihnen zu stehen kommt; die Mädchen aber nicht.

Die Menge der Verschnittenen in China ist fast unglaublich; unter der chinesischen Regierung, das ist, ehe die Tartaren das Kaiserthum eroberten, waren die Vicekönige und die Vorsteher der Gerichtshöfe lauter Verschnittene. Die Geschichte ihrer Verwaltung erweckt Abscheu und Grauen. Der Kaiser war jederzeit ihr Erbe, und erbte desto mehr, je mehr sie geraubt und erpreßt hatten. Sogar den Tartaren erweckten diese Mißbräuche Abscheu; sie setzten gegen das Jahr 1670 alle verschnittenen Mandarinen aus ihren Bedienungen.

Nirgendwo ist die untere Classe von Bürgern so elend, und von allen Bequemlichkeiten des Lebens so ganz entblößt, als in China. Die Ursache hievon liegt im Despotismus der Kaiser und ihrer Vicekönige, in deren Händen alle Gewalt ist, welche den Gesetzen

mangelt. Die Gesetzgebung des chinesischen Reichs ist nicht viel mehr als eine Polizei-Ordnung. Alles wird daselbst durch den Prügel bewegt und regiert.

Der Landleute schont man aus dringenden Ursachen noch am mehrsten; aber sie werden darum nicht weniger, so wie es in den übrigen asiatischen Staaten üblich, zu unaufhörlichen Herrendiensten mit äußerster Strenge angehalten. Diese Classe von Menschen macht den achtungswürdigsten Theil der Nation aus. Man kann ihnen nicht, gleich dem Pöbel der Städte, Unredlichkeit, Betrügerei, Kindermord und die ausschweifende Lüderlichkeit vorwerfen; denn nichts geht über ihre Eingezogenheit, ihre Mäßigkeit und ihren unermüdeten Fleiß. Was man von der Ehre, die in China dem Bauerstande erwiesen werde, erzählt, ist ungegründet; er ist nur etwas weniger verachtet, als die Handwerker und Kaufleute, von welchen letztern der jetzt regierende Kaiser Kean-Louna sagt: es sey nicht einmal der Mühe werth, an sie zu denken *). Um sich von den Landleuten und Handwerkern zu unterscheiden, lassen die Mandarinen die Nägel an ihren Fingern wachsen, welches denn freilich ein herrliches Zeugniß für ihren Müßiggang, aber ein sehr schlimmes für ihre Einsichten ablegt.

Ein wichtiger und sehr ausführlich abgehandelter Artikel in den Untersuchungen über die Aegyptier und Chineser, ist derjenige, wo von dem Zustande der Ma-

---

*) Eloge de la ville de Mukden. p. 97. édit. de Paris.

lerei und Bildhauerkunst bei fast allen Völkern des mittägigen Asiens und eines Theils von Africa gehandelt wird. Die Indianer und Chineser, sagt der Hr. v. P..., sind unter allen orientalischen Völkern diejenigen, welche die härtesten und ungeschicktesten Arbeiten machen, und die am wenigsten sowohl von den Grundsätzen der Zeichnungskunst, als den Regeln, welchen die Abwechselung der Lichter unterworfen ist, wissen. Das Gefallen, so diese Sudler unaufhörlich an fantastischen Gestalten, Ungeheuern, Chimären und allegorischen Compositionen bezeugen, ist, nach unserm Verfasser, eine Wirkung der erhöhten Einbildungskraft jener Völker, die unter brennenden Himmelsstrichen wohnen, und deren Lebensgeister in einer immerwährenden Bewegung sind. Daher mangelt diesen Künstlern jene Stille des Geistes, jene Bedächtlichkeit und jenes Harren, welche das Studium der Natur, in die man allein durch anhaltendes Nachsinnen einzudringen fähig wird, erheischt. Auch sehen wir die Morgenländer beständig von der ungestümen Heftigkeit eines Geistes dahingerissen, welcher, indem er weder durch die Anfangsgründe der Kunst, noch die Kenntniß schöner Formen geleitet wird, lauter seltsame Gegenstände bildet, die in keinem Grade diejenige Zierlichkeit haben, welche aus der ungezwungenen Nachahmung wirklicher Dinge entspringt. Hiezu gesellen sich die Hindernisse, welche der asiatische Despotismus dem Fortgange der schönen Künste in den Weg legt, nebst noch andern physischen Ursachen, in welchen zusammen genommen

der Hr. v. P... die hinlängliche Ursache findet, warum das mittägige Asien, in einem Zeitlauf von einigen tausend Jahren, weder große Maler, noch solche Bildhauer, die mit den griechischen verglichen zu werden verdienten, hervorgebracht habe.

Es ist sonderbar, daß man in China, dessen Einwohner sich eines so hohen Alterthums rühmen, keine alten Denkmale antrifft; weder Münzen, noch Gräber, noch Bildsäulen, noch Inschriften. Dieses sonderbare Factum wird durch den Brief selbst bestätiget, welchen die Missionarien zu Pekin an die königliche Gesellschaft zu London geschrieben, und wovon sich Auszüge in dem 59sten Theil der Philosophischen Transactionen befinden. Die Ursachen, welche die Jesuiten von diesem Mangel anführen, sind zu eitel, als daß sie wiederholt zu werden verdienten.

Man hat bei den Chinesern keine nach Art der Aegyptier behandelten Bildhauerarbeiten angetroffen. Man hat bei ihnen keine Spur von jenen symbolischen Gottheiten entdeckt, welche aus verschiedenen, von den geheiligten Thieren entlehnten Theilen zusammengesetzt sind. Der Hr. v. P... behauptet, es sey eitel Verblendung, daß die Herren De Guignes und Steedham zwischen den chinesischen Schriftzeichen und den ägyptischen Hieroglyphen einige Gleichförmigkeit wahrzunehmen vermeint haben. Diejenigen Völker, welche sich der Bilderschrift bedienet, mußten nothwendig zuweilen auf ähnliche Züge und Figuren fallen. Es wird sicher niemanden befremden, daß die Wandelungen des Mon-

des bei den Mexicanern durch eben die Umrisse bezeichnet waren, deren man sich in unsern Kalendern bedient: denn so bildete sich dieser Planet von jeher allen Erdbewohnern. Das System des Herrn De Guignes gründet sich auf ein unbedeutendes Büchelchen des Grammatikers Orus, von dem man weiß, daß er unter der Regierung des Theodosius lebte, da die Kenntniß der Hieroglyphen schon seit verschiedenen Jahrhunderten gänzlich verloren war. Auch haben die Symbole, welche Orus anführt, oft gar keine Aehnlichkeit mit den Zügen, welche wir an den Obelisken wahrnehmen; und die gemeinsten Züge auf den Obelisken sind eben diejenigen, von welchen Orus nicht spricht.

Diese und ähnliche Betrachtungen haben den Hrn. v. P... bewogen, die leeren Vermuthungen des Hrn. De Guignes zu verwerfen und sich blos an Thatsachen zu halten, welche unwidersprechlich darzuthun scheinen, daß die Aegyptier nichts mit den Chinesern, weder in ihren gottesdienstlichen Gebräuchen, noch in ihrer Staatsverfassung, gemein gehabt haben. Ihre Gewohnheiten, Sitten und Ideen sind in vielen wichtigen Stücken einander ganz entgegen gesetzt.

Was das ursprüngliche Vaterland der Chineser betrifft, so behauptet unser Verfasser, sie seyen von jenen gewaltigen Höhen, welche man in der Gegend der Quellen des Selinga und Orka antrifft, herunter gekommen, und haben, bevor sie regelmäßige Städte gebaut, unter Zelten oder beweglichen Hütten gelebt, wie jene Horden von Nomaden pflegen, welche wir

überhaupt Tartaren nennen, so wie die Alten sie Scythen nannten. Ohne Grund ist gegen den Hrn. v. P... der Argwohn geäußert worden, als wollte er diese Völker mit einander vermischen, da er sich hierüber doch in dem zweiten Theile seiner Untersuchungen auf eine Art erklärt, welche keinen Schatten von Zweideutigkeit übrig läßt. Wenn die alten Geschichtschreiber verschiedener Gebräuche, welche den scythischen Völkerschaften eigenthümlich waren, erwähnen, und wir eben diese Gebräuche heut zu Tage in China wiederfinden, als, das Sinnbild des Drachen in den Fahnen, den Trank der Unsterblichkeit, die Wahrsagerei aus Stäben und die gottesdienstliche Verehrung der Todten; dann dürfen wir sagen, daß die Chineser merkliche Gleichförmigkeiten mit den Scythen haben; und diese Art sich auszudrükken, zieht nicht die mindeste Verwirrung nach sich, obgleich die scythischen Nationen in verschiedene Völkerschaften vertheilt gewesen sind, welche man nicht immer im Stande ist, in den neuern Völkerschaften wieder zu erkennen. Daß die nördlichen Provinzen des chinesischen Reichs vor den südlichen gesittet gewesen, und daß in jenen das gesellschaftliche Leben eigentlich seinen Anfang genommen, davon sind unverwerfliche Zeugnisse vorhanden. Einige dieser tartarischen Horden, welche frühzeitig jenseit des gelben Flusses liefen, behielten dort länger die wilden Sitten des Hirtenlebens bei. Noch jetzo pflegen die Einwohner der nördlichen Provinzen die Einwohner der südlichen mit dem Schimpfnamen Man-Dzy, (die Barbaren vom Mittag) zu

belegen*). Diese Folgen einer natürlichen Fortwanderung, dem Hange des Bodens nach, würden sich wohl schwerlich wahrnehmen lassen, wenn ein fremdes Volk dazwischen gekommen wäre.

Eine besondere Abhandlung über die Chemie, welche den ersten Theil der Untersuchungen über die Aegyptier und Chineser beschließt, enthält viel Merkwürdiges, den Trank der Unsterblichkeit betreffend, für welchen viele gravitätische Gelehrte in China noch sehr eingenommen sind. Diese durch die Lehre von der Seelenwanderung erzeugte Thorheit hat unter vielen scythischen Nationen geherrscht, besonders unter den großen und kleinen Geten, von den griechischen Schriftstellern die Unsterblichen oder die Apathanatizontes genannt. Es sind die Mönche von dem Orden Laokiums oder die Tao-ße, welche sich damit abgeben, albernen und abergläubischen Leuten starke Dosen von diesem sonderbaren Tranke zu reichen. Er hat einigen Kaisern in der Blüthe des Lebens den Tod gebracht. Und das ist nun im Grunde die ganze Sache, worauf der Uebertreiber Martini die Chineser zu so großen Alchymisten gemacht hat, daß alle europäische Goldmacher für Verzweiflung oder Scham darüber sterben müßten. Da man in den chinesischen Apotheken weder chemische Zubereitungen, noch Essenzen, noch geistige Wasser antrifft, so hat der Arzt Cleyer geschlossen, man kenne dort sogar

*) Quaestiones Petropolitanae de nominibus imperii Schinarum p. 35. Goettingae 1770.

den Gebrauch des Destillirkolbens nicht; aber die Art, wie man daselbst, zu Verfertigung des Sampsou, den Reis destillirt, beweiset gerade das Gegentheil. Die Erfindung des Destillirkolbens, oder einer ähnlichen Maschine, muß unter den Tartaren sehr alt seyn; denn diese haben von jeher, nach der in den Reisen des Herrn Pallas beschriebenen Methode, Branntwein aus der Pferdemilch verfertiget.

Es ist bekannt, was für ausnehmende Einsichten in die Astronomie, Geographie, und andere gründliche Wissenschaften den Chinesern beigemessen werden; aber die Schrift des Hrn. v. P... stellt sie in ihrer ganzen Blöße dar. Die Beweise, welche von ihrer Unwissenheit gegeben werden, sind so augenscheinlich, daß man, ohne hartnäckig zu seyn, ihnen nicht widerstehen kann. Sonst erhellet auch schon daraus, daß die Chineser noch jetzt Europäer haben müssen, um ihre Reichs-Kalender zu verfertigen, daß unter ihnen nicht ein Gelehrter ist, der eine so leichte Arbeit übernehmen könnte. Denn vom Kalendermacher zum Astronom ist noch viel weiter, als vom Maurer zum Baumeister.

Ueberhaupt ist es nur blindes Lob, das man den chinesischen Schriften ertheilt: denn da sie den Fehler haben, daß sie sich nicht lesen lassen, so können sie wohl sogar vortrefflich nicht seyn. Wie viel europäische Gelehrte mag es wohl geben, welche sich die Zeit mit den Moralitäten des Philosophen Ment-se verdorben haben? Man liest sogar nicht einmal den Confucius, und wirklich sind seine Schriften so leer von Sachen, und

so voll nichtsbedeutender Denksprüche, daß eine fast übermenschliche Geduld dazu gehört, sie ganz durchzulesen. Fast alle diejenigen, welche sich an dieses Unternehmen gewagt, haben der Vollendung unterliegen müssen, so muthig und hartnäckig sie sich auch sonst in den dürresten und ermüdendsten Arbeiten gezeigt. Die chinesischen Schriften, welche neuerlich zu Paris herausgekommen, als der Chou-king und die Kriegskunst, werden von dem Hrn. v. P... sehr heruntergesetzt. Zu diesen ist noch das Lob der Stadt Mukden zu rechnen, welches den jetztregierenden Kaiser Kean-Louna oder Kien-long zum Verfasser hat. Man muß die Bescheidenheit dieses weisen Fürsten bewundern, wenn man ihn behaupten sieht, die Tartaren, wovon er abstammt, seyen aus einer Jungfrau entsprungen, welche an den Ufern des Sees Poulkouri einen Sohn, Namens Aisin-Chioro genannt, zur Welt gebracht*). Damit sich ja niemand einfallen lasse, über diesen Ursprung des Kean-Louna einigen Zweifel zu hegen, so zeigen die Commentatoren an, man finde in den Jahrbüchern zwei Beispiele eines ähnlichen Wunders. Dennoch mag es wohl noch nicht so ganz entschieden seyn, daß Geschichtsbücher, worin dergleichen Wunder vorfallen, Jahrbücher genannt zu werden verdienen.

Mit Mißvergnügen nehme ich wahr, daß mein Brief bereits zu einer ungeheuern Länge angewachsen ist, weil ich mich dadurch genöthigt sehe, einige der

*) Eloge de la ville de Mukden. p. 15. édit. de Paris.

wichtigsten Artikel, die mir noch anzuzeigen übrig bleiben, ganz kurz abzufertigen.

Der Abschnitt vom Zustande der Baukunst, in den Untersuchungen über die Aegyptier und Chineser, enthält eine Menge wichtiger und vortrefflicher Beobachtungen. — Von Canton bis Pekin trifft man nicht ein Gebäude an, welches nur die entfernteste Aehnlichkeit mit einer Pyramide, einem Labyrinth, oder einem ägyptischen Tempel hätte. Da die chinesischen Wohnungen nur aus einem untersten Stockwerke bestehen, so nehmen ihre Städte weit mehr Raum, als die europäischen, ein. Von weitem sehen sie einem Lager ähnlich, und der Hr. v. P... behauptet, daß ein Hirtenzelt das Modell zu diesen niedrigen und schlecht gegründeten Häusern gegeben habe. Die Dächer daran werden nicht von den Mauern, sondern von dem inwendigen Zimmerwerk getragen. Eine mittelmäßige Erschütterung wirft sie zu Boden; und es ist gar nicht der Erdbeben wegen, welche man in den japanischen und moluckischen Inseln weit öfter und stärker hat, daß man sie so niedrig baut. Zu Nankin sank ein Glockenthurm blos vom Gewicht der Glocke ein.

Der große königliche Canal ist kein Denkmal der chinesischen Industrie. Dieses bewundernswürdige Kunstwerk ward im dreizehnten Jahrhundert, unter der Regierung des Mongolen Koublai-kan, welcher eine Menge ausländischer Gelehrten und Künstler nach China zog, zu Stande gebracht. Man trifft Leute an, die in der Meinung stehen, die große chinesische

Mauer sey das einzige Bollwerk dieser Art, das je auf unserer Erde vorhanden gewesen; hier aber werden noch verschiedene andere angezeigt, deren einige sehr beträchtlich waren; als die Mauer von Sesostris, und diejenige, welche von dem caspischen Meer bis an das schwarze Meer reichte; derjenigen Arbeiten dieser Art nicht zu gedenken, welche von den Römern in verschiedenen Gegenden von Europa angelegt worden. Nichts kann ausgemachter seyn, als die Unnützlichkeit dieser entsetzlichen Bollwerke; denn ein Land läßt sich nicht wie ein Castell befestigen.

Die in den Provinzen von China so häufigen Thürme von neun Stockwerken, haben eine Beziehung auf einen ganz wunderlichen Aberglauben. Man ist in dieser Gegend von Asien überzeugt, die Zahl neun fasse unaussprechliche Geheimnisse in sich: auch finden wir Spuren davon in einer unzähligen Menge von Gebräuchen und politischen Anordnuugen. Daher die alte Eintheilung des Reichs in neun Kreise; die neun Gefäße, an die man das Schicksal des Staats gefesselt zu seyn glaubt; die neun Ordnungen der Mandarinen, die neun Grade der Verwandtschaft; die neun Reverenzen, welche man dem Kaiser macht; die neun Arten, den Feind anzugreifen, und die neun Arten von ihm wegzulaufen: denn es giebt dieser eben so viel als jener, wie der Verfasser der chinesischen Kriegskunst sehr gravitätisch versichert. Man sollte nicht glauben, daß selbst Confucius von diesen cabbalistischen Possen bethört gewesen; und doch ist er es, der die mehrsten Regeln

für jene kindische Wahrsagerei vorgeschrieben hat, wo man das Schicksal durch den Wurf magischer Stäbe fragt*). Ueberhaupt wird manches umständlichere, was Hr. v. P... von diesem Manne anmerkt, vielleicht diejenigen erröthen machen, welche in Europa ihn als einen unvergleichlichen Weltweisen darstellten. Wer unter uns Bücher schriebe, wie die von Confucius, der fände keinen Verleger, oder richtete ihn zu Grunde, so schwer dieses auch ist.

In dem Artikel Religion, bestreitet unser Verfasser die Irrthümer, worin man sowohl in Absicht des Deismus der alten Chineser, als des Atheismus der neuern gewesen. Dieses Volk hatte von jeher eine Menge von allerhand abergläubischen Gebräuchen. Noch heut zu Tage sieht man zu Pekin einen Tempel der Sonne und einen Tempel des Mondes, worin diesen Planeten wirklich gottesdienstliche Ehre erzeigt wird; und dieß ist ein Factum, woran niemand unter dem Vorwande zweifeln muß, weil die Jesuiten dieser Tempel niemals erwähnt haben. Diese Priester hatten hiezu ihre Ursachen; aber sie unterstanden sich doch nicht, dem Cardinal Tournon gerade zu widersprechen, der wohl unterrichtet war, und den zu Pekin eingeführten Gottesdienst Abgötterei nennt; ein Ausdruck, welchen der Hr. v. P... nicht immer zulassen will, sondern an dessen Stelle sich des Worts Aberglauben bedient; theils um die Ideen, theils um die Sachen selbst zu mildern.

---

*) Visdelou notice de L'YKING. p. 470. —

Bayle sagt in einem Artikel seines Wörterbuchs, das atheistische System des Spinoza hänge viel schlechter zusammen, als das System der chinesischen Gotteslaügner; aber man weiß, wie wenig der sonst so scharfsinnige Bayle den Spinoza verstanden hat, und in dem gegenwärtigen Fall irrt er auf eine ganz seltsame Weise. Unstreitig ist Spinoza unter allen Anhängern des Atheismus derjenige, der über falsche Grundsätze am besten raisonnirt hat; die chinesischen Gelehrten aber raisonniren nie mit einiger Richtigkeit, wie selbst Dü Halde bezeugt*), bei dem man sie als die unwis-

*) Die unglaubliche Unwissenheit der Chineser trägt sehr vieles dazu bei, daß sowohl die Gelehrten als Ungelehrten so leicht in den lächerlichsten Aberglauben gerathen. Ich rede aber hier nicht von ihrer Unwissenheit im Handel und Wandel: denn da übertreffen sie den Witz der Europäer. Ich meine auch nicht ihre Regierungsgesetze: indem wohl kein Volk in der Welt ist, das bessere Polizeiverordnungen hätte, und sich auch leichter regieren ließe. Es betrifft meine Beschuldigung auch nicht ihre Sittenlehre, die aus allerhand artigen Maximen besteht; ihre Bücher sind damit angefüllt, und es kömmt nur auf die Ausübung derselben an. Allein eben diese Lehrer, die ein bischen Moral im Kopf haben, wissen gemeiniglich von den andern Theilen der Weltweisheit nichts; sie können keinen richtigen Schluß von den Wirkungen der Natur machen, um die sie sich auch nicht einmal bekümmern; sie wissen nichts vom Wesen ihrer Seele, und von einem ersten und obersten Wesen, indem sie sich mit ihrem Nachdenken nicht gerne so hoch versteigen; sie wissen nichts von einem andern Leben und von der Nothwendigkeit der Religion. Und dennoch soll man nicht leicht ein Volk finden, das fleißiger studirte. Aber sie bringen ihre

fendsten und abergläubischsten Leute beschrieben findet. In der That unterwerfen sie sich allen Gebräuchen (pratiques) Bonzen; sie glauben an die Sterndeutung, an Gespenster, an den Trank der Unsterblichkeit; an gewissen Tagen fasten sie, fanatischer Weise, um den Geist des Confucius auf einen mit Opferspeisen bedeckten Tisch herunter zu locken. Gewiß wird durch Fasten das Andenken eines Philosophen schlecht geehrt; denn die größte Verehrung, die man ihm erweisen kann, ist, wenn man den Lastern entsagt, und seinen Tugenden nachfolgt. Folgten die chinesischen Mandarinen diesem Lehrsatz, so würde man sie nicht in allen Reisebeschreibungen, besonders in der vom Lord Anson, so sehr verschrieen finden. Mich däucht, die Chineser könnten nicht besser und kürzer charakterisirt werden, als es von diesem großen Manne geschehen ist, wenn er sagt: sie seyen zu nichts im Stande, was wahre Größe oder Leben verriethe *).

Wenn es große Weisheit ist, in einem Lande eine ungeheure Menge von Mönchen zu ernähren, so müssen die Chineser ein sehr weises Volk seyn, denn der Haufe ihrer Bonzen ist unzählig. Zuweilen hat man sie angegriffen; aber sie haben allezeit gesiegt.

Jugend gemeiniglich mit Lesen zu, den Ueberrest ihrer Tage aber entweder mit Beobachtung ihrer Amtsgeschäfte, oder mit Abfassung zierlicher akademischer Reden. Dü Halde Beschreibung des chinesischen Reichs. III. Theil. I. Abschnitt §. 97.

*) Ansons Reise. Cap. XVIII.

Da die Chineser weder sehr freigebig, noch sehr mildthätig sind, so müssen die bettelnden Bonzen zu tausend Kunststücken ihre Zuflucht nehmen, um ihnen Almosen abzuzwingen. In andern Ländern sind einige Geißelschläge nebst zwei oder drei Gebeten, hinlänglich, einem Bonzen sein Mittagsmahl zu verdienen; in China hingegen muß ein Bonze sich den ganzen Leib blutrünstig machen, wenn er eine Schüssel Reis erlangen will. Demunerachtet mögen diese Elenden sich lieber schlagen als arbeiten.

In dem Werke selbst muß man alles dasjenige lesen, was die Lehrsätze der alten chinesischen Religion betrifft, welche nie die Unsterblichkeit der Seele verworfen hat, wie verschiedene Gelehrte vorgeben, nachdem sie die Kings oder die canonischen Bücher gelesen hatten, worin weder von einem Paradiese, noch von einem Fegefeuer, welches einige asiatische Theologen die Hölle nennen, geredet wird. Das gänzliche Stillschweigen der Kings von besondren, zur Belohnung der Guten und Reinigung der Bösen bestimmten Orten, beweist nichts für den Materialismus der Chineser, welche gewiß glauben, daß die Seele den Körper überlebt, und auf diesen Glauben die Verehrung gründen, die man in dem ganzen Reiche den Schatten der Vorfahren erweist.

In dem letzten Abschnitte scheint der Verfasser die unter den europäischen Politikern so oft bestrittene Frage zu entscheiden, ob China, in der strengsten Bedeutung des Worts, eine Monarchie, oder ein blos despotischer

Staat sey, welcher keine andere Triebfeder, als die Kriegsmacht hat?

Die Regierungsform in China ist nicht deswegen monarchisch, weil Gerichtshöfe da sind; denn alle Despoten von Asien haben Gerichtshöfe, oder Divans. Dieses bestimmt nicht den Unterschied zwischen einer eingeschränkten und willkührlichen Macht. Es kömmt darauf an, ob der Fürst gewisse Grundgesetze, die mächtiger als er sind, erkennt? Von solchen erkennt er in China kein einziges. Wenn der Pater Frigault gesagt hat, daß in diesem Lande jede neue Dynastie eine neue Gesetzgebung mit sich führe, so hat er geirrt: denn mit dem Tode eines jeden Kaisers verlieren die während seiner Regierung gemachten Verordnungen ihre Kraft.

In denjenigen Zeiten, wo China in eine große Anzahl kleiner unabhängiger Staaten vertheilt war, sind manche sehr weise Anordnungen und Gesetze gemacht worden, welche man nachher verändert und in die allgemeine Staatsverfassung umgegossen hat. Verschiedene dieser unabhängigen Fürsten waren wirklich ehrwürdige Männer, welche die Tugend liebten und ausübten. Damals war Confucius erster Minister im Königreiche Lou; stünd er nun wieder auf, er würde vielleicht kaum zum Mandarin der neunten Ordnung erhoben werden. Denn je uneingeschränkter die Regierung eines Staates wird, je abhängiger vom Ungefähr wird die Erhebung der einzelnen Glieder derselben.

Das Wort Vaterland konnte in jenen Zeiten noch einen Sinn haben; aber in einem so ungeheuer großen

Staate, wie das heutige China, läßt sich die Liebe zum Vaterlande nicht gedenken: man kann nicht lieben, was man nicht kennt. Der Einwohner von Pekin versteht nicht einmal die Sprache des Einwohners von Canton, und wie sollten Leute, die sich unter einander nicht verstehen, sich für Landesleute halten? Was die heutigen Chineser an das Land, wo sie geboren worden, heftet, ist allein der abergläubische Dienst der Vorfahren, deren Gräber sie oft besuchen.

Da die großen Reiche des Orients, ungeachtet der merklichen Fehler ihrer politischen Einrichtungen bestehen, so muß man sich nicht darüber wundern, daß auch China sich erhalten könne. Leute, welche sich mit dem Stock oder der Peitsche regieren lassen, bedürfen nur eines Fürsten, und es wäre sehr wunderbar, wenn sich in China keiner hiezu finden wollte. Wenn eine Dynastie oder eine kaiserliche Familie vom Thron gestoßen ist, so melden sich Schuster und Köche, um ihn zu besteigen. Man weiß, daß im Jahr 1644 sogar ein Räuber sich meldete, welcher es ohne die Tartaren durchgesetzt hätte; aber diese waren stärkere oder glücklichere Räuber, als er.

Und nun noch ein Wort von den berühmten chinesischen Moralisten. Was von ihnen zu halten sey, läßt sich aus dem vorhergegangenen zusammen genommen von selbst schließen. In einem Lande, wo die Vielweiberei so sehr im Schwange ist; wo die wirkliche und persönliche Leibeigenschaft statt findet; wo man, wie an den Küsten von Africa, einen öffentlichen Sclaven=

handel treibt; wo man die Menschen mit dem Stock und der Peitsche regiert; da kann die Sittenlehre noch keine große Schritte gethan haben, weil die Gesetzgebung daselbst noch so äußerst mangelhaft ist. Nie hat ein chinesischer Philosoph daran gedacht, die Grenzen der väterlichen Gewalt, und die Rechte der Menschheit aus einander zu setzen, vielmehr predigen sie ohne Maß und Ende den Kindern gegen ihre Väter, den Weibern gegen ihre Männer, und den Unterthanen gegen ihre Fürsten eine schrankenlose Unterwürfigkeit. Und wo Gewalt die durchgängige Triebfeder ist und seyn soll, woher entsprängen da lautere Begriffe von Recht? Was sollte da Moral, deren erstes Element Freiheit ist? In einem solchen Lande, wo nämlich die häusliche Sclaverei der politischen die Hand reicht, darf freilich auch der Despot des Volkes Vater heißen: aber thöricht, ja wahnwitzig wär' es, aus diesem Grunde ein solches Regiment mit dem Namen eines patriarchalischen zu belegen.

Zum Beschluß dieses Briefes will ich eine Stelle aus unserm Verfasser anführen, die eine Wahrheit enthält, welche nicht zu oft wiederholt werden kann: „Die chinesische Sittenlehre, sagt der Hr. v. P..., ist mehr dahin gerichtet, eine äußerliche Handlungsweise anzuordnen, als die Sitten zu beherrschen. Sie verzehrt ihre Kraft an kleinen Dingen, und wird ohnmächtig bei den großen. Wenn man eitle Meinungen, Ceremonien und Gebräuche mit den wesentlichsten Pflichten

des Menschen vermengt, so schwächt man in ihm die Gewissensbisse und das Gefühl, welches sie erweckt.

Wahrscheinlicher Weise werden die Untersuchungen des Hrn. v. P... viele Leser belehren, daß man nicht, wie man gethan hat, mit einer kindischen und lächerlichen Leichtgläubigkeit alles annehmen müsse, was man in den Nachrichten von China erzählt, deren vornehmster Fehler darin besteht, daß sich ihre Verfasser einer den andern ausschreiben, und folglich dieselbigen Lügen zwanzigmal wieder gedruckt werden.

Und hiermit, mein Freund, beurlaube ich mich von den Chinesern und von Ihnen. Nächstens treffen wir uns in Aegypten wieder.

Dritter Brief.

Meinem Versprechen zufolge habe ich Sie heute von einer sehr seltsamen Gattung Menschen, von den Aegyptiern zu unterhalten. Die ganze Weltgeschichte wird uns schwerlich ein andres eben so kleines Volk darbieten, welches sich in eben dem Grade berühmt gemacht hätte. Wahrscheinlicher Weise hat ihre Anzahl sich nie über fünf Millionen belaufen. Den Ausrechnungen einiger Engländer zufolge, enthält Aegypten 46900 Quadratmeilen, 20 Meilen auf einen Grad gerechnet; aber kaum 3000 dieser Meilen sind wirklich fruchtbar: der Rest besteht in Sandmeeren, nackten Felsen oder dürren Ländereien, welche zu hoch liegen, als daß man sie mit irgend einer von den hydraulischen Maschinen, welche bei den Alten im Gebrauch waren, hätte befeuchten können. Der Hr. v. P... vermuthet, dieses lange Thal sey ursprünglich durch Colonien, welche von den Höhen Aethiopiens heruntergekommen, bevölkert worden; und diese Meinung hat nicht nur die Beschaffenheit der Lage für sich, sondern auch die Ueberlieferung der Aethiopier selbst, welche beständig die Abstammung der Aegyptier von ihnen behauptet haben; und man findet nicht, daß die Priester zu The-

ben und Memphis ihnen jemals widersprochen hätten.

Da zwei Ketten parallel laufender Gebirge die Ufer des Nils einschließen, so hat die Luft dort keinen freien Umlauf: die Hitze ist entsetzlich; und selbst der Wind, wenn er nicht aus Norden kömmt, brennend. Die in Stillstand gerathenen Gewässer faulen schnell. Diese Ursachen zusammen genommen erzeugen sehr grausame Krankheiten, worunter das Augenweh, die Pest und der Aussatz die bekanntesten sind. Um diesen Uebeln zu begegnen, hatten die alten Einwohner Aegyptens eine ganz besondere Lebensart erfunden, welche unser Verfasser ihre diätetische Anordnung nennt, und derselben wesentlichste Theile ausführlich abhandelt.

Die Aegyptier waren fast alle der Vorzüge, welche die körperliche Schönheit ausmachen, beraubt. Ihr ernsthafter und finsterer Charakter artete leicht in Melancholie aus, welches zusammen einen sehr merklichen Einfluß in ihre Gesetze, ihre Religion und Gebräuche gehabt hat. Der Hr. v. P... führt viele merkwürdige Facta gegen die durch den Herodotus, Diodorus Siculus und Mela erzeugte Meinung von dem unumschränkten Ansehen oder der zügellosen Freiheit, welche die ägyptischen Weiber genossen, an. Was man hierüber in den angeführten Schriftstellern liest, betrifft vermuthlich nur die Sitten des damaligen Pöbels. Aus dem, was wir von der Lebensart und den Gebräuchen der vornehmern Aegyptier wissen, läßt sich vermuthen, daß ihre Weiber, wie bei den übrigen

Orientalen, sogar eingeschlossen gewesen. Am königlichen Hofe haben sich immer Verschnittene befunden, und, wie bekannt, wurde schon Pharao Ammamenes das Opfer einer von den Vornehmsten unter ihnen angesponnenen Verschwörung. Daß die Aegyptier sehr eifersüchtig gewesen, ist außer Zweifel; und sie sind es noch, wie unter andern d'Arvieux und Maillet bezeugen. Plutarch erzählt, den ägyptischen Weibern sey verboten gewesen, Schuhe zu tragen; welcher Gebrauch nachher in ein bürgerliches Gesetz verwandelt ward, und zwar unter dem Kalifat des Hakim, Stifters der Religion der Drusen, welche wir jetzt eine so große Rolle in den syrischen Unruhen spielen sehen, und die noch immer das unter dem Titel, Kitab-al-Machaid, bekannte heilige Buch aufbewahren. Dieses Buch, worin sich das zur Unterstützung des Zeugnisses des Plutarch angeführte Gesetz befindet, ist von dem Hrn. Petit de la Croix aus einer arabischen Handschrift ins Französische übersetzt worden, weßwegen man sich dann ein wenig zu verwundern hat, daß seine Existenz gewissen gelehrten Männern unbekannt geblieben ist.

Unser Verfasser glaubt nicht, daß es den Aegyptiern erlaubt gewesen sey, ihre Schwestern zu heirathen; denn er hat bei ihnen kein Beispiel einer ähnlichen Heirath vor dem Jahrhundert des Alexanders angetroffen, und vermuthet daher, diese Art von Verbindungen sey erst nach der Eroberung der Griechen eingeführt worden, bei welchen das macedonische Recht sie gut hieß. Zu-

folge dieses Rechts haben die Ptolomäer, welche macedonischen Ursprungs waren, vielfältig ihre Schwestern geheirathet, ohne daß sich daher in ihrem Geschlecht eine physische Ausartung hätte verspüren lassen.

Obgleich die Aegyptier in verschiedene Zünfte, der gewöhnlichen Vermuthung nach, 12 an der Zahl, vertheilt waren; so machten sie in der That doch nur 3 abgesonderte politische Körper aus: nämlich das Volk, die Soldaten und die Priester, in den Händen der letztern waren alle obrigkeitliche Würden, und sie standen den wichtigsten Regierungsgeschäften vor. Die Clerisei der alten Aegyptier kann daher mit keiner Clerisei irgend eines europäischen Staats verglichen werden, woselbst die Geistlichen gar keine Verrichtungen der bürgerlichen Obrigkeit thun. Gewissermaßen waren die ägyptischen Priester das, was man in der Türkei die Gesetzkundigen nennt, aus welchen man ohne Unterschied Cadis und Imans wählt.

Da weder die Priester noch die Kriegsleute sich mit mechanischen Arbeiten beschäftigten, so wurden diese insgesammt von den übrigen Zünften verrichtet; daß aber die Künste in den Familien zugleich erblich gewesen, wird von unserm Verfasser bezweifelt, welcher ganz andre Ursachen von dem geringen Fortgange der Maler- Bildhauer- und Steinschneiderkunst bei den Aegyptiern angiebt.

Daß die Aegyptier nie beträchtliche Aenderungen, weder in der Theorie noch in der Ausübung ihrer Künste vorgenommen, und in allen ihren Werken eine so große

Einförmigkeit geherrscht, leitet der Hr. v. P... hauptsächlich aus ihrem symbolischen Gottesdienste und ihren damit zusammenstimmenden bürgerlichen Anordnungen her. „Die Mythologie der Aegyptier, sagt er, scheint auf Speculationen gegründet gewesen zu seyn, welche den bildenden Künsten keinen fruchtbaren Stoff darboten. Ihre Maler und Bildhauer hatten lauter räthselhafte, geheimnißvolle Sujets zu bearbeiten, worin wenige Geschöpfe ihre natürliche Gestalt behalten durften; die wirklichen Dinge mußten decomponirt, und die Ungeheuer vervielfältigt werden: so geschah es, daß man die Natur nicht mehr zu Rathe zog, um die Fehler der Zeichnung zu verbessern, und ihre Rauhigkeit zu mildern. Man zeichnete, ohne Urbild, fantastische Gestalten, welche einer von der unsrigen ganz verschiedenen Welt anzugehören schienen*). „Ferner ist zu bemerken, daß die ägyptischen Künstler in besonderer Abhängigkeit von den Priestern standen, welche dafür zu sorgen hatten, daß der Sinn der allegorischen Figuren nicht verloren gehe; und also jede willkührliche Neuerung in derselben Abbildungen verhindern mußten. Diese Furcht vor Irrungen, welche mit der Zeit unvermeidlich geworden wären, legte den Künstlern den Zwang auf, immerwährend nur eine kleine Anzahl gegebner Modelle zu bearbeiten.

Mit den angeführten Ursachen lassen sich aber nicht alle Mängel der ägyptischen Kunstwerke entschuldigen,

*) Tom. I. p. 234.

sondern verschiedene derselben müssen gerabezu denjenigen eigenthümlichen Beschaffenheiten des ägyptischen Geistes, welche in dem dortigen Clima ihren Grund haben, zugeschrieben werden. So viel und nicht mehr leitet unser Verfasser in dem gegenwärtigen Falle aus dem physischen Einflusse der Elemente her, ob man ihm gleich das Gegentheil vorgeworfen; weßwegen ich dann noch besonders erinnern will, daß derselbe an mehr als einem Orte seiner Schrift ausdrücklich behauptet, man müsse nothwendig, bei den philosophischen Untersuchungen über eine Nation, allemal die moralischen Ursachen mit den physischen zusammen nehmen.

Mit den Ideen des Hrn. v. P... über das Genie der Aegyptier und der Morgenländer überhaupt, stimmt sehr genau überein, was Winkelmann in seiner Geschichte der Kunst über eben diesen Gegenstand vorgetragen. „Bei den Morgenländern und mittägigen Völkern, sagt Winkelmann, sind die figürlichen Ausdrücke so warm, als das Clima, welches sie bewohnen, und der Flug ihrer Gedanken übersteigt vielmals die Grenzen der Möglichkeit. In solchen Gehirnen bildeten sich die abenteuerlichen Figuren der Aegyptier und der Perser, welche ganz verschiedene Naturen und Geschlechter der Geschöpfe in eine Gestalt vereinigten, und die Absicht ihrer Künstler ging mehr auf das Außerordentliche, als das Schöne." Zum Gegensatz giebt eben dieser Verfasser, als ein unterscheidendes Merkmal des griechischen Clima an, daß bei desselben Bewohnern die

Einbildung nicht übertrieben gewesen. Und ein gleiches behauptet er von den glücklichern Gegenden Italiens, besonders von Sicilien, wo man bei den Künstlern zwar eine sehr feurige, aber keine aufgebrachte und aufwallende Einbildung antreffe; und die Natur ein glückliches Phlegma am häufigsten wirke.

Der gelehrte und scharfsinnige Hr. Leibarzt Zimmermann leitet aus dem mehrentheils sehr heißen und trocknen Clima von Asien und Africa, die Unwirksamkeit sehr vieler Völker dieser Welttheile, besonders der Aegyptier, ihre wenige Neugier, ihr Kleben an alten Sitten und Gewohnheiten; ihren Müßiggang, ihre Unterwürfigkeit, ihren Hang zur Ruhe und zur Einsamkeit her. Zugleich aber bemerkt derselbe, daß diese Schwachheit, Trägheit und Unwirksamkeit nicht schwerfällig sey, und die Empfindlichkeit ausschließe, sondern mit sehr viel Gefühl und der stärksten Einbildungskraft sich vergesellschafte. Aber diese Einbildungskraft sey auch oft in Verwirrung, und versteige sich bis zu den heftigsten Ausbrüchen des Aberglaubens und der zügellosesten Schwärmerei. Wie gemäß ein so widersinnig scheinendes Phänomen der menschlichen Natur sey, lasse sich aus der Hypochondrie, der Melancholie, und andern Nervenkrankheiten abnehmen, wo man die äußerste Schwachheit, Trägheit und Unwirksamkeit mit der äußersten Empfindlichkeit verbunden antreffe*).

---

*) Zimmermann von der Einsamkeit, S. 77—89.

Aus den angeführten Ursachen zusammen genommen, läßt sich das Finstere und Geheimnißvolle der ägyptischen Lehrart, das Abenteuerliche verschiedener religiösen und bürgerlichen Institute dieser Nation, und ihr entschiedener Geschmack am Räthselhaften und Verborgenen ziemlich gut erklären. Ihre Priester, welche, um dem Nachdenken obzuliegen, sich sogar in Höhlen und unterirdische Gemächer einsperrten, scheinen ihre Mitbürger im Hang zum Finstern und Melancholischen noch übertroffen zu haben. Die Ursache der sorgfältigen Verbergung ihrer heiligen Bücher haben gewisse Gelehrte in dem Gebrauche der Hieroglyphen finden wollen: aber wie unwahrscheinlich! Eben weil sie sich der hieroglyphischen Schreibart bedienten, hätten sie nicht nöthig gehabt, ihre Bücher so ängstlich zu verstecken, wie die Priester Griechenlands und Italiens, welche sich gemeiner Lettern bedienten. Diese Schrift war jedem lesbar, jene hingegen schützte ihre eigene Natur, nach dem Ausdrucke des Apulejus, vor der Neugierde der Unheiligen.

Die ägyptische Baukunst ist, gleich den übrigen Künsten, weit unter der Vollkommenheit geblieben. Bevor die Aegyptier sich zu einer Nation formirt hatten, lebten sie vermuthlich, als Troglodyten, in den Höhlen Aethiopiens; und daher scheint auch das erste Muster ihrer Gebäude eine solche Felsenhöhle, und nicht wie bei den Griechen, wo Clima und Boden ganz anders waren, eine Bauernhütte, oder wie bei den Chinesern, ein Zelt gewesen zu seyn. Sie blieben beständig fort

große Liebhaber von unterirdischen Gängen und Gemächern, und das Ansehen vieler ihrer Gebäude ist wie von erkünstelten Felsen. Von der Bauart der Aegyptier ist die Bauart der Chineser ganz und gar unterschieden; am wesentlichsten aber wohl dadurch, daß jene das Dauerhafte, das Unzerstörbare, und gleichsam das Ewige beäugten; diese im Gegentheil alles sehr zerbrechlich anlegen.

Die Obelisken und Pyramiden waren dem Wesen, welches diese Welt beleuchet, zu Ehren errichtet; und nur um deßwillen, sagt der Hr. v. P..., seyen ihre vier Seiten von den Priestern gerade nach den vier Hauptgegenden des Himmels gerichtet worden. Er verwirft aus sehr annehmlichen Gründen die Meinung, daß die Obelisken zu Sonnenzeigern, und die Spitzsäulen zu Andeutung der Wendung der Sonne im Thierkreise gedient haben. Eben so wenig sollen letztere zu Grabstätten für Könige bestimmt gewesen seyn; welches unter andern auch Schaw bestritten, und sich darzuthun bemüht hat, der marmorne Kasten in der großen Pyramide sey kein eigentlicher Sarcophag. Den Muthmaßungen des Hrn. von P... zufolge, stellte dieser Kasten die Grabstätte des Osiris vor, wie man denn in Aegypten mehrere dergleichen gehabt, und das vorgebliche Grabmahl des Osymandyas — ein aus Osiris und Mendes fichtbarlich zusammengesetzter Name — ebenfalls wohl nichts anders gewesen seyn möge.

Die Ursache, welche man angiebt, warum Cheops nicht in der Pyramide beigesetzt worden, welche er zu diesem Ende hatte errichten lassen, hält unser Verfasser für eine Fabel. Wäre es bei dem ägyptischen Volk üblich gewesen, so ernstlich über dem Gesetze, welches den bösen Regenten das Begräbniß versagte, zu halten, so müßte man es als eine unbegreifliche Ungereimtheit dieser Fürsten ansehen, daß sie sich Grabmahle erbauet hätten, wovon sie mit Gewißheit vorhersehen gekonnt, daß sie ihnen dazu nicht dienen würden. Aber die Verordnungen, welche in den alten ägyptischen Büchern standen, waren ja nicht alle im Schwange; sonst hätten uns die Priester selbst keine so lange Folge träger Könige hererzählt, welche in ihren Pallästen sich der Weichlichkeit überließen, und denen doch das Volk das Begräbniß nicht streitig machte. Der despotische Apries war äußerst gehaßt, und wurde, nach seiner Niederlage, durch den Amasis dem Volke überliefert: man erdrosselte ihn, und trug ihn nachher in das Grabmahl seiner Väter, am Eingange des Tempels der Minerva zu Sais, wo alle Pharaonen von der Saitischen Völkerschaft ruheten.

Die Obelisken müssen nicht mit den Hermes-Säulen verwechselt werden. Auf diesen waren die Inschriften wesentlich; auf jenen aber, deren man verschiedene nackende hat, nicht. Das Wort Säule, im strengsten Verstande, gebührt den Hermetischen nicht; es waren eigentlich nur Gedächtnißsteine oder

Tafeln. Manethon zog die in den unterirdischen Gängen errichteten Hermes-Säulen, bei Verfertigung seiner ägyptischen Geschichte, zu Rathe. Diese Gedenksteine waren, nach dem Zeugniß eben dieses Manethon und anderer Schriftsteller des Alterthums, in dem geheimsten Theile des Tempels, Adytum genannt, und selbst in den Kellern, wohin sich die Priester zum Studiren begaben, eingeschlossen. Daß Hermes selbst, (Mercurius Trismegistus, Thot,) ein bloßes mythologisches Hirngespinnst gewesen, hat Jablonski unwidersprechlich dargethan. Unter dem Namen Hermes oder Thot gaben die großen Collegia alle Werke, welche die Landes-Religion angingen, heraus: denn kein Priester und kein Particulier schrieb in seinem eigenen Namen über dergleichen Materien. Von Büchern, welche die Aegyptier für höhere Eingebung gehalten, weiß man nichts; aber für heilig galten dem Volk alle diejenigen überhaupt, welche die Rechtsgelehrsamkeit, die Geschichte und Astrologie betrafen; vornämlich wenn sie von den Pharaonen selbst waren nachgesehen und berichtiget worden. Dem Hrn. v. P... zufolge, ist die ganze Zeit, während welcher die ägyptischen Priester ihre Hieroglyphen auf Steine gruben, die Zeit des ersten Hermes: die nachfolgenden Jahrhunderte, während welcher sie sich der Blätter von Papyrus bedienten (denn sie durften kein Pergament anrühren) gehören dem zweiten Hermes zu.

Die Kunst, worin die Aegyptier es am weitesten

gebracht, ist unstreitig das Glasmachen; und vielleicht haben die heimlichen Mittel und Handgriffe ihrer Künstler, kostbare Steine nachzuahmen und Cristalle zu färben, das Mährchen von der Verwandlung der Metalle veranlaßt; eine Wissenschaft, welche von einigen Träumern den ägyptischen Priestern zugeschrieben worden, denen doch sogar der Name der Hermetischen Philosophie nicht einmal bekannt gewesen ist.

Eh' ich die Materie von den Künsten und Handwerkern verlasse, muß ich einer Meinung des Hrn. v. P... erwähnen, betreffend den an den Höfen aller asiatischen Despoten eingeführten höchst schädlichen Gebrauch, eigne große Arbeitshäuser im Pallaste zu besitzen, worin fast alles, was in den großen, sich immer erneurenden Kreis ihrer Bedürfnisse gehört, verfertigt wird. Nach vielem Forschen glaubt der Hr. v. P... die Quelle dieses Gebrauchs in dem Geiste oder Zweck eines Justinianischen Gesetzes gefunden zu haben.

„Die Kaiser von Constantinopel (schreibt unser Verf.) nachdem sie ihren Unterthanen verboten hatten, purpurne Kleider zu tragen, achteten dieses Gesetz für so wichtig, daß jedermann in die Unmöglichkeit gesetzt werden müsse, es zu überschreiten. In dieser Absicht verboten sie ferner, im ganzen Umfange ihres Reichs purpurne Zeuge zu verfertigen, wonächst ihnen selbst dann kein andres Mittel übrig blieb, sich dergleichen zu verschaffen, als eigne Arbeiter dafür in

ihrem Pallaste zu halten. Man etablirte also im Pallast Färber und Dintenmacher zu Unterzeichnung der Diplome, Patente und Rescripte: denn diese Dinte war auch purpurfarben, und wir haben noch das Gesetz, dem zufolge es einem jeden Particulier untersagt ist, sie zu machen und zu gebrauchen."

„Da endlich die Schwachheit und Unruhe dieser Fürsten in gleichem Grade mit ihrer Tyrannei immer höher stieg, so bildeten sie sich ein, ihre Sicherheit erfordere, daß alle kaiserliche Zierrathen gleichfalls im Pallast zu Constantinopel verfertigt würden; und da nun zur Verfertigung dieser Zierrathen eine Menge verschiedener Gattungen von Arbeitern gehörte, so setzte man am Hofe, außer den Färbern, auch Goldarbeiter, Demantschneider, Weber, Schuster, Gürtler, Sattler, u. s. w. nieder."

Hier sind die eigentlichen Worte des von dem Kaiser Justinian gegebenen Gesetzes:

„Was zum königlichen Staat gehört, muß von den Hofarbeitern an meinem Hofe selbst gemacht; und nicht hie und da in Werkstätten verfertigt werden."

„Ornamenta enim regia intra aulam meam fieri a palatinis artificibus debent, non passim in privatis domibus aut officinis parari" *).

---

*) Lib. XI. Tit. 9. Nulli prorsus liceat. S. auch die Gesetze unter den Titeln: de Murilegulis und de vestibus holoberis.

Die Besorgniß dieses Fürsten wegen der Art, wie man seinem Gesetze ausweichen könne, ist nicht minder merkwürdig, als das Gesetz selbst. „Die Particuliere, sagt er, welche kaiserliche Zierrathen, unter dem Vorwande, mir ein Geschenk damit machen zu wollen, verfertigen lassen, sollen mit dem Tode bestraft werden*).“

Diese aus einem einzelnen Falle abgeleitete Erklärung des Ursprunges eines so allgemeinen Instituts, als die Werkhäuser an den despotischen Höfen, will mir aus verschiedenen Ursachen nicht recht einleuchten. Die Sache, däucht mir, läßt sich natürlicher aus der wesentlichen Oekonomie der persönlichen Sklaverei und den Folgen des Despotismus begreifen. In allen Ländern, wo die häusliche Sklaverei im Schwange war, selbst in den Freistaaten, hatte jeder freie Bürger Werkstätten in seinem Hause. Dieser Gebrauch hat unter einem willkührlichen Regiment, durch den Zusammenfluß verschiedener dieser Verfassung eigenthümlichen Mittel, sich nach und nach dergestalt modificiren müssen, daß die geschickteren Arbeiter endlich dem Publico, hiernächst den Großen und Reichen, und zuletzt sogar den Fürsten selbst mangeln mußten. Fügen Sie noch hinzu, daß es in dem Charakter des Despoten ist, thörichter Weise dahin zu streben, von seinen Unterthanen ganz unabhängig zu seyn, und besonders keines freien Menschen zu bedürfen.

Betrachtungen, welche mit diesen Ideen in genauer

*) Tom. I. p. 293—295.

Verbindung stehen, und gleichsam nur eine einzige Masse mit ihnen ausmachen, scheinen mir das Räthsel von dem großen Ansehen, worin so viele Jahrhunderte durch die Verschnittenen in China gestanden, und die ungeheuere Anzahl, wozu sie daselbst angewachsen, so ziemlich zu erklären.

Der Despot, sagte ich, will ganz unabhängig seyn: er will aber nicht nur über alles Gewalt, er will auch zu allem eine Art von Recht haben. Je ähnlicher die Unterwürfigkeit, die man ihm bezeigt, einer Pflicht sieht, je angenehmer ist sie ihm, und der ärgste Sklave ist ihm der würdigste Mann. Den Anfang dieser Sinnesart bemerken wir schon in den ersten römischen Imperatoren, welche nach dem Ausdruck eines neuern Schriftstellers, „entweder aus Trägheit eine Wahl zu treffen, oder aus der Gewohnheit sich leiten zu lassen, oder aus dem Zutrauen, welches sich eine von Tag zu Tage fortgesetzte Niederträchtigkeit erwirbt, oder um ihre Gewalt nicht Leuten, die sie zu fürchten Ursache hatten, anzuvertrauen, oder aus dem heimlichen Stolz, den ein Despot empfindet, seine Sklaven anbeten zu machen, fast immer ihre Minister aus ihren Freigelassenen erwählten." Bald nachher gelangten an eben diesem römischen Hofe die Verschnittenen zur höchsten Gunst, und einer fast unumschränkten Gewalt: es wäre auch der Natur der Dinge zuwider, wenn ein Despot diese Gattung Halbmenschen nicht allen übrigen vorziehen sollte. Sogar den edlen, muthigen und weisen Cyrus läßt Xenophon alle seine Hofbedienungen an

Verschnittene geben, und ihn eine lange Rede zum Lobe dieser Elenden, und zur Vertheidigung der Fürsten, welche denselben ihr ganzes Vertrauen und die ansehnlichsten Ehrenstellen ertheilen, halten. Unter wie vielerlei, minder oder mehr, ungeheuren Gestalten dieser Gebrauch von jeher in den südlichen Ländern geherrscht, ist in den dahin gehörigen Geschichten und Beschreibungen nachzusehen. Was die Chineser betrifft, da dieselben äußerst eifersüchtig sind, und viele Beischläferinnen halten, auch die Castration bei ihnen nicht, wie in der Türkei und in Persien, durch göttliche und menschliche Gesetze untersagt ist, und die Väter kein Bedenken tragen, ihre Kinder nicht nur zu Sklaven zu verkaufen, sondern sogar häufig zu ermorden: so ist kein Wunder, daß die Menge der Entmannten unter ihnen sehr groß ward. Als nun die vornehmsten Verschnittenen des Pallastes unter einigen wollüstigen, trägen und schwachsinnigen Kaisern zu den höchsten Ehrenstellen gelangten, so suchten sie, mit gutem Grunde, immer mehr Bedienungen in die Hände ihres Gleichen zu bringen, bis endlich alle obrigkeitliche Personen lauter Verschnittene waren. Eine solche Revolution machte sich in China, wo die Verschnittenen in großer Menge und lauter Einheimische waren, eben so leicht, als sie in etwa einem andern despotischen Staate Asiens, wo man diese Elenden mit großen Kosten, und in weit geringerer Menge, aus fremden Ländern herholet, unmöglich gewesen seyn würde. Und nachdem das chinesische Reich nun einmal ein Raub dieser Sklaven geworden, so war es nachher

X 2

so leicht nicht, ihnen ihre Beute abzujagen. Was sie nach ihrem Tode zurückließen, erbte allemal der Kaiser, und er hatte nicht zu befürchten, daß es einem von ihnen jemals einfallen möchte, selbst Kaiser seyn zu wollen. Weil aber alles seine Grenzen hat, so brachten diese Leute, durch ihren unbegreiflichen Uebermuth, und ihre schrankenlosen Ausschweifungen es doch endlich dahin, daß sie zweimal aus den Gerichtshöfen verbannt wurden; aber beidemal drangen sie auch wieder hinein, und setzten sich fester als jemals, so daß die Reichen selbst anfingen, ihre Kinder entmannen zu lassen, um ihnen den Weg zu Bedienungen zu öffnen. Zwar haben die Tartaren, nach ihrer Eroberung von China im Jahre 1644. alle verschnittene Mandarinen zum drittenmal abgesetzt; aber Chung-tchi, Stifter der gegenwärtigen Dynastie, behielt deren dennoch 6000 für seinen Hof; und wahrscheinlicher Weise werden nach und nach die alten Mißbräuche wieder Raum gewinnen, und die Verschnittenen sich aufs neue zu einer allgemeinen Herrschaft emporschwingen.

Es bleiben mir, die Aegyptier betreffend, noch zwei sehr interessante Gegenstände, ihre Religion und ihre Staatsverfassung, abzuhandeln übrig. In meinem nächsten Briefe werde ich Sie davon unterhalten, und nachdem ich mich schließlich noch einiger kritischen und revisorischen Anmerkungen entledigt, Sie mit des Hrn. v. P... Werk selbst allein lassen.

Ich bin ꝛc.

Vierter Brief.

Gelehrte und Ungelehrte pflegen zu verstummen, wenn sie an die Geschichte der alten abgöttischen Religionen kommen; sie begreifen nicht, wie dergleichen ungereimte Begriffe mit vernünftigen sich paaren, und in irgend einem aufgeklärten Kopfe friedlich bei einander wohnen konnten. — „Ich würde zum Narren," denkt ein jedweder, „wenn ich das glauben sollte;" — und kann nicht fertig damit werden, daß bei allem dem, ausgemachter Weise, die Aegyptier, Griechen und Römer dennoch keine Narren waren.

Ich glaubte, die Sache gehört nicht zu den Geheimnissen, sondern nur zu den Räthseln, und stütze mich, bei dieser Meinung, auf das, was noch kürzlich Hr. Lessing von Leibnitz erinnert hat, nämlich: „es sey dieser große Mann in der festen Ueberzeugung gestanden, daß keine Meinung angenommen seyn könne, die nicht von einer gewissen Seite, in einem gewissen Verstande wahr sey, weßwegen er dann oft die Gefälligkeit gehabt hätte, diese Meinung so lange zu drehen, bis es ihm gelungen, diese gewisse Seite sichtbar, diesen gewissen Verstand begreiflich zu machen*)." Und das

*) Zur Geschichte und Literatur, erster Beitrag, S. 215.

gilt nicht blos von Philosophen, es gilt von allen Gattungen Menschen. Wie verstehen diejenigen Leute nicht, und wenn es Leute aus dem Pöbel wären, von denen wir urtheilen, sie denken, sie glauben etwas ungereimtes; wir bestimmen nicht mit der erforderlichen Genauigkeit ihre Ideen, und derselben Verhältnisse unter untereinander; wir merken nicht, daß sie und wir mit ebendenselben Worten, nicht einerlei und gleichviel Begriffe verbinden; daß folglich beim Schall eben dieser Worte ganz andre Dinge von ihrem Verstande, als vor dem unsern, schweben, und aus derselben Verbindung ganz verschiedene, oft entgegengesetzte Resultate entspringen müssen, ohne daß darum weder der eine noch der andere die mindeste Unrichtigkeit im Schließen begangen hat.

Ich darf, des Raums wegen, diese Gedanken hier nicht weiter entwickeln; sonst sollten Sie nach aller Strenge bewiesen sehen, daß schlechterdings keine unwahre Idee in irgend einem Geiste Platz finden könne, und daß sogar der Tollhäusler eben so richtig schließe, als der größte Philosoph. Hingegen ist nicht weniger unläugbar, daß der Mensch eine gewisse bestimmte Grenzlinie zwischen wahr und falsch überhaupt annehmen müsse, weil sonst die ganze Welt für ihn nur ein Schlaraffenland, nur ein unzusammenhängendes Schattengewirre seyn würde. In der bloß sinnlichen Welt finden wir diese Linie durch die Sphäre der Betastung beschrieben. Diejenigen Vorstellungen, welche uns die Dinge, in diese Sphäre der Betastung gebracht, von

sich geben, nennen wir einstimmig ihre **wahren** Vorstellungen; alle andere Vorstellungen der Gegenstände, wenn sie außer dieser Sphäre geholt sind, und jenen widersprechen, nennen wir **irrig**, **falsch**, **betrügerisch**, und nur in so ferne gelten sie uns für wahr, als sie mit jenen übereinstimmen. Für das Gebiet der Metaphysik und der Moral ist noch keine solche bestimmte, durchgängig angenommene Sphäre vorhanden, worin alle dahin gehörige Gegenstände für jedermann ihre ausgemachte Distanz erhielten, und ihre abwechselnden Erscheinungen auf bleibende Gestalten zurückgeführt werden könnten. Bis unsere Philosophen, Theologen und Moralisten diese Sphäre der Berichtigung sichtbar gemacht haben, und das Jahrhundert der Evidenz, woran sie schon so lange zeugen, endlich im reinsten Glanze wird erschienen seyn, — welches nun nicht mehr lange anstehen kann — bis dahin, däucht mich, wäre es wenigstens sehr löblich von ihnen gehandelt, wenn sie, um der Schwachen willen, zugäben, sie könnten in ihren Entscheidungen über das, was wahr, und nicht wahr, über das, was reell und was ungereimt ist, wohl einmal irren.

Was nun die ausgesprochene Schmach über den Unsinn der polytheistischen Alten betrifft, so muß ich zu allererst anmerken, daß wir von der Theologie der diesem Lehrbegriff zugethanen Völker nur eine sehr unvollkommene Kenntniß besitzen. **Gleich den Pflanzen, arten die Facta aus, indem sie von ihrem**

Ursprung sich entfernen, und bloß durch den Unterschied von Zeit und Ort, durch das Verschwinden der gelegentlichen Ursachen, erscheint was vorhin Wahrheit gewesen, nun als der gröbste Irrthum. Die Religion eines Volkes muß in dem vollständigsten Zusammenhang mit der natürlichen, bürgerlichen, politischen und gelehrten Geschichte desselben studirt werden können, sonst ist kein wahrer Begriff von ihr möglich. Sie aus diesem Zusammenhange herausreißen, eine isolirte Kenntniß davon erhaschen wollen, heißt die unfruchtbarste aller Bemühungen unternehmen.

Zu mehrerer Aufklärung des Ebengesagten, und zur Vorbereitung auf das Nachfolgende, will ich für einen Augenblick annehmen, es wäre möglich, und die Vorsehung könnte es zulassen, daß unsere heutigen christlichen Reiche, so wie vormals die Griechischen und Römischen, von einer unbekannten Nation völlig zerstört würden. Unterdessen wilde Horden auf unsern Trümmern sich festsetzten, verschlänge ein Erdbeben ganze Gegenden, mit den ansehnlichsten Städten. Nach einigen Jahrhunderten hätte das wilde Volk sich gebildet, und entdeckte nunmehr die zerstreuten Ueberbleibsel unsrer Wissenschaften und Künste. Ich will annehmen, die besten unsrer philosophischen Schriften würden wiedergefunden und studirt. Auch die vortrefflichsten unsrer Geschichtsbücher, die Werke eines Robertson, eines de Thou, sollen gerettet worden seyn; aber zugleich auch die Arbeiten unsrer Theologen, unsere Lehrbücher, Streitschriften, Predigten, Legenden, heilige Gedichte

und Lieder. Ferner zöge man eine Menge von allen Gattungen derjenigen Bilder, welche in den verschiedenen Gegenden von Europa der Andacht gewidmet gewesen, aus dem Schutt hervor. Man fände unter der Erde, fast unversehrt, ganze Kirchen mit ihren Altären, Statuen, Gemälden, Geräthen und Reliquienschätzen: und nun machten die Philosophen sich auf, und suchten die Religion der alten Europäer in ein Ganzes zu ordnen. — Wem die Gabe nachzudenken nicht ganz versagt ist, der denke hier nach und entscheide, ob diese Philosophen, alle der Leitfäden, die ich ihnen übrig gelassen, ungeachtet, wohl die göttliche und vernünftige Religion der Christen, so wie sie in den aufgeklärten Köpfen unter ihnen existirt, entdecken würden. Gewiß würden viele mit dem Scharfsinn eines Bayle unter ihnen auftreten, welcher von den Polytheisten aus dem Hesiodus, dem Homer, und den zerstreuten Nachrichten ihrer gottesdienstlichen Gebräuche bewies, daß sie auch nicht den mindesten erträglichen Begriff von der Gottheit gehabt; daß ihre Religion, anstatt eine Triebfeder guter Handlungen zu seyn, zur Verwüstung aller Moralität abgezielt, kurz, daß sie schlimmer, als selbst der Atheismus gewesen: — viele Sophisten, behaupte ich, würden auftreten, und gegen unser theologisches System ähnliche Lästerungen erklügeln. An Scheingründen hätten sie keinen Mangel. Was fänden sie nicht alles in der Geschichte unserer Mißbräuche und Irrthümer, denen sie ihre rechte Stelle anzuweisen nicht im Stande seyn würden; in den Nachrichten ver-

schiedener Gebräuche, z. B. des vom Eselsfeste; der Autos sacramentales*); der unter dem Namen My=

*) In dem Dictionnaire historique des cultes religieux, welches zu Paris mit vorgedruckter Genehmigung der Sorbonne erschienen ist, befindet sich folgende Beschreibung der Autos sacramentales: „Diese sacramentlichen Handlungen sind eine Art geistlicher Trauerspiele, welche in Spanien um die Zeit des Frohnleichnam=Festes zur Ehre des h. Abendmahls aufgeführt werden. Sie machen einen Theil des Gottesdienstes und der Andachtsübungen bei den Spaniern aus; und sind von den in Frankreich vormals aufgeführt wordenen Geheimnissen (Mystères) darin unterschieden, daß sie autorisirt, und als ein frommer und erbaulicher Gebrauch gut geheißen sind, dahingegen bei den Franzosen jene Geheimnisse, von den Prälaten und allen vernünftigen Leuten, als gottlose Farcen verdammt wurden. Aus dem Inhalt eines dieser Autos, den die Frau von Aunot aufgezeichnet hat, kann der Leser von diesen frommen Schauspielen sich einigen Begriff machen.

„Unser Heiland tritt vor der Versammlung der Ritter St. Jacobs auf, und bittet, sie möchten ihn in ihren Orden aufnehmen. Verschiedene der Ritter sind es zufrieden; die ältesten darunter aber stellen den übrigen vor, wie nachtheilig es ihrer Ehre seyn würde, einen Bürgerlichen unter sich zu dulden: St. Joseph sey nur ein armer Zimmermann, und die h. Jungfrau ernähre sich mit Nähen. Unser Heiland erwartet voll Unruhe ihre Entscheidung. Endlich beschließt man, wiewohl etwas ungerne, ihn abzuweisen. Ueberdem geschieht der Vorschlag, den Orden Christi zu stiften, durch welches Mittel dann jedermann seine Befriedigung erhält.“

„Die Autos werden auf freier Straße, bei Fackeln, obgleich am hellen Tage vorgestellt. Sie bauern einen Monat durch.“

sterien in vielen Kirchen aufgeführten heiligen Farcen; — was lieferten nicht die Dichter, der älteren zu geschweigen, ein Dante, ein Tasso, und eine Menge Andrer — und die Astrologen, Zauberer, Hexen, mit allen Träumereien des Aberglaubens? Welchen Text zu kräftigen Deklamationen wider uns gäbe nicht unsere Kirchengeschichte, nebst der politischen bis zur Erneuerung der Wissenschaften?

Ihr falsches Urtheil über uns würden sie nicht wenig bestätigt glauben, wenn sie, unter den wiedergefundenen Schriften des laufendes Jahrhunderts, die Spöttereien unsrer Freigeister entdeckten. Voltaire, der bis an den Rand des Grabes gegen die christliche Religion zu streiten fortfährt, wäre ihnen eben das, was uns Lucian ist; denn hat nicht jener unzählige Kunstgriffe daran verschwendet, um den Himmel der Christen eben so lächerlich zu machen, als beim Lucian der Himmel der Alten ist?

Wenn man diese Vorstellungen verfolgt, und ihnen die nöthige Ausführung zu geben weiß, so muß dadurch die Richtigkeit meiner Behauptung sehr auffallend werden, daß die entschiedenste und erhabenste Wahrheit, unter sichern Modificationen, und durch ein gewisses Medium von Zeit und Umständen gesehen, als der gröbste Irrthum erscheinen müsse, und daß insbesondere die Religion eines Volkes in ihrer ganzen lebendigen Continuität müsse betrachtet, und bis auf ihren Keim entwickelt werden können, wenn ein richtiger Begriff von ihr möglich seyn soll.

Unter denjenigen Gelehrten, welche sich mit dem Beweise beschäftiget, daß die heidnischen Völker, sogar in den finstersten Zeiten, im Grunde nur ein einziges, höchstes Wesen geglaubt, ist der französische Abbe' Batteux der jüngste; und dieser fromme Geistliche, gegen dessen Rechtgläubigkeit, nach den Grundsätzen der römischen Kirche, niemand, der ihn gelesen, auch nur den kleinsten Zweifel hegen kann, sagt mit ausdrücklichen Worten: „Glauben, daß Böcke, Hunde, Katzen, Scarabeen, Kieselsteinchen von einer gewissen Gestalt, goldene oder messingene Bilder, den höchsten Grad der Gottheit, Königin und Beherrscherin des Weltalls, bei irgend einem gebildeten Volke vorgestellt haben, oder vorstellen konnten, dieß ist ein unmöglicher Irrthum, eine Ungereimtheit, die sich in gar keinem Kopfe, denkend oder nicht denkend, aufhalten kann. Kurz, diese Götter waren bloß was unter uns die Schutzheiligen der Provinzen, Städte und Marktflecken, was die Reliquien, was die Personen sind, deren Namen durch die Frömmigkeit eingeweiht worden."

Daß die Vielgötterei nicht, wie Hume behauptet, ein ursprünglicher, sondern ein ausgearteter, verdorbener Lehrbegriff gewesen, dieß bezeugen nicht allein die ältesten Nachrichten, sondern kann auch aus den innerlichen Beschaffenheiten dieses Lehrbegriffs selbst sehr wahrscheinlich gefolgert werden. Die große, obgleich verworrene Idee einer allwaltenden Kraft, eines Wesens aller Wesen, war natürlicher Weise die erste Folge

der auf den Menschen von allen Seiten der Natur zusammenströmenden Gefühle seiner Abhängigkeit. Diesem Wesen konnte er nicht weniger, als alle diejenigen Eigenschaften beilegen, welche er an sich und andern, als die vorzüglichsten achtete: Stärke, Klugheit, Großmuth. Aber eben diese instinktmäßige Folgerung, aus dem Bewußtseyn seines eigenen vernünftigen Denkens auf die Intelligenz des Allgebärers, verführte ihn nach und nach, allen denjenigen Dingen Empfindung und Willkühr beizulegen, deren Kräfte, Bewegungen, Wirkungen und Ursprung er physisch zu entwickeln nicht im Stande war. Die Pracht der Sonne, die Regelmäßigkeit ihrer Bewegungen, die Uebereinstimmungen dieser Bewegungen mit den Abwechslungen der Jahrszeiten, und überhaupt ihr mannigfaltiger und mächtiger Einfluß auf unsere Erde, zogen ihr zuerst die Verehrung der Menschen, als dem sichtbaren, unmittelbaren Vorsteher unsers Planeten, zu. Die Erde selbst, der Mond, die übrigen Planeten, und die Gestirne wurden aus bekannten und leicht zu entwickelnden Gründen gleichfalls zu göttlichen Wesen erhoben. Nicht lange, so war die ganze Natur mit Geistern oder Genien bevölkert. Unter den vergötterten Elementen genoß das Feuer eines entschiedenen Vorzugs, theils für sich, als eine der reinsten und edelsten Naturkräfte, und theils als Symbol der Sonne; auch finden wir, daß Feuer bei allen gottesdienstlichen Handlungen unentbehrlich war. Dem Mächtigen, der im Himmel der Himmel thronte, blieb die Regierung des großen Alls;

aber man hielt dafür, die Welt sey Stückweise der besondern und vorzüglichen Aufsicht einer Hierarchie von Untergottheiten anvertraut, weßwegen denn auch jede besondere Gesellschaft, und endlich jede einzelne Familie einen eigenen Beschützer haben wollte, der nicht zugleich der Gott ihrer Feinde und Nebenbuhler wäre; und dieses konnte, bei dem einmal eingeführten Glauben an die Genien oder Dämonen, leicht Statt finden.

Die Apotheosen sind späteres Ursprungs, weit entfernt, daß, wie einige fälschlich gemuthmaßt, mit ihnen der Polytheismus seinen Anfang genommen; denn natürlicher Weise mußte schon ein Götter-Himmel vorhanden seyn, ehe der Gedanke entstehen konnte, verstorbenen Menschen einen Platz darin anzuweisen. Es hat auch letztere Meinung andere, weit stärkere Gründe gegen sich.

Mit der Idee eines höchsten Wesens ist die von der Erschaffung der Welt, oder, nach dem Begriff der Alten, von der Organisation des Chaos so nahe verschwistert, uud es ist überhaupt dem Menschen die Begierde, seinen Ursprung zu wissen, so natürlich, daß alle Völker, ohne Ausnahme, bis zum Tungusen, zum Grönländer, und zum wilden Amerikaner sich Cosmogonieen erfunden, und dieselben, unter allerhand Allegorieen, ihrer Theologie eingewebt haben; welches denn, durch Hülfe der Priester und Dichter, eine unerschöpfliche Quelle der seltsamsten Träumereien geworden.

Unter all diesem Gewirre von Abglauben, Betrug und Schwärmerei, sieht man dennoch die ursprüngliche Idee eines höchsten Wesens, durch dessen unumschränkte Wirksamkeit alle Dinge bestehen, hervorglänzen; — auch haben alle uns bekannte Cosmogonieen die Idee eines lebendigen, wirksamen Principii zum Grunde, welches in ein todtes, passives, heterogenes Wesen eingeflossen sey, und alle Theile desselben mit seiner Intelligenz durchdrungen habe. Die ägyptische und griechische höhere Mythologie scheint hauptsächlich nur ein allegorischer Commentar über diesen Text gewesen zu seyn. Daß die Heiden eine göttliche Vorsehung, und nach dem Tode Belohnungen und Strafen geglaubt, kann unwiderleglich dargethan werden. Für Letzteres zeugen unter andern die Gebete für die Sterbenden, die Versöhnopfer für die Todten, die Verehrung der Manen, und die durchgängige Meinung, daß die in den Geheimnissen Eingeweihten nach dem Tode glücklicher, als die übrigen Menschen würden. In ihren Religionssystemen erscheint allerdings eine Menge von Widersprüchen und Inconsequenzen; aber wie, in aller Welt, könnte ein solches Resultat, wie ein Religionssystem einer ganzen Nation ist, ohne Widersprüche und Inconsequenzen seyn, da man nicht einmal einen einzelnen Menschen, selbst unter den allerweisesten, antrifft, der durchaus mit sich selbst einig wäre?

Das Unzusammenhängende einer Religion, gleich in vielen andern Dingen, verschwindet, so wie nach und nach die Vernunft sich aufheitert, von selbst; und

wo diese Aufheiterung noch nicht Statt gefunden hat, kann sogar die reinste Lehre nicht rein bleiben. Letzteres ist aus der Geschichte der barbarischen Jahrhunderte des Christenthums offenbar, und Ersteres aus der Geschichte der verfeinerten Zeiten des Heidenthums, wo wir die Finsternisse des polytheistischen Aberglaubens nach und nach sich zertheilen sehen. „Als Christus zur Welt kam," sagt der bereits angeführte Abbe' Batteur, „verstand selbst das Volk über den Punkt der Götter Scherz. Es glaubte nur noch daran aus Gewohnheit, so wie die Fürsten aus Politik, und die Priester aus Eigennutz. Man lese den Cicero, den Macrob, die sämmtlichen ältern und neuern Platoniker, alle Peripatetiker, alle Dichter jener Zeit: alle, ohne Ausnahme, setzen die Einheit einer verständigen ersten Ursache fest. Es giebt keine Eigenschaft Gottes, welche nicht durch diesen oder jenen unter ihnen, mit eben so vieler Stärke und Präcision angegeben wäre, als nachher nur immer durch unsre Theologen hat geschehen können. Dieß ist durch das einhellige Zeugniß aller geistlichen Schriftsteller, welche jene angeführt haben, bewahrheitet*)."

Wie sehr hat man sich also nicht über den so oft wiederholten Ausspruch zu verwundern: der geringste Handwerksmann unter uns habe richtigere Begriffe von Gott und den menschlichen Pflichten, als man sie bei den auserlesensten heidnischen Philosophen antreffe?

*) **Histoire des causes premières, pag. 144.**

Eine so ungeheure Behauptung läßt sich bei ihrem Urheber durch nichts, und bei seinen Nachbetern — in der That weiß ich auch nicht, womit bei diesen? entschuldigen; denn die allergröbste Unwissenheit des Alterthums will nicht zureichen.

Es ist so wenig wahr, daß der gemeine Mann unter uns Christen eine reelle Erkenntniß von göttlichen Dingen habe, und aus seiner Religion die ächtesten Bewegungsgründe zu einem tugendhaften Leben schöpfe, daß man dieses nicht einmal gewöhnlich bei Leuten, welche eine sorgfältigere, und oft gelehrte Erziehung genossen, anzutreffen pflegt. Wozu nutzt es, das Gedächtniß mit Worten, welche die erhabensten Wahrheiten bezeichnen, angefüllt zu haben, wenn der Verstand, dessen Einsicht allein reelle Erkenntniß gebiert, sie nicht begreift. Es fällt nur zu sehr in die Augen, daß unser große Hause im Grunde noch immer Gott als einen eigensinnigen Despoten betrachtet, dessen Rechte über die Menschen sich allein auf seine Macht gründen, und dessen willkührliche Gesetze man nur darum befolgen müsse, weil er, nach eigenem Gefallen, Gutes und Böses austheilen könne. Ideen dieser Art stecken den edelsten Theil der Seele, die lautere Empfindung des Wahren und Guten, mit einem tödtlichen Gifte an. Alsdenn sieht man die Anbeter der weisesten Güte eben das werden, was ein Schmeichler in dem Vorzimmer eines Tyrannen ist; — dieser Abergläubige kennt weder Tugend noch Laster mehr; er will nur den Mächtigen gewinnen; und wo ist eine Thorheit, wo

ein Gräuel, der nicht Wurzel faßte in diesem Boden, und Früchte brächte tausendfältig? —

Die vorhergehende Betrachtung, mein Freund, so kurz und zusammengedrängt sie auch in Rücksicht auf die Materie ihres Inhalts ist, würde doch in einem critischen Briefe, als bloße Einleitung, viel zu weitläufig scheinen, wenn ich Ihnen dieselbe nicht als eine Vorbereitung zu dem ganzen Hauptstücke von der Religion der Aegyptier, in dem Werke des Hrn. v. P... gäbe. Da eine deutsche Uebersetzung der Untersuchungen über die Aegyptier und Chineser erschienen ist, wie ich aus dem letzten leipziger Meßcatalogus ersehen; so können Sie dieselbe nunmehr mit aller Bequemlichkeit in Ihrer Muttersprache lesen. Der Mühe, Ihnen einen Auszug von dem, was diese Schrift von der Religion und der Staatsverfassung der Aegyptier enthält, zu verfertigen, darf ich mich um so mehr entschlagen, da diese Materien nicht, wie die bereits abgehandelten, durch das ganze Buch zerstreuet, und mit dem Wesen der Chineser vermischt sind; sondern zwei besondere, nicht gar zu lange Capitel ausmachen. Von dem hauptsächlichsten Inhalte derselben will ich Ihnen dennoch, um allen Vorwürfen zu entgehen, ein Paar Worte hersetzen.

Die Religion der Aegyptier ist ein unermeßliches Ding. Sie hat so vielerlei Seiten, so mancherlei Gestalten, daß es unmöglich ist, zu allen diesen den wahren Standpunkt zu finden.

Ihre ältesten gottesdienstlichen Gebräuche stammten aus Aethiopien, und so waren auch die Gymnosophisten dieses Landes ihre ersten Priester. Alles was uns mit einiger Gewißheit von den Lehrsätzen dieser Gymnosophisten bekannt geworden, ist, daß sie einen Gott als Schöpfer der Welt annahmen, seiner Natur nach unbegreiflich, aber sichtbar in seinen Werken, welche insgesammt ihnen von seinem Geiste gleich belebt schienen. Aus dieser Lehre floß der symbolische Gottesdienst, der dem Geiste der Afrikaner recht angemessen zu seyn scheint. Die glühende Einbildungskraft der Bewohner dieses Welttheils will durch sichtbare Gegenstände oder Fetischen fixirt, und ihre Unruhe wegen der Zukunft, durch Wahrsagereien, welche sie aus diesen Fetischen selbst ziehen, befriedigt seyn. So hatte der Stier Apis, außer seinen symbolischen Eigenschaften, auch noch die, daß er über die zukünftige Ueberschwemmung des Nils Anzeigen gab; und selbst das Wort Apis, nach Weise der Aegyptier ausgesprochen, hat eine offenbare Beziehung auf das in die Höhe steigen des Wassers auf den Graden des Nilmessers. Auch von den Crocodilen wurden Vorbedeutungen genommen, und wahrscheinlicher Weise eben so von vielen andern Thieren.

Viele Thiere waren, ihrer Nützlichkeit wegen, geheiligt und der Beschützung des Aberglaubens empfohlen, als: Katzen, Wiesel, Ichnevmons, Sperber, Geier, Eulen, Störche und Ibis, welche mit Recht die Reiniger Aegyptens genannt worden sind. Dieses

Land wäre ohne sie nicht zu bewohnen. Da bei den Engländern die Gesetze verbieten, um London und in den westindischen Colonien die Geier zu tödten, so hat man sich nicht zu wundern, daß die Aegyptier ganz ähnlichen Gesetzen eine weit größere Kraft zu geben gesucht haben. Die Alten schonten überhaupt fast aller der Gattungen Raubvögel, welche man des Wildes halben, mit so großer Sorgfalt, in den mehrsten Gegenden Europens zerstört. Nichts desto weniger bleibt der Grundsatz richtig, daß dem Vortheile der Jagd der Vortheil des Ackerbaues nie aufgeopfert werden müsse; und für diesen giebt es keine schlimmere Plage, als die Caninchen, die Mäuse, die Sperlinge und die Schnekken, wovon die Raubvögel die Ländereien reinigen, ohne nur ein Gräschen zu beschädigen.

Einige Thiere scheinen bloß in Beziehung auf gewisse nützliche Arbeiten, welche ihre Verehrung nothwendig machte, geheiligt worden zu seyn. Der natürliche Hang zur Trägheit bei diesem Volke wurde auf diese Weise durch seinen noch stärkern Hang zum Aberglauben bestritten und überwunden. Hieraus leitet der Herr v. P... auch die Verehrung der Crocodile her. Die Städte, wo dieser Dienst am mehrsten im Schwange war, lagen weit vom Nil ab, und die Crocodile hätten nie bis zu ihnen gelangen können, wenn ihre Canäle schlecht unterhalten oder verstopft gewesen wären. Ueberall sieht die Staatsklugheit unter dem geheimnißvollen Schleier des Fanatismus hervor.

Die diätetischen Anordnungen der Aegyptier bezogen

sich auf ihr Clima, und ihre mehrsten Feste auf den Ackerbau, die Ueberschwemmung des Nils und die Astronomie.

„Sie erkannten ein verständiges, von der Materie unterschiedenes Wesen, welches sie Phtha nannten; es war der Erschaffer des Weltalls, der lebendige Gott, dessen Weisheit sie unter dem Namen Neith, als eine Weibsperson, die aus dem Körper eines Löwen hervorgeht, personificirt hatten. . . . Die letzte von den Aegyptiern personificirte Eigenschaft des höchsten Wesens war die göttliche Güte, die sie Cnuph nannten, ein in den Abraxen berühmtes Wort. . . . Ihre Athor bedeutete in einem gewissen Verstande das Chaos, und in einem andern die Unbegreiflichkeit Gottes und seinen Zustand vor der Schöpfung."

Es ist schwer zu erklären, wie Jablonski sich selbst hat überreden können, daß die ägyptischen Priester wirkliche Gottesläugner in dem strengsten Sinne gewesen wären. Mich däucht, man darf, als einen unumstößlichen Grundsatz sicher festsetzen, daß diejenigen, welche ganze Gesellschaften, oder wohl gar Nationen des Atheismus beschuldigen, sich allemal gröblich irren. Denn es ist unmöglich, aus dem Herzen so vieler Menschen Hoffnung und Furcht zu reißen, und nachher ihren Geist mit einem Lehrsatze zu Boden zu drücken, der mehr Leichtgläubigkeit erfordert, als alle andere Lehrsätze miteinander. Es gehört ein unendlich höherer Grad von Glauben dazu, um ein Atheist, als um keiner zu seyn.

Die ägyptische Religion behauptete sich, mitten unter den entsetzlichsten Revolutionen, eine lange Reihe von Jahrhunderten durch, bis sie endlich unter der Regierung des Theodosius so häufige und so starke Stöße erlitt, daß sie gänzlich untergehen mußte. Alsdann ward Aegypten, welches die Tyrannei der constantinopolitanischen Kaiser schon sehr herunter gebracht hatte, einer Legion von Mönchen gleichsam zum Raube gelassen. Die Städte entvölkerten sich; man vergaß, bis zum Namen, die Künste, und es kam endlich dahin, daß man auf den Ruinen der blühendsten Städte in Strohhütten wohnte.

Die politische Verfassung der Aegyptier betreffend, so warnt der Hr. v. P... seine Leser, nicht alles buchstäblich zu glauben, was man bei den Griechen davon aufgezeichnet findet; denn diese haben Gesetze bewundert, die nur in den Büchern vorhanden waren; Polizeianordnungen gelobt, die man nicht beobachtete, oder wenigstens anders beobachtete, als sie meinten; zum Beweise führt er das Beispiel des mit den Räubern gemachten Vergleichs an, welcher seiner Meinung nach nur die Araber und nicht die eingebornen Aegyptier anging.

Ihre Regierung war, der Grundverfassung nach, wirklich monarchisch; denn der Gewalt des Oberherrn waren Schranken gesetzt; die Ordnung der Thronfolge in der königlichen Familie war bestimmt, und die Verwaltung der Gerechtigkeit einer besondern Gesellschaft anvertraut, deren Einfluß dem Ansehen der Pharaonen

die Wage halten konnte. Diese hatten nie das Recht in einer bürgerlichen Sache zu entscheiden. Die Richter legten sogar, beim Antritt ihres Amts, einen entsetzlichen Eid ab, der sie verband, dem Könige nicht zu gehorchen, im Fall er ihnen beföhle, einen ungerechten Spruch zu thun. Man glaubt mit vielem Grunde, daß das Recht, die Steuern auszuschlagen, oder die Abgaben zu vertheilen, allein in den Händen der Abgeordneten der Provinzen und der großen Priestercollegien gewesen sey, deren Hauptversammlung im Labyrinth geschah.

Der Verfall des ägyptischen Reichs, und alle Uebel, die daraus entsprungen, werden der Vereinigung der zeitlichen Macht mit der geistlichen, auf den Kopf eines einzigen Mannes, Sethon genannt, zugeschrieben. Wenn neuere Schriftsteller, wie z. B. Rousseau, behauptet haben, diese beiden Mächte müßten immer vereinigt seyn, so haben sie mehr beäuget, was einer Republik, als was einem monarchischen Staate zuträglich ist. In diesem ist der Oberherr für sich schon eine sehr wichtige Person; macht man ihn nun überdieß noch zum Priester, so hat man einen Despoten; wie denn China, Persien, die Türkei, und selbst Judäa hievon das Beispiel gegeben haben.

Die revisorischen Anmerkungen, welche ich Ihnen in meinem jüngsten Briefe versprach, bekommen Sie nicht, weil seit dem der Materialien zuviel geworden sind, und verschiedene darunter vor dem Caduceo des Gottes Merkur, der ein weiser und friedliebender

Gott ist, nicht abgehandelt werden dürfen. — Sonst bin ich, meines Ortes, der ketzerischen Meinung, Uneinigkeit sey das Salz der Erde. Gleich einem Ei schwimmt Kampf im Plane des Ganzen umher, woraus, wie ehemals das Universum, eine Welt voll neuer Kenntnisse, gleich einem Huhne, hervorkömmt. Dieses Huhn müssen wir von Gott und Rechtswegen in unsre Küche zu bekommen suchen; weil aber, via naturae, kein Huhn ohne Ei wird, so ist das Ei zur Existenz des Huhns: — so ist der Kampf nothwendig.

Da ich mir keine revisorischen Anmerkungen erlaube, so werde ich auch keine critischen machen. Herr de Guignes will eine weitläuftige Widerlegung der Untersuchungen über die Aegyptier und Chineser schreiben, und hat einstweilen in dem Journal des savans einen Brief gegen den Verfasser drucken lassen, der ihn zum Verbrennen qualificirt. Weidlich und laut geschimpft ist er in Deutschland worden. Ganz still ausgeschrieben zugleich.

Ich schließe mit der Versicherung, daß ich gegenwärtig über die Schrift des Hrn. v. P... im Ganzen genommen, noch eben so vortheilhaft denke, als da ich Ihnen meinen ersten Brief schrieb. Daß sie ihre Schwächen habe, wie alles Menschliche, erinnerte ich auch schon damals. — Aber daß jener Brief an einigen Stellen weissagende Satyre gewesen, ist wunderbar. Leben Sie wohl.

Eine politische

Rhapsodie.

Aus einem Aktenstock entwendet.



Sowohl in den Anordnungen der Staatsmänner, als in den Schriften der Gelehrten findet man über das, was überhaupt den Wohlstand einer bürgerlichen Gesellschaft ausmacht, ihn gebiert und erhält, sehr viel schwankendes und widersprechendes. Fast überall sind die Wirkungen und Kennzeichen des Wohlstandes für desselben Fundamente, die eigentlichen Fundamente hingegen nur für Nebensäulen, Reihwände oder Baugerüste gehalten worden. Dem ohnerachtet scheint nichts einfacher, nichts augenscheinlicher zu seyn, als die Principien der physischen Glückseligkeit für einen Staat.

Eine einzelne Familie nennen wir glücklich, wohlbestehend, wenn sie durch eine kluge Administration ihrer Güter, oder Anwendung von Industrie, sich ein gesichertes, jährlich sich erneuerndes Einkommen verschafft, welches hinreichend ist, ihre Glieder mit den Bedürfnissen und Bequemlichkeiten des Lebens zu versehen. Eben so ist es mit den größten politischen Gesellschaften.

Ein Staat ist im Wohlstande, wenn in demselben die Mittel zur Unterhaltung und zu den Bequemlichkeiten des Lebens für seine gesammten Glieder, in der seiner Einrich-

tung gemäßen Stufenfolge sich immer erneuern und vermehren.

Ein wildes Volk, welches von Jagd, Fischerei, oder den freiwilligen Früchten der Erde lebt, kann sich nur bis auf einen gewissen Grad vermehren; hernach müssen die Eltern sich entschließen, einige ihrer Kinder in der Wiege umzubringen, die Kinder, ihre gebrechlich gewordenen Alten zu ermorden, oder ein Theil dieses Volkes muß in andere Gegenden entfliehen: Vermehrung der Menschen kann also nicht ohne Vermehrung der Lebensmittel gedacht werden.

Die Lebensmittel können nicht anders vermehrt werden, als durch jene künstliche Bearbeitung der Erde, welche wir Agrikultur nennen.

Die Agrikultur setzt die Festsetzung des Eigenthums voraus, ferner eine beschützende Macht, welche die Beibehaltung dieses Eigenthums versichert. Schon in ihrer ersten rohesten Gestalt erfordert die Agrikultur eine gewisse Anlage. Der halbgesittete Wilde, der den ersten Kartoffel pflanzte, mußte diesen Kartoffel besitzen, und dran geben, und daneben auch die Zeit und Mühe aufopfern, welche er zu Aufsuchung mehrerer hätte verwenden können; er vertauschte an die Erde ein gegenwärtiges Nahrungsmittel, nebst seiner Zeit und Mühe, gegen die zukünftige Erstattung eben dieses Nahrungsmittels in vervielfältigtem Maße. Würde dieser Mensch, ohne die Gewißheit zu ernten, wohl

gepflanzt haben? — Das erste Bedürfniß der Gesellschaft ist demnach eine obere Gewalt, welche ein jedes Glied derselben bei dem Eigenthum seiner Person und der Früchte seiner Bemühungen gegen innerliche und äußerliche Angriffe schütze; woraus dann zugleich die natürliche und nothwendige Pflicht für die Gesellschaft entspringt, ihren Oberherrn, nebst seinen Soldaten und Civilbedienten, ohne anderweitiges Entgeld, zu unterhalten.

In den mehrsten Gegenden von Europa reicht eine mäßige Arbeit von 25 Familien hin, um, außer ihrer Obrigkeit, noch 75 andere Familien mit allen Bedürfnissen und verschiedenen Bequemlichkeiten des Lebens zu versehen; die 25 Familien aber würden nur für sich und die sie beschützende Gewalt arbeiten, ohne sich um das Daseyn der übrigen 75 zu bekümmern, wenn nicht eine Ursache vorhanden wäre, die sie zum Gegentheil bewegte. Diese Bewegursache bringt die Industrie hervor.

Der Handwerker und Künstler giebt den rohen Materialien eine andre Form. Will nun der Eigenthümer der rohen Materialien sie in dieser veränderten Form besitzen, so muß er nicht nur die rohen Materialien zum Grundstoffe, sondern noch darüber den Unterhalt für denjenigen, der sie transmutirt, und den Unterhalt für seine Familie während der Zeit, die auf ihre Bearbeitung verwendet wird, hervorbringen: die Classe der Grund-Eigenthümer verwendet diesemnach

mehr Unkosten, Arbeit und Zeit auf Hervorbringen einer größern Menge Produkte, um ihren Ueberfluß gegen die Arbeiten der industriösen Classe zu vertauschen.

Eine freiwillige Vertauschung verschiedener Dinge gegen einander macht das Wesen des Commerzes, im allgemeinsten Verstande genommen, aus.

Das erste Bedürfniß des Commerzes, sein unentbehrlich Nothwendiges, seine einzige Materie, ist das Ueberflüssige, denn niemand vertauscht, was er nicht entbehren will.

Ueberfluß wird nicht eher erzeugt, bis eine Absicht oder Aussicht vorhanden ist, diesen Ueberfluß dem Bedürfnisse eines andern gegen Ersatz zu überlassen. Einzig und allein die Begierde zu einem vervielfältigten Genusse, und die Möglichkeit, die Mittel zu demselben gegen unsren Ueberfluß einzutauschen, treibt uns an, diesen Ueberfluß zu erarbeiten.

Indem ein Ding gegen ein anderes umgetauscht wird, wird ihr beiderseitiger verhältnißmäßiger Werth in dem gegenwärtigen Falle festgesetzt. Eine Sache, wenn sie auch zu denjenigen gehört, deren Genuß dem Menschen am unentbehrlichsten ist, hat, an und für sich betrachtet, keinen bestimmbaren Werth; was davon zum unmittelbaren Gebrauch angewendet wird, ist ein Gut für denjenigen, der es gebraucht; aber ihre Anhäufung, ihr Ueberfluß darf nicht Reichthum genannt werden. Wollte man die bloße Menge, den

bloßen Ueberfluß selbst der unentbehrlichsten Güter des Lebens Reichthum nennen, so müßte man vor allen Dingen Luft und Wasser mit diesem Prädikat belegen. Der Ueberfluß darf also nicht allgemein und gleich seyn; es muß ihm allemal ein Bedürfniß auf der andern Seite entsprechen, wenn nämlich jener Ueberfluß in Nothdurft verwandelt werden, und einen bestimmbaren feilen Werth (valorem venalem) erhalten soll. Dieses zu bewerkstelligen, nämlich den Ueberfluß in Nothdurft zu verwandeln, ist der eigentliche Gegenstand des Commerzes.

Ein Mensch, welcher sich an den nothwendigsten Bedürfnissen des Lebens begnügte, sie selbst hervorbrächte und allein verzehrte, könnte eben so wenig ein Glied derjenigen Gesellschaft, in deren Mitte er sich aufhielte, genannt werden, als der Ochse, der an seiner Hütte graset. Man muß ausgeben und erwerben, man muß in das allgemeine Commerz verwickelt seyn, um nicht in der bürgerlichen Gesellschaft noch weniger als ein Thier zu gelten: also ist das Commerz eben so gewiß das eigentliche wahre Band der Gesellschaft, als die Festsetzung des Eigenthums ihr erstes nothwendigstes Bedingniß war.

Aus den bis hiehin auseinander gefolgerten Grundsätzen zusammen genommen, erhellet unwidersprechlich, daß die Wohlfahrt eines Staats in eben

dem Maße zunimmt, wie sein Commerz anwächst.

Hiebei ist aber vor allen Dingen nicht außer Acht zu lassen, daß der einseitige Gewinnst, welchen diejenige Classe von Bürgern, die man im eigentlichsten Verstande Kaufleute nennt, aus ihrem Gewerbe ziehet, durchaus von den Vortheilen unterschieden sey, welche das Commerz, nach dem allgemeinen und fruchtbaren Sinne, in welchem es in dem gegenwärtigen Aufsatze genommen worden, über den ganzen Staat ergießt. Was hierüber anzumerken ist, wird sich bei einer kurzen Betrachtung über die verschiedenen Modificationen des Commerzes von selbst darstellen.

Die Erde ist bekanntermaßen die einzige Quelle aller Reichthümer. Der Landeigenthümer vermehrt die Güter, welche sie hervorbringt, entweder durch eigne Arbeit, oder in der Person seiner Pachter und Ackersleute. Der Handwerker und Künstler hingegen, weit entfernt die Produkte zu vermehren, hilft sie nur vernichten, indem er dieselben zum Theil durch die Veränderung, welche er mit ihnen vornimmt, zur Reproduktion untüchtig macht, und zum Theil an Lohn für seine Arbeit verzehrt; er kann also nicht anders als auf die vorhin beschriebene Weise im Dienst und Solde der Grundeigenthümer existiren, und sein einziges Verdienst um die Bereicherung des Staats ist, daß er die Grundeigenthümer zu einem stärkern Anbau reizt. Alle und jede Menschen also, welche nicht Grundeigenthümer sind, leben auf Unkosten der Grundeigenthümer. —

Das Leben auf Unkosten der inländischen Grundeigenthümer, ist inländisches Commerz; das Leben auf Unkosten ausländischer Grundeigenthümer, ist ausländisches Commerz.

Diesemnach ist es augenscheinlich, daß in einem fruchtbaren Lande sich alles auf die Agrikultur stützt, und das Interesse der produktiven Classe das wahre Interesse des Staats ist. Es wäre also sehr thöricht gehandelt, wenn man um Manufakturen in einem solchen Lande zu begünstigen, durch ein Verbot der Ausfuhr dieses oder jenes Produktes seinen Preis zu erniedrigen trachten wollte. Durch eine solche Anstalt gewinnt allein der fremde Staat, der einen solchen verarbeiteten Artikel kauft, und der Staat, worin er fabricirt wird, verliert. Colbert verbot die Ausfuhr der Landfrüchte aus Frankreich, damit die Manufakturisten desto wohlfeiler arbeiten könnten. Er berechnete den erhöhten Werth der ersten Materialien in einem gewürkten Seidenzeuge, und sah lauter Nutzen. Hätte er die Subsistenz der Arbeiter, welche sie in dieses Zeug gleichsam einwebten, mit in Betrachtung gezogen, und hernach die Summe überschlagen, die, bei einer freien Ausfuhr, aus diesen Produkten hätte können gewonnen werden, so würde sich ein ganz entgegengesetztes Resultat dargeboten haben. Es giebt einige Fälle, wo die Prohibition der Ausfuhr sehr scheinbare Gründe für sich hat, wenn nämlich die Heruntersetzung des Preises eines gewissen einheimischen Produkts von geringerem

Ertrage die Erhöhung eines andern gleichfalls einheimischen Produkts von höherem Ertrage befördern soll: z. B. man verböte die Ausfuhr der Wolle, damit sie im Lande verarbeitet, und durch die Consumtion der Arbeiter der Werth der Lebensmittel ins Steigen gebracht würde. Allein fürs erste zeigt sich gemeiniglich bei einer genauen und ausführlichen Auseinandersetzung des besondern Falles eine klare Mißrechnung; und fürs andre wird der vorgehabte Zweck niemals erreicht; denn die Cultivirung des eingekerkerten Produkts wird alsbald vernächlässiget, weil niemand nur ein einziges Schaf anzieht, um seine Wolle auf die Wagschale des Projektmachers zu legen: nachher, so wie das Produkt an Menge abnimmt, so steigt es auch wieder im Preise; ja es ist öfters kurz nach dem Verbote der Ausfuhr theurer als zuvor. Da nun zugleich die Lebensmittel durch die eingeführte Colonie der Manufakturisten erhöhet worden, so kann die Fabrik nicht mehr bestehen; der ganze innerliche ökonomische Zustand geräth alsdann in Verwirrung, und die blühendste Provinz geht zu Grunde. Die Abwege, worauf die Staatsmänner über diesen Punkt gerathen, entspringen größtentheils aus dem irrigen Begriffe von der Population, indem sie die Population als die Quelle der Wohlfahrt eines Staats annehmen, da sie doch nur eine Folge, ein Symptom derselben ist. Ein Mensch, der dem Staat nicht nützt, schadet dem Staate, weil er die zu seiner Subsistenz erforderlichen Mittel, der Reproduktion entzieht, und sie schlechterdings vernichtiget.

Die Prohibition oder Erschwerung der Einfuhr fremder Manufaktur=Artikel, in der Absicht, die inländischen Fabriken zu begünstigen, ist zwar nicht in eben dem Grade verderblich, als die Hemmung der freien Ausfuhr, aber sie richtet doch immer einigen und nicht selten beträchtlichen Schaden an. Sind die im Lande fabricirten Waaren bei gleicher Güte auch eben so wohlfeil, als die ausländischen, so bedürfen sie keiner gewaltthätigen Begünstigung; und sind sie es nicht, so subsistiren die Fabrikanten auf Unkosten der übrigen Einwohner; eben so gut könnte man eine Kopfsteuer ausschlagen, oder einen Impost auf den eingehenden Manufaktur=Artikel legen, um einen Haufen Müssiggänger davon zu ernähren, denn mehr als Müssiggänger nützen solche Fabrikanten dem Staate nicht. Aber, sagt man, das Geld bleibt dann doch im Lande! O ja, was man an einheimische Bettler giebt, bleibt auch im Lande; aber was für einen Gewinn zieht der Staat davon? — Und die Furcht, das Geld aus dem Lande zu verlieren, was hat es doch eigentlich wohl damit zu bedeuten? — Ist das Geld nicht so gut eine Waare als andre Waaren, und giebt es wohl jemand umsonst weg? — Man hat sich angewöhnt, das Geld als die Quintessenz aller Reichthümer anzusehen, weil es seines innern Werthes halber, als Metall, — seiner Incorruptibilität wegen — weil es nichts zu verwahren kostet — und noch um verschiedener andrer Bequemlichkeiten willen, zufolge einer durchgängigen Convention, zum Repräsentanten aller Be-

dürfnisse, zum Makler aller Gesuche, kurz zum allgemeinen Mittel des Tausches angenommen worden ist; im Grunde aber sind die geprägten Metalle doch nichts anders, als überall gültige Unterpfände oder Zeichen; deswegen definirt der Abbe' Morellet ein Stück Geld, z. E. von dem Werthe eines Ochsen, einen Ochsen in abstracto (un boeuf abstrait). Wir sehen auch, daß in unzähligen Fällen Wechsel, Schuldscheine, Promessen, den vollkommenen Dienst des Geldes leisten. Wo verkäufliche Dinge vorhanden sind, da ist auch immer hinlänglich Geld vorhanden; ja, man kann darthun, daß je größer der Wohlstand eines Landes ist, es desto weniger Geld, nach Proportion seiner Größe und Population, bedarf. In einem solchen Lande entspricht jedem Ueberflusse ein Bedürfniß; alle seine Produkte und Arbeiten sind gefodert, gesucht, haben einen currenten Werth, gehen schnell von Hand zu Hand, werden genossen und erneuern sich in vervielfältigtem Maße; und diese regelmäßige und schleunige Circulation bringt allemal das Phänomen des Geld-Ueberflusses hervor. Denn, wenn alle Dinge eben so einen bestimmten Geld-Werth repräsentiren, wie das Geld ihren Werth repräsentirt, so muß von beiden gleich viel vorhanden zu seyn scheinen. Ein Beispiel kann hier die Stelle einer weitläuftigern Entwicklung vertreten. Ich setze den Fall, ich hätte gestern Morgen bei einem Fruchthändler für 60 Rthlr. Haber einkaufen lassen; der Fruchthändler hätte mit diesen 60 Rthlr. sogleich Leinwand einge-

kauft; der Leinwandhändler hätte sie augenblicklich wieder verwendet; so daß sie, nachdem sie durch 24 Hände gegangen, den folgenden Morgen an einen Bauer gelangten, der sie mir für verfallne Pacht bezahlte: eben die 50 Rthlr., die gestern auf meinem Tische lagen, liegen also heute wieder darauf; während dieser Zeit haben sie 1200 Rthlr. repräsentirt, und in den folgenden 24 Stunden können sie eben diese Dienste wieder leisten. Wäre die Circulation dieser 50 Rthlr. langsamer von statten gegangen, so hätten sie entweder 24 mal wirklich da seyn müssen, oder 24 Menschen hätten über Geldmangel geklagt. Aus dergleichen Betrachtungen läßt sich folgern, daß in einer großen Stadt, wie Paris zum Exempel, in einem halben Jahre mehr Geld ausgegeben werden müsse, als in den vier Welttheilen zusammen genommen, auf einmal aufgebracht werden könnte; ferner, daß das Phänomen des Geldüberflusses, welches allemal ein Symptom der Prosperität ist, etwas ganz anders sey, als die vorhandene Menge von gemünztem Gold und Silber. In einem verdorbenen oder sinkenden Staat wird sich immer Geldmangel äußern, wenn auch unter einer großen Anzahl seiner Mitglieder Crösus Schätze vertheilt wären.

Ich wiederhole nunmehr die Frage, von der ich ausging, was bedeuten die Worte: man muß verhüten, daß das Geld nicht aus dem Lande gehe, man muß suchen, das Geld im Lande zu halten? und glaube ihren Sinn, in so fern sie

nämlich einen wahren Sinn haben, folgender Gestalt entwickeln zu können. Es ist erwiesen, daß jeder von den Menschen durch willkührliche Arbeit hervorgebrachte Ueberfluß, und die Ausbreitung der Gesellschaft nach Maßgabe dieses Ueberflusses, sich nothwendig auf eine Vervielfältigung der Bedürfnisse in dieser Gesellschaft stützen müsse, und daß das Vermögen, die Mittel zu Befriedigung aller dieser Bedürfnisse hervorzubringen, und ihre ununterbrochene wechselseitige Erneuerung, die Dauer und Stärke der politischen Gesellschaft ausmache. Wenn nun jemand sich einen Ueberfluß an einer Sache erwirbt, in der Absicht, dagegen ein anderes Mittel zu Befriedigung eines gewissen Bedürfnisses einzutauschen, so muß, wenn der Zweck erfolgen soll, auf der andern Seite sich ebenfalls jemand befinden, der die begehrte Sache aus ähnlichen Absichten in einem gewissen Ueberflusse bewirkt hat: woraus dann ferner folgt, daß, wenn beide Personen Bürger Eines Staates sind, ihre gegenseitigen Bedürfnisse alsdann im Staate selbst einen zwiefachen Ueberfluß wechselseitig erzeugen. In diesem Falle werden also zwei Quellen des Reichthums im Staate eröffnet, da im entgegengesetzten Falle nur eine flösse, welches allerdings ein Vortheil ist. Daß aber durch eine gewaltsame Begünstigung inländischer Fabriken keine zweite Quelle des Reichthums im Staat sich eröffne, ist leicht zu erweisen. Man frage kurz: giebt das Land die rohen Materialien

zu Fabricirung der Waare selbst her, oder muß es sie von außen ziehen? — Hat es sie in sich, so muß der Vortheil, den es durch den Verkauf im rohen gezogen hätte, abgerechnet werden, weil diesen ohnehin schon das Land genoß; hat es sie nicht in sich selbst, so muß wiederum der Vortheil an den rohen Materialien abgerechnet werden, weil diesen, der einheimischen Fabricirung ungeachtet, der Ausländer genießt: in beiden Fällen müßte also der ganze Vortheil allein aus dem Arbeitslohn entspringen, und in allen nur ersinnlichen Modificationen kann es in der That zuletzt auf nichts mehr hinauslaufen. Daß die Verzehrung dieses Arbeitslohns nicht reiner Nutzen für das Land sey, versteht sich von selbst, denn, wenn die Bauern und Handwerker ihre Waaren diesen Manufakturisten nur 5 pr. Cent. unter dem gewöhnlichen Preis verkaufen sollten, so würden sie eine solche Consumtion verwünschen. Folglich ist der überschießende Gewinnst an dem verzehrt werdenden Taglohn der einzige Vortheil für das Land. Wenn man nun den geringen Ersatz, welcher einem Theil der Bürger durch die Consumtion dieser Art Manufakturisten zuwächst, gegen den vollen Schaden der übrigen hält, welche die einheimische Waare theurer eintauschen müssen, als mit der auswärtigen geschehen könnte, so ist das klare Resultat, Schaden und — Ungerechtigkeit.

In einem fruchtbaren Lande, worin sich alles auf Agrikultur stützt, und von der Classe der einheimischen

Grundeigenthümer alle übrige Classen der Bürger leben müssen, — in einem solchen Lande sind diejenigen, welche ausschließungsweise Handelsleute genennt werden, eigentlich nichts anders, als Fuhrmänner oder Fuhrwerks-Entrepreneurs. Der Kaufmann holt die Mittel zur Erhaltung und Verschönerung des Lebens an den Orten ihrer Erzeugung, um sie nach den Orten ihrer Consumtion hinzubringen; er kauft bloß in der Absicht, um wieder zu verkaufen, und dadurch unterscheidet er sich von allen übrigen Classen der im Commerz stehenden Glieder der Gesellschaft. Sein Gewerbe ist ein öffentlicher Dienst, welchen er dem Publiko leistet, und es ist billig, daß das Publikum ihn dafür besolde; nichts destoweniger gehört seine Existenz zu den Unkosten des Landes, und fällt den reproduktiven Quellen seines Reichthums zur Last. Diese Art Unkosten möglichst zu vermindern, kann nicht anders als Gewinn für den Staat seyn.

In einem Staate, worin die Einwohner hauptsächlich auf Unkosten auswärtiger Grundeigenthümer leben, spielt der Kaufmann eine ansehnlichere Rolle; denn dort stellt er den abwesenden Grundeigenthümer vor, dessen Schätze er distribuirt; er zieht gewissermaßen das Land, welches in einer Entfernung von einigen hundert Meilen vielleicht, zum Lohn für seine Industrie befruchtet wird, auf den Boden, worauf er lebt; er ladet halbe Provinzen aus seinen Schiffen, oder läßt sie durch die Hände seiner Arbeiter herbeizaubern: — aber bei all dem ist dieser Han-

delsmann, so viel Talente, Fleiß, Geschicklichkeit und Vermögen sein Gewerbe auch erfordern mag, so verdient er sich auch dadurch um den Staat, und vorzüglich um die Menschheit macht, der wesentlichen Grundbeschaffenheit seines Dienstes nach, dennoch nichts anders, als entweder ein Fuhrwerks-Entrepreneur, oder ein Aufseher über Tagelöhner; und sobald man aufhört ihm Fracht zu geben und zu bestellen, oder anfängt seiner Fabrik eine schicklichere vorzuziehen, so verschwinden, gleich bunten Seifenblasen, jene glänzenden Reichthümer. Keine Lage ist so vortheilhaft, keine Anordnungen können so weise seyn, daß sie gegen dergleichen Widerwärtigkeiten immer schützten. Die Manufakturen gehen gemeiniglich an dem Orte ihrer Stiftung zuletzt durch ihre eigene Prosperität zu Grunde, und fliehen aus den bereicherten Ländern in ärmere, wo die Abwesenheit von Population und Luxus die Mittel zur Erhaltung des Lebens in niedrigern Preisen darbietet. In unseren aufgeklärten Zeiten, wo die Geheimnisse aller Künste offenbar sind, und überall die Industrie aufgeweckt und aufgeschreckt wird, — müssen, der wesentlichen Natur der Dinge zufolge, die Manufakturisten nebst ihren Aufsehern wohlfeil und äußerst mäßig leben können; es sey denn, daß die Administration, wie in Frankreich geschehen ist, die Ackersleute zu Sklaven der Handwerker mache. Was aber eine solche Staats-Oeconomie für Wirkungen hervorbringe, liegt am Tage.

In allen nur möglichen Rücksichten ist demnach dasjenige Commerz, welches mit inländischen Produkten getrieben wird, und eigne Agrikultur in immer größern Flor bringt, das vortheilhafteste, dauerhafteste und beste. Es ist auch das einzige, dessen Zügel ganz in den Händen der Administration sind; alle übrige Arten des Commerzes hängen von tausend äußerlichen Zufällen ab, welche niemand vorhersieht, und denen, wenn man sie auch vorhersehen könnte, selten zu begegnen ist.

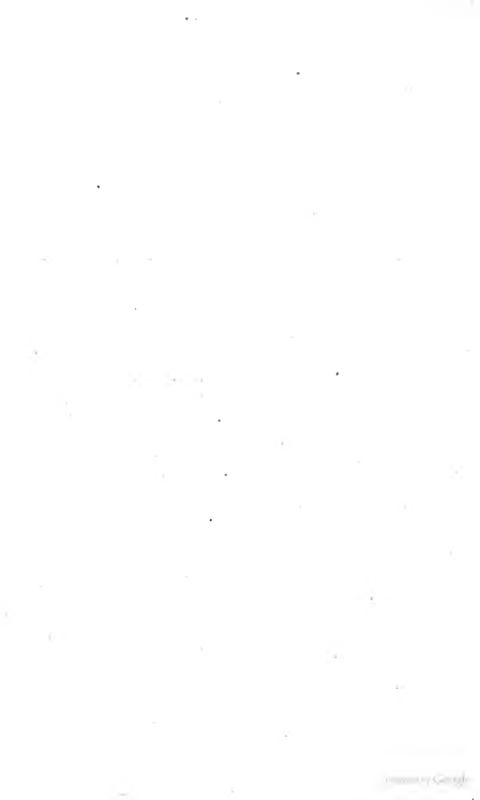
Noch eine politische

Rhapsodie,

worin sich verschiedene Plagia befinden;

betitelt:

Es ist nicht recht, und es ist nicht klug.



Ius constituit necessitas; die Nothwendigkeit macht das Gesetz. Was also schlechterdings nothwendig ist, muß auch schlechterdings gerecht seyn. Nun ist es schlechterdings nothwendig für jeden Menschen, daß er für seine Erhaltung sorge, denn die Natur hat Schmerz und Tod zur Strafe darauf gesetzt, im Fall er es unterlassen wollte: es muß also ein allgemeines und absolutes Recht seyn, daß jedweder für seine Erhaltung sorge. Ist es nun schlechterdings nothwendig, daß jeder Mensch ein absolutes Recht habe, für seine Erhaltung zu sorgen, so ist es wiederum schlechterdings nothwendig, daß niemand das Recht habe, ihn daran zu hindern. Jeder Mensch ist also vermöge einer absoluten Nothwendigkeit ausschließlicher Eigenthümer seiner Person und der Früchte seiner Bemühungen.

Jedes Recht setzt eine Pflicht voraus. Eine Pflicht, wie sie Namen haben mag, greift in das Eigenthum der Person ein, welches ausschließlich seyn soll; sie ist also mit diesem Eigenthum wesentlich incompatibel, wenn sie ihm nicht nützlich ist. Es ist augenscheinlich, daß wenn diese Pflicht lästig wäre, ohne nützlich zu seyn, derjenige, der damit behaftet wäre, alsdann nicht mehr ausschließlicher Eigenthümer seiner Person seyn würde: folglich könnte diese Pflicht, in-

dem sie der natürlichen und selbstständigen Gerechtigkeit zuwider liefe, nicht mehr erfüllt werden, als in so ferne eine höhere Gewalt dazu nöthigte. In diesem Zustande würde physische Stärke an die Stelle des Rechts treten, und die Bande der Gesellschaft würden sich auflösen.

Die Idee einer Pflicht, welche durchaus lästig wäre, enthält einen auffallenden Widerspruch; denn sie supponirt auf der einen Seite eine Pflicht, und auf der andern kein Recht sie zu fodern. In der That, ein Recht, welches die Gewalt allein behauptet, und welches die Gewalt auf der andern Seite zerstört, ist kein Recht unter Menschen. Dennoch wäre dieß der einzige Anmaßungs-Grund derer, welche einen Menschen Pflichten unterwerfen wollten, die von gar keinem Nutzen für ihn wären, und folglich seine Eigenthums-Rechte vernichteten.

Im Wege der Natur sind also die Pflichten nothwendiger Weise nützlich, sind die Quelle und das Maß unsrer Rechte. Unsere Rechte, wie wir bemerkt haben, sind Besitzthümer, die ihrem Wesen nach, ausschießlich seyn müssen; wollte man sie mit irgend einer Pflicht befangen, die ihnen nicht vortheilhaft wäre, so würde man sie theilen und folglich zerstören. Jene Rechte können sich also mit keinen andern Pflichten vertragen, als die dem Interesse jenes ausschließlichen Eigenthums gemäß und vortheilhaft sind. Wir können also das schlechterdings Gerechte in ein einzi-

ges Axioma zusammen fassen: kein Recht ohne Pflicht, und keine Pflicht ohne Recht.

Bevor sich besondere Gesellschaften gebildet hatten, schränkte sich das Recht eines jeden Menschen darauf ein, von allen andern Menschen unabhängig zu seyn; seine Pflicht hingegen darauf, niemanden abhängig von ihm zu machen. Ganz anders verhält sich die Sache in besondern Gesellschaften: in diesen bildet sich eine Kette gegenseitiger Abhängigkeiten, welche zu gegenseitigen Rechten und Vortheilen werden. Jeder Mensch hat da die Pflicht auf sich, das Eigenthum der übrigen zu versichern: und diese Pflicht ertheilt ihm ein Recht, welches die andern verbindet, die Versicherung des seinigen zu übernehmen. So vermehrt sich auf eine natürliche Weise ihre Gewalt und ihr Vermögen; und indem sie neue Pflichten übernehmen, so erwerben sie neue Rechte, welche nothwendig ihren Zustand in jeder Rücksicht verbessern müssen.

Dieses Gleichgewicht gegenseitiger ebenmäßiger Pflichten und Rechte, welches unter allen Gliedern einer Gesellschaft statt finden muß, muß auch in Absicht der Obrigkeit und der Unterthanen statt finden. Wenn die Obrigkeit das Recht hat, von den übrigen Menschen Gehorsam zu fodern, so hat sie dagegen auch die Pflicht, die übrigen Menschen bei ihrem Eigenthum zu schützen: darum weil sie uns Schutz und Sicherheit schuldig ist, sind wir ihr Gehorsam und Abgaben schuldig. Ueberall werden wir die Wahrheit unsers Axioms

wieder finden: Keine Rechte ohne Pflichten, und keine Pflichten ohne Rechte.

Leider aber wird diese offenbare Wahrheit von so manchen Politikern alle Augenblicke sowohl im Denken als im Anordnen und Handeln auf die unbegreiflichste Weise vergessen. Sie vergessen — können vergessen, daß man das heilige Recht des Eigenthums an keinem Ende angreifen kann, ohne es in seinem ganzen Umfange zu verletzen; vergessen — können vergessen, daß sich auf die Unverletzlichkeit des Eigenthums alle gesellige Verbindung, alle Rechte und alle Pflichten gründen; und dürfen den Frevel wagen, dem einen zu rauben und dem andern zu geben, damit, wie sie sagen, das Ganze gewinne.

Der Unsinn eines solchen Systems ist schon mehrmals auf die bündigste Weise dargethan worden. Ich wiederhole nicht gern, und es fehlte zu einer solchen Wiederholung auch der Raum. Nur an einem einzigen Beispiele will ich die Nichtigkeit der Vortheile zeigen, die man durch gewaltthätige Eingriffe in die Rechte des Eigenthums zu erhaschen glaubt; und will mit Fleiß dasjenige Beispiel wählen, welches den Sophisten, die ich bestreite, am vortheilhaftesten ist, und die mehrsten Beschönigungen zuläßt: den Getraide-Handel nämlich.

Wo man einer freien Vertauschung der Früchte des Fleißes durch Gesetze Hindernisse in den Weg zu legen sucht, da hat man jederzeit die Absicht, einem solchen Artikel eine erzwunge Wohlfeile zu verschaffen.

Ob eine solche Absicht in irgend einem Falle vernünftig seyn könne, lasse ich dahin gestellt seyn; ich will nur untersuchen, ob es möglich sey, sie durch dergleichen Gesetze zu erreichen.

Es wird auf die Beantwortung der Frage ankommen, wodurch der Preis eines jeden verkäuflichen Dinges überall festgesetzt wird.

Der Preis, der für eine Waare gegeben wird, muß dem Werthe der Unkosten, die auf seine Erzielung verwendet worden, gleich seyn. Der Landmann, welcher Getraide und Vieh erzielet, muß nothwendig auf dem Markte den Ersatz der Zinse des Kapitals seiner Anlage, der Zinse und Abschleifung seiner todten und lebendigen Fahrniß, den Ersatz für seinen und der Seinigen Unterhalt während der Zeit, da er die Produkte erzeugte, den Ersatz der Landes- und Herrschaftlichen Abgaben, kurz den Ersatz aller seiner Vorschüsse finden; oder er wird, wenn er den Ersatz seiner sämmtlichen Vorschüsse nicht erhält, außer Stand gesetzt, die nämliche Quantität von Produkten für das folgende Jahr zu erneuern.

Es giebt demnach einen nothwendigen Preis, unter welchem niemand verkaufen kann, ohne sein Kapital zu vermindern, folglich sein Verderben anzutreten, somit, den Quellen der Reichthümer des Staates einen fortdaurenden und wachsenden Abbruch zu thun.

Aber eben so, wie es, dem vorhergehenden zufolge, einen nothwendigen Preis giebt, unter welchem der Produzent bei Strafe seiner allmähligen Vernichtung nicht verkaufen kann; eben so giebt es auch einen

nothwendigen Preis, über welchen er nicht hinauszugehen im Stande ist. Diesen letzten Preis bestimmt die Concurrenz. Nicht nur alle Handarbeit, alle rohe Produkte, sondern auch diejenigen Manufaktur-Artikel, welche in großer Anzahl verfertiget werden, und einen allgemeinen Gebrauch zulassen, kommen sehr geschwinde auf einen currenten einförmigen Preis, welcher allemal, nach Maßgabe der Umstände, aus den vorhin angeführten Gesetzen der Nothwendigkeit, das ist, des unumgänglichen Ersatzes der Vorschüsse, entspringt, und sobald man die erforderlichen Data hat, algebraisch ausgerechnet werden kann.

Hat es nun hiemit, wiewohl schwerlich jemand läugnen wird, seine unwidersprechliche Richtigkeit, so folgt daraus, daß ein jedes Verbot, irgend ein Produkt auszuführen, den Preis dieses Produkts niemals, sondern nur die Erzeugung desselben oder seine Quantität vermindern könne. Diejenigen Erzieler, welche mit einem geringen Vermögen, nur zu ihrem kümmerlichen Unterhalt, das gehemmte Produkt im kleinsten Maß hervorbrachten, müssen unmittelbar nach dem Verbot zu Grunde gehen; die Vermögenderen schränken die vorhin an dieses Produkt gewendeten Ausgaben verhältnißmäßig ein, bis die Quantität desselben auf den Grad vermindert ist, daß sie den nothwendigen Preis der Erzielung dafür wieder erhalten. Es hat sich daher immer ergeben, daß der Preis eines Produktes, dessen Ausfuhr man verboten, kurze Zeit nach dem Verbot höher als vorhin war. Was aber für ein entsetzlicher

Abbruch hiedurch dem Landesvermögen und der Bevölkerung geschehe, ist so sehr in die Augen fallend, daß es keiner Entwicklung bedarf. Jedem nur halbwege aufmerksamen Kopfe muß sich hier die fürchterlichste Progression darstellen.

Es vertragen diese Grundsätze eine durchgängige Anwendung, und sie werden sich überall gleich wahr befinden. Am auffallendsten aber erscheinen sie, wenn man sie bei denjenigen Produkten in Erwägung zieht, welche zu den unmittelbarsten Bedürfnissen des Lebens gehören; vorzüglich beim Getraide. In jedem nur mäßig fruchtbaren Lande beschäftigt der Getraidebau und die damit verbundene Viehzucht, weit das größte Capital der Gesellschaft. Jede Verordnung also, welche auf die Vernichtung dieses Capitals abzielt, oder die nur desselben durchgängige Benutzung hindert, seiner Anwendung im Wege steht, muß im höchsten Grade ungereimt seyn. Ferner hat das Getraide, als ein allgemeines nothwendiges Bedürfniß, die besondere Eigenschaft, daß es den Werth aller übrigen Waaren überall bestimmt. Die Natur hat ihm einen reellen Werth aufgeprägt, den keine menschliche Anstalt ändern kann. Keine Prämie auf die Ausfuhr, kein Monopol auf dem einheimischen Markte, kann ihn jemals höher treiben; die freieste Mitwerbung kann ihn nicht unter denselben erniedrigen: durch die ganze Welt ist dieser Werth des Getraides der Arbeit gleich, die es ernähren kann. Wollen- oder leinene Tücher sind nicht die Maßstabs-Waaren, nach welchen der reelle Werth aller

andern Dinge gemessen und bestimmt werden muß: Korn ists! Folglich muß es auch am Ende den reellen Werth des Goldes und Silbers bestimmen, der, wie jedermann weiß, sehr veränderlich, und, seit der Entdeckung von Amerika, über 200 pr. Cent. gefallen ist.

Diese Wahrheit, daß der Preis des Korns den Preis aller übrigen Dinge bestimme, ist von verschiedenen dunkel eingesehen worden, und eben deßwegen haben sie den Kornpreis durch Einschränkung des Handels mit diesem Produkt, zu erniedrigen gesucht. Sie begriffen nicht, daß die Consumtion in jedem Falle das Maß der Reproduktion ist, und daß kein Ueberfluß zu erzwingen ist, der keinen Ersatz für die Unkosten seiner Hervorbringung findet; sie begriffen nicht, daß der Preis eines Dinges, das einen eigenthümlichen, nothwendigen, essentiellen Werth hat, auf keine Weise dauerhaft vermindert werden könne, und daß jeder Versuch ihn zu vermindern, nur die Sache selbst, das ist, ihre Quantität vermindern könne.

Aber sie hätten denn doch wenigstens einsehen sollen, daß, wenn auch das Unmögliche möglich wäre, und der Kornpreis erniedriget werden könnte, der Staat nie dabei gedeihen werde, wenn der Bauer verliert, was der Bürger gewinnt; zumal da jeder Verlust des Bauers wenigstens ein dreifacher Verlust ist. Sie hätten berechnen sollen, daß, wenn auch sogar dieß noch möglich wäre, daß durch dergleichen Anstalten Manufakturen in die Höhe gebracht würden, daß es nie für den Staat ersprießlich seyn werde, wenn seine Einwoh=

ner, anstatt vorhin an 2 Millionen Gulden 10 pr. Cent. zu gewinnen, jetzt an 100000 Gulden 20 oder 25 pr. Cent., das ist, 20 oder 25000 Gulden gewinnen. Der Fall ist aber gewöhnlich umgekehrt. Man giebt dummer Weise einen Gewinn von 20, 30, 60 pr. Cent. an 2, 3, 4 Millionen auf, um einen armseligen Gewinn von 10 pr. Cent. an zwei, drei, vierhunderttausend Gulden zu erhaschen. Wenn ein genaues Gewinn- und Verlustkonto für den Staat, von welcher Fabrik es wäre, die durch gewaltsame Begünstigungen emporgekommen, gezogen würde; so würden bei Erblickung des Resultats jedwedem die Haare zu Berge stehen.

Aber, wird man mir sagen, wenn wir Ihnen dieses alles nun zugeben, so werden Sie doch auch nach ihren eigenen Grundsätzen eingestehen müssen, daß eine ganz uneingeschränkte Freiheit des Getraidehandels einem Lande nicht ersprießlich seyn könne. Es müsse wenigstens gesorgt werden, daß durch Kauderer der Markt nicht vertheuert werde; es müßte durch den Zwang der Märkte, und die Untersagung an den Häusern zu verkaufen, den Schlichen der Monopolisten begegnet, und endlich, wenn das Korn einmal zu einem gewissen Preise gestiegen ist, durch weise Polizeianstalten einer Hungersnoth zuvorgekommen werden. Man wird hinzufügen, die Gesetze, welche das Getraide und überhaupt die unmittelbarsten Bedürfnisse des Lebens betreffen, seyen mit den Gesetzen, welche die Religion betreffen, zu vergleichen. Das Volk fühle sich in allem, was sich entweder auf seinen Unterhalt in diesem, oder

auf seine Glückseligkeit im zukünftigen Leben beziehe, so stark interessirt, daß die Regierung seinen Vorurtheilen nachgeben, und zur Erhaltung der öffentlichen Ruhe demselben schmeicheln müsse; weßwegen denn auch nirgendwo ein ganz vernünftiges System, das Getraide betreffend, eingeführt worden, noch einzuführen seyn werde.

Ich antworte hierauf: daß ich die pöbelhafte Furcht vor dem Kornaufkaufe und dem Kornwucher nicht gern mit den Vorurtheilen in der Religion (dieß Wort ist mir selbst in seinem Mißbrauche zu heilig) vergleichen möchte; wohl aber mit dem pöbelhaften Schrecken und Verdachte der Hexerei. In der That waren die Unglücklichen, welche dieses letzten Verbrechens beschuldiget wurden, eben so unschuldig an dem Unheil, das man ihnen Schuld gab, als diejenigen, welche des Kornwuchers beschuldiget werden. Das Gesetz, welches allen Hexenprocessen und Verfolgungen ein Ende machte, und niemanden verstattete, seine eigne Bosheit dadurch zu vergnügen, daß er seinen Nächsten dieses eingebildeten Verbrechens beschuldigte, scheint auch dergleichen Furcht und Argwohn durch Aufhebung der Hauptursache, die sie veranlaßte und unterstützte, nachdrücklich abgeschafft zu haben. Das Gesetz, welches dem inländischen Kornhandel seine ganze Freiheit wiedergäbe, würde vermuthlich der pöbelhaften Furcht vor dem Kornwucher und dem Kornaufkaufe, eben so zuverlässig ein Ende machen.

Ein jeder, der die Geschichten der Theurungen oder

Hungersnöthe, welche irgend ein europäisches Land während des jetzigen, oder der zwei letztvergangenen Jahrhunderte heimgesucht haben, aufmerksam untersucht, (denn von verschiedenen derselben haben wir ziemlich zuverlässige Nachrichten,) der wird vermuthlich finden, daß Theurung niemals aus einer Verbindung der einheimischen Kornhändler mit einander, noch aus irgend einer andern Ursache, als einem wirklichen Mangel, entstanden ist, der bisweilen, und in einigen besondern Gegenden, vielleicht von den Verheerungen des Krieges, in den allermeisten Fällen aber von irgend einem Mißwachse, oder einem andern Unglücksfalle, z. E. Wetterschaden u. s. w., veranlaßt wurde: und daß eine Hungersnoth niemals aus irgend einer andern Ursache, als der Gewaltthätigkeit der Regierung entstanden, die es versuchte, durch untaugliche Mittel den Beschwerlichkeiten einer Theurung abzuhelfen.

Das Interesse eines inländischen Kornhändlers, und das Interesse des Volks überhaupt, sind, so verschieden und einander entgegengesetzt sie auch beim ersten Anblicke zu seyn scheinen dürften, doch, und sogar in Jahren des größten Mangels, aufs genaueste einerlei. Sein Interesse ist, den Preis seines Getraides so hoch zu treiben, als der wirkliche Mangel der Zeit es erfodert; und niemals kann es sein Interesse seyn, ihn noch höher zu treiben. Durch die Erhöhung des Preises erschwert und schränkt er die Consumtion ein, und nöthigt er jedermann mehr oder weniger, insbesondere aber die niedrigern Stände des Volks, zur Sparsam-

keit und guten Haushaltung. Treibt er hingegen den Preis seines Getraides zu hoch, so vermindert er die Consumtion desselben so sehr, daß der Vorrath des theuern Jahres wahrscheinlicher Weise länger, als die Theurung aushalten, und einige Zeitlang dauern dürfte, nachdem die nächste Ernte schon anfängt, eingeerntet zu werden: dadurch läuft er demnach Gefahr, nicht nur einen großen Theil seines Getraides durch natürliche Ursachen zu verlieren, sondern auch genöthigt zu werden, den Ueberrest desselben viel wohlfeiler zu verkaufen, als er ihn schon einige Monate vorher hätte verkaufen können. Steigert er hingegen den Preis nicht hoch genug, so vermindert er die Consumtion so wenig, daß der jährliche Vorrath die jährliche Consumtion vermuthlich nicht aushalten wird, und er nicht nur einen Theil des Gewinnstes, den er sonst hätte machen können, einbüßt, sondern auch das Volk der Gefahr aussetzt, vor dem Ende des Jahrs anstatt der Beschwerlichkeiten der Theurung die fürchterlichen Schrecken der Hungersnoth zu leiden. Das Interesse des Volkes ist, daß seine tägliche, wöchentliche und monatliche Consumtion dem Vorrathe der Jahreszeit so genau als möglich proportionirt werden möge. Das Interesse des inländischen Kornhändlers ist das nämliche. Wenn er das Volk, so genau er urtheilen kann, mit dieser Proportion versieht, wird er wahrscheinlicher Weise sein sämmtliches Getraide um den höchsten Preis und mit dem größten Gewinnste verkaufen; und seine Kenntniß der Beschaffenheit der Ernte, und seiner täglichen, wöchentlichen

und monatlichen Verkäufe, setzt ihn in den Stand, mit einiger Zuverlässigkeit zu muthmaßen, in wiefern das Volk wirklich auf diese Art versehen ist. Ohne sich den Vortheil des Volkes vorzusetzen, wird er durch seine Aufmerksamkeit auf seinen eigenen Vortheil bewogen, es auch in Jahren des Mangels ungefähr auf die nämliche Art zu behandeln, wie ein vorsichtiger Seefahrer bisweilen seine Schiffsleute behandeln muß: da er, wenn er voraussieht, daß die Lebensmittel ausgehen dürften, ihnen von ihrer täglichen Kost abbricht.

Wär es in der That einer großen Kaufmanns-Gesellschaft möglich, sich in den Besitz der ganzen Ernte eines weitläufigen Landes zu setzen, so könnte es vielleicht ihr Vortheil seyn, damit so zu verfahren, wie, der Sage nach, die Holländer mit den molukischen Specereien verfahren: einen großen Theil davon zu zerstören oder wegzuwerfen, um den Preis des übrigen desto höher steigern zu können. Allein der Gewaltthätigkeit des Gesetzes selbst ist es schwerlich möglich, in Ansehung des Getraides, ein so weitläufiges Monopol einzuführen; und allenthalben, wo die Regierung den Getraid-Handel frei läßt, kann das Getraide unter allen Waaren am wenigsten durch das Vermögen einiger wenigen großen Capitalisten, die den größten Theil davon aufkauften, unter ein Monopol gerathen. Denn es übersteigt nicht nur am Werthe bei weitem die Kräfte einiger wenigen Privatcapitalisten, es aufzukaufen; sondern auch, wenn sie es gleich aufkaufen könnten, würde doch die Art des Getraidebaues ein solches Aufkaufen schlechterdings

unmöglich machen. Wie es in jedem civilisirten Lande diejenige Waare ist, wovon man jährlich am meisten verbraucht, so wird auch jährlich auf den Getraidebau eine weit größere Quantität Arbeit, als auf das Erzielen irgend einer andern Waare verwendet. Wenn es aus dem Felde kömmt, wird es auch nothwendig unter eine weit größere Anzahl Eigner, als irgend eine andre Waare, vertheilt; und diese Eigner können niemals wie eine Menge unabhängiger Manufakturisten in einem Platze versammelt seyn, sondern müssen nothwendig in allen verschiedenen Gegenden des Landes zerstreuet wohnen. Diese ersten Eigner des Getraides veräußern es entweder unmittelbar an die Consumenten ihrer eigenen Gegend, oder an andre inländische Kornhändler, die es hernach an diese Consumenten verkaufen. Die inländischen Kornhändler, worunter sowohl der Müller als der Bäcker mitbegriffen sind, müssen daher nothwendig weit zahlreicher seyn, als diejenigen, die mit irgend einer andern Waare handeln; und ihre zerstreuten Wohnungen machen es ihnen schlechterdings unmöglich, sich in irgend eine allgemeine Verbindung mit einander einzulassen. Sollten demnach einige unter ihnen in einem Jahre des Mangels bemerken, daß sie viel mehr Getraide vorräthig hätten, als sie um den damaligen Preis vor dem Ende desselben Jahres hoffen könnten zu verkaufen, so könnten sie sich nimmermehr einfallen lassen, das Getraide zu ihrem eigenen Schaden und bloß zum Vortheil ihrer Mitwerber im nämlichen Preise zu erhalten; sondern sie würden den Preis sogleich erniedrigen, um

ihren Vorrath desto eher und gewisser vor der bevorstehenden Ernte verkaufen zu können. Die nämlichen Beweggründe und eben der Eigennutz, die solchergestalt das Betragen irgend eines Kornhändlers vorschreiben und leiten würden, würden auch das eines jeden andern lenken, und sie alle insgesammt nöthigen, ihr Getraide für denjenigen Preis zu verkaufen, der dem Mangel oder dem Vorrathe der jedesmaligen Jahreszeit am gemäßesten ist.

Wenn die Regierung, um den Beschwerlichkeiten einer Theurung abzuhelfen, allen Kornhändlern befiehlt, ihr Getraide für den sogenannten billigen Preis zu verkaufen, so hindert sie dieselben entweder es zu Markte zu bringen; welches bisweilen schon im Anfange der Jahreszeit eine Hungersnoth verursachen kann: oder, wenn sie es ja dahinbringt, so setzt sie das Volk in den Stand und ermuntert sie es eben dadurch, es sobald aufzuzehren, daß vor dem Ausgange der Jahreszeit nothwendig eine Hungersnoth daraus entstehen muß. Wie die ganz uneingeschränkte Freiheit des Kornhandels das einzige zuverlässige Mittel ist, dem Jammer einer Hungersnoth vorzubeugen, so ist sie auch die beste Palliativcur der Beschwerlichkeiten einer Theurung: denn gegen die Beschwerlichkeiten einer wirklichen Theurung finden nur Palliativ- und keine vollkommenen Mittel statt. Kein Handel verdient und erfodert auch den ganzen Schutz der Regierung so sehr als der Kornhandel, weil kein andrer Handel dem Hasse des Volkes so sehr ausgesetzt ist.

In Jahren des Mangels geben die niedrigeren Stände des Volks ihre Noth dem Geitz des Kornhändlers Schuld, der ein Gegenstand ihres Hasses und ihrer Entrüstung wird. Anstatt in solchen Gelegenheiten etwas zu gewinnen, läuft er demnach oft Gefahr, durch die Plünderung und Zerstörung seiner Kornmagazine und andre Gewaltthätigkeiten ganz zu Grunde gerichtet zu werden. Und doch sind es eben dergleichen Jahre des Mangels, da das Getraide theuer ist, worin der Getraidehändler am meisten zu gewinnen hofft und zu gewinnen berechtigt ist *). Gemeiniglich steht er mit eini-

---

*) Der Bauer gewiß nicht minder: denn was ist billiger, als daß ihm der Gewinn des einen Jahres den Verlust des andern ersetze. Von dem, was die Gerechtigkeit befiehlt, will ich nicht einmal reden. Billig also ist es, daß, wenn man dem Bauer in einem sehr fruchtbaren Jahre, wo er sein Getraide nicht los werden kann, und er an seiner Ernte im Ganzen verliert; billig ist es, sag' ich, daß, wenn in diesem Falle niemand daran denkt, ihm den mindesten Ersatz zu leisten, man ihm wenigstens in Jahren der Theurung nicht noch einmal verderbe. Wenn ihm eine schlechte Ernte nicht die Hälfte der Früchte eines Mitteljahres gewährt, muß er denn nicht sein Getraide noch einmal so theuer wie gewöhnlich verkaufen, bloß um seine Nothdurft zu erschwingen? Es ist entsetzlich, den nützlichsten Stand der Gesellschaft in dem Fall zu sehen, vor dem Segen des Himmels, so wie vor seiner Strenge zittern zu müssen; vor der Gewaltthätigkeit der Menschen, wie vor der Macht der Elemente; und immer elend und immer voll Angst! Es ist schrecklich, daß derjenige Stand, der uns alle ernährt, sein eigen Leben nur wie einen Raub davon tragen — kein Eigenthum, keinen Frieden haben soll! Denn derjenige hat weder Eigenthum

nigen Pachtern in einem Vertrage, daß sie ihm eine gewisse Anzahl Jahre über, eine gewisse Quantität Getraides, für einen gewissen gesetzten Preis liefern. Dieser Contraktpreis richtet sich nach dem vermeintlich mäßigen und billigen, das ist, dem gewöhnlichen oder mittleren Preise. In theuren Jahren kauft der Kornhändler also gleichfalls einen großen Theil seines Getraides für den gewöhnlichen Preis, und verkauft ihn für einen viel höheren. Daß aber dieser außerordentliche Gewinn nicht mehr als hinreichend ist, um seinen Handel andern Gewerben billigermaßen gleich zu machen, und die vielen Einbußen zu vergüten, die er in andern Gelegenheiten sowohl wegen der vergänglichen Beschaffenheit der Waare selber, als wegen des öfteren und unerwarteten Schwankens ihres Preises leidet, scheinet aus diesem einzigen Umstande, daß man in diesem Gewerbe eben so selten, als in irgend einem andern, ein großes Glück macht, deutlich genug zu erhellen. Allein der Haß des Pöbels, der es in theuren Jahren, den einzigen; worin es einigen sehr beträchtlichen Gewinn eintragen kann, zu begleiten pflegt, macht Leute von Charakter und Vermögen ungeneigt, sich damit abzugeben. Es wird daher niedrigen Gewerbsleuten überlassen;

---

noch Friede; ist ein Sklave, — der die Früchte seines Fleißes nicht ungekränkt genießen darf; dessen Schweiß ich unfruchtbar und zur Thorheit machen kann, und dessen Leben ich in der Hand halte. — Ich wünschte, jedwedem die Empfindungen ans Herz legen zu können, die mich bei diesen Gedanken ergreifen.

und Müller, Bäcker, Mehlhändler, nebst einer Menge elender kleiner Kornhändler sind beinahe die einzigen Mittelspersonen, die man auf dem einheimischen Markte zwischen dem Pachter und dem Consumenten findet.

Die ehemalige europäische Polizei scheint, anstatt diesen pöbelhaften Haß gegen ein dem Publikum so nützliches Gewerbe zu dämpfen, ihn vielmehr noch bekräftigt und begünstigt zu haben.

Unsre Vorfahren scheinen in der Einbildung gestanden zu seyn, das Volk würde sein Getraide vom Pachter wohlfeiler als vom Kornhändler kaufen, der, wie sie befürchteten, über den Preis, der dem Pachter bezahlt wird, auch noch einen Wuchergewinnst für sich selber fodern würde. Sie bestrebten sich daher, sein Gewerbe ganz und gar zu vernichten. Sie bemühten sich sogar, soviel möglich zu verhüten, daß gar keine Mittelsperson von irgend einer Art sich zwischen dem Pachter und dem Consumenten aufwerfen möchte; und dieses war die Absicht so vieler Einschränkungen, die sie den sogenannten Kiebers oder Kornhändlern auferlegten: ein Gewerbe, das niemand ohne eine besondere Erlaubniß und ein Zeugniß, daß er ein ehrlicher, rechtschaffener Mann sey, treiben durfte.

Solchergestalt bestrebte sich die alte europäische Polizei, den Feldbau, das große Gewerb auf dem Lande, nach Grundsätzen anzuordnen, welche von denjenigen, die sie in Ansehung der Manufakturen, des großen Gewerbes der Städte, einführte, ganz verschieden waren. Da sie dem Pachter keine anderen Kunden ließ, als ent-

weder den Consumenten, oder seine unmittelbaren Faktoren, die Kornführer, so wollte sie ihn zwingen, nicht nur das Gewerbe eines Pachters, sondern auch das eines Kornhändlers zu treiben. Dem Manufakturisten hingegen verbot sie in vielen Fällen das Krämergewerbe, oder den Verkauf seiner eigenen Waaren im Kleinen. Durch das eine Gesetz wollte sie das allgemeine Interesse des Landes befördern und das Getraide wohlfeil machen, ohne daß man vielleicht wußte, auf welche Art dieß am besten geschehen könne: durch das andre Gesetz wollte sie das besondre Interesse einer gewissen Klasse von Leuten, der Krämer, befördern; weil man glaubte, die Manufakturisten würden ihre Waaren so viel wohlfeiler verkaufen, daß das Krämergewerbe darüber ganz zu Grunde ginge, wenn man jenen einen Kleinhandel verstattete.

Hätte man aber auch dem Manufakturisten erlaubt, einen Laden zu halten, und seine eigenen Waaren im Kleinen zu verkaufen, so hätte er sie doch nicht wohlfeiler geben können, als der gemeine Krämer. Welchen Theil seines Capitals er auch in seinem Laden verwendet haben möchte, so hätte er ihn doch allemal seiner Manufaktur entziehen müssen. Um sein Gewerbe eben so vortheilhaft als andre das ihrige treiben zu können, hätte er eines Theils den Gewinn eines Manufakturisten, und andern Theils den eines Krämers erhalten müssen. Gesetzt, z. B., in der einen Stadt, wo er wohnte, seyen 10 vom Hundert der gewöhnliche Gewinnst, sowohl an den Capitalien, die auf Manufakturen, als an denen,

die in einem Kramladen verwendet würden; so hätte er in diesem Fall auf jedes Stück seiner eigenen Waaren, die er in seinem eigenen Laden verkauft hätte, einen Gewinn von 20. im hundert schlagen müssen. Er hätte sie, sobald er solche aus seinem Waarenlager in seinen Kramladen gebracht haben würde, auf den nämlichen Preis schätzen müssen, für welchen er sie an einen Krämer, der sie in Quantitäten ankaufte, hätte verkaufen können. Hätte er sie wohlfeiler angerechnet, so hätte er einen Theil des Gewinnstes an seinem Manufakturkapital verloren. Verkaufte er sie hingegen aus seinem Laden, ohne den nämlichen Preis dafür zu erhalten, für den sie ein Krämer verkauft haben könnte; so büßte er dabei einen Theil des Gewinnstes an seinem Krämer-Capitale ein. Ungeachtet es demnach scheinen dürfte, als ob er aus der nämlichen Waare einen doppelten Gewinnst zöge, so würde er doch, weil diese Güter nach einander einen Theil von zwei verschiedenen Capitalien ausmachen, aus dem ganzen daran gewendeten Capitale eigentlich nur einen einfachen Gewinnst ziehen; und zöge er weniger als diesen Gewinn, so müßte er daran einbüßen, oder er würde sein ganzes Capital nicht eben so vortheilhaft benutzen, als seine meisten Nachbaren das ihrige. Was aber dem Manufakturisten verboten wurde, das wurde dem Pachter gewissermaßen anbefohlen, daß er nämlich sein Capital zwischen zweierlei Gewerben vertheilen, und den einen Theil davon in seinen Kornspeichern und Scheunen, zur Besorgung des gelegentlichen Absatzes auf dem Markte, behalten, den andern

Theil aber auf seinen Feldbau wenden sollte. Da er aber diesen letztern für nicht weniger als den gewöhnlichen Gewinn an Pachtercapitalien benutzen konnte, so konnte er eben so wenig jenen erstern für weniger, als den gewöhnlichen Gewinn an Handelscapitalien anwenden. Das Capital, das wirklich das Gewerbe eines Kornhändlers betrieb, mochte aber nun einem sogenannten Pachter, oder einem sogenannten Kornhändler zugehören, so wurde doch in beiden Fällen ein gleicher Gewinn erfordert, um dessen Eigner für die Anwendung desselben auf diese Art schadlos zu halten, um sein Gewerbe andern ähnlichen Gewerben gleich zu machen, und zu verhindern, daß ihn sein Interesse nicht nöthigte, es sobald als möglich für irgend ein anderes zu vertauschen. Der Pachter, der also genöthigt wurde, zugleich das Gewerbe eines Kornhändlers zu treiben, konnte demnach sein Getraide nicht wohlfeiler verkaufen, als irgend ein andrer Kornhändler, im Fall einer freien Mitwerbung, es hätte verkaufen müssen.

Derjenige, der sein ganzes Capital auf einen einzigen Zweig eines Gewerbes anwenden kann, genießt den nämlichen Vortheil als der Arbeiter, dessen ganze Arbeit sich mit einer einzigen Verrichtung beschäftigt. Wie dieser eine Geschicklichkeit erwirbt, die ihn in den Stand setzt, mit den nämlichen zwei Händen eine weit größere Quantität Arbeit zu verfertigen, so erwirbt jener eine eben so leichte und fertige Art, sein Gewerbe im Einkaufen und Verkaufen seiner Waaren zu betreiben, daß er mit dem nämlichen Capitale einen viel grö-

ßern Handel bestreiten kann. Wie dieser gemeiniglich seine Arbeit um ein ansehnliches wohlfeiler liefern kann, so kann auch jener seine Waaren insgemein etwas wohlfeiler verkaufen, als wenn sein Capital und seine Aufmerksamkeit sich mit einer größeren Mannichfaltigkeit von Gegenständen beschäftigen müssen. Die meisten Manufakturisten könnten ohne Verlust ihre eigenen Waaren nicht so wohlfeil einzeln verkaufen, als ein wachsamer und emsiger Krämer, dessen ganzes Geschäft darin besteht, sie in Quantitäten einzukaufen und einzeln wieder zu verkaufen. Die meisten Pachter könnten noch weniger ihr eigenes Getraide selber im Kleinen verhandeln, oder die Einwohner einer vielleicht drei, vier bis fünf Stunden weit von den meisten unter ihnen entlegenen Stadt eben so wohlfeil damit versorgen, als ein wachsamer und emsiger Kornhändler, dessen ganzes Gewerbe im Ankaufe ganzer Quantitäten, ihrem Sammeln in einem großen Magazine, und ihrem Wiederverkaufe im Kleinen besteht.

Das Gesetz, welches den Manufakturisten das Krämergewerbe verbot, bestrebte sich diese Vertheilung in der Anwendung der Capitalien schneller zu betreiben, als sie sonst würde vor sich gegangen seyn. Das Gesetz, welches dem Pachter auch das Gewerbe eines Kornhändlers aufbürdete, bestrebte sich zu verhindern, daß die Vertheilung der Capitalien nicht so geschwind vor sich gehen möchte. Beide Gesetze waren offenbare Verletzungen der natürlichen Freiheit; und beide waren auch eben so unweise, als ungerecht. Der Gesellschaft,

dem Staate liegt daran, daß dergleichen Dinge niemals weder erzwungen noch erschwert werden. Derjenige, welcher entweder seine Arbeit oder sein Capital auf mehrere Geschäfte, als wozu ihn seine Umstände und Lage nöthigen, anwendet, kann seinem Nächsten niemals durch einen wohlfeilern Verkauf einigen Abbruch thun: sich selber kann er schaden; und gemeiniglich schadet er auch nur sich selber. „Der Hans von allen Gewerben wird nie reich werden," sagt das Sprüchwort. Das Gesetz sollte aber einem jedweden allezeit die Besorgung seines eigenen Interesse anvertrauen und überlassen, weil ein jeder in seiner örtlichen Lage insgemein besser davon urtheilen kann, als irgend ein Gesetzgeber. Doch war das Gesetz, welches den Pachter zu Uebernehmung des Kornhandels nöthigte, unter den beiden bei weitem das schädlichste.

Es verhinderte nicht nur jene Vertheilung in der Anwendung der Capitalien, die jeder Gesellschaft nützlich ist, sondern auch die Verbesserung der Landwirthschaft und des Feldbaues. Da es den Pachter zwang, anstatt Eines, zwei Gewerbe zu treiben, so nöthigte es ihn auch, sein Capital in zwei Theile zu vertheilen, wovon nur der eine auf den Feldbau gewendet werden konnte. Hätte er hingegen seine ganze Ernte, so bald er sie ausgedroschen hatte, an einen Kornhändler verkaufen dürfen, so hätte er sein ganzes Capital wieder unverzüglich auf die Landwirthschaft anwenden, zu einem desto besseren Feldbau mehr Vieh kaufen, und mehr Knechte miethen können. Da er aber sein Ge-

traide im Kleinen verkaufen mußte, so mußte er einen großen Theil seines Capitals das Jahr über in seinen Scheunen und Speichern behalten, und konnte er demnach das Feld nicht so wohl bauen als er es sonst hätte bauen können. Einen noch größern Verlust verursacht ihm die Zeit, die er einbüßt, indem er sein Getraide selbst zu Markte bringen muß, die Abschleifung seines Geschirrs, die Abschindung seines Zugviehes, und eine Menge anderer Einbußen, welche der Getraidehändler, der bloß Getraidehändler ist, theils umgehen, theils mit einem weit geringeren Schaden ertragen kann. Dieses Gesetz mußte demnach nothwendig die Aufnahme des Feldbaues hindern, und anstatt das Getraide wohlfeiler zu machen, den Vorrath an demselben geringer und folglich auch theurer machen, als er sonst gewesen seyn würde.

Nach dem Gewerbe des Pachters ist in der That das des Kornhändlers dasjenige, das, gehörig begünstigt und befördert, das meiste zur Aufnahme des Feldbaues beitragen würde. Alsdann würde das Gewerbe des Kornhändlers das Gewerbe des Pachters auf die nämliche Art unterstützen, wie das Gewerbe des Großierers das des Manufakturisten unterstützt.

Indem der Großierer einem Manufakturisten einen nahen Markt gewährt, ihm seine Waaren so geschwind, als er sie verfertigen kann, abnimmt, und ihm bisweilen den Preis derselben sogar vorschießt, ehe sie noch fertig sind, so setzt er ihn in den Stand, sein ganzes,

und bisweilen sogar mehr als sein ganzes eigenes Capital auf die Manufakturarbeit anzuwenden, und folglich eine weit größere Quantität Waaren zu liefern, als er liefern könnte, wenn er sie selber an die unmittelbaren Consumenten, oder auch nur an die Kleinhändler verkaufen müßte. Wie auch das Capital des Großierers gemeiniglich zur Wiedererstattung der Capitalien vieler Manufakturisten zugleich hinreicht, so macht dieser Verkehr zwischen ihm und ihnen, den Besitzer eines großen Capitals geneigt, die Besitzer einer großen Anzahl kleiner Capitalien zu unterstützen, und sie in denjenigen Einbußen und Unglücksfällen, die sie sonst zu Grunde richten könnten, aufrecht zu erhalten.

Ein ähnlicher Verkehr, der durchgehends zwischen den Pachtern und Getraidehändlern eingeführt würde, dürfte den Pachtern eben so nützlich seyn. Er würde sie in den Stand setzen, ihr ganzes und sogar mehr als ihr ganzes eigenes Capital beständig auf den Feldbau anzuwenden. In irgend einem von jenen Fällen, denen kein Gewerbe so sehr ausgesetzt ist als das ihrige, würden sie an ihren gewöhnlichen Kunden, den reichen Getraidehändlern, allezeit jemand finden, der sowohl geneigt als fähig wäre, sie zu unterstützen; und alsdann würde ihr Schicksal in solchen Fällen nicht ganz von der Nachsicht des Gutsherrn oder der Gnade seines Verwalters abhängen. Wäre es möglich, wie es vielleicht nicht ist, diesen Verkehr durchgehends und auf einmal einzuführen, und das ganze Pachtercapital im

Lande auf einmal seinem eigentlichen Geschäfte, dem Landbau, zuzuwenden, und es von allen andern Gewerben, wozu irgend ein Theil desselben dermal gebraucht wird, abzukehren: und wär es möglich, bei Gelegenheit, die Wirkungen dieses großen Capitals noch mit einem andern fast eben so großen Capitale zu begünstigen und zu unterstützen; so kann man sich vielleicht schwerlich vorstellen, wie groß, wie weitläufig, und wie plötzlich die Verbesserungen seyn würden, welche diese Veränderung der Umstände allein schon auf der ganzen Oberfläche des Landes bewirken könnte.

Da man hingegen, so viel als immer möglich war, allen Mittelsmann zwischen dem Pachter und Consumenten ausschloß, bestrebte man sich, ein Gewerbe zu vernichten, dessen freier Betrieb nicht nur das beste Palliativmittel in den Beschwerlichkeiten einer Theurung, sondern auch das beste Mittel ist, dieser Trübsal vorzubeugen; weil, nach dem Gewerbe des Pachters, kein anderes den Getraidebau so sehr befördert, als das Gewerbe des Getraidehändlers.

Der Handel des Kaufmanns, der Getraide für auswärtige Consumtion **ausführt**, trägt unmittelbarer Weise zwar nichts zur Versorgung des einheimischen Marktes bei; mittelbarer Weise aber thut er es unausbleiblich. Aus welcher Quelle dieser Vorrath auf dem einheimischen Markte auch insgemein gezogen werden mag, aus dem einheimischen Wuchse, oder der Einfuhr aus fremden Ländern, (wie z. B. in Holland) so kann

doch, wenn man insgemein nicht entweder mehr Getraide bauet, oder mehreres ins Land einführt, als man darin gemeiniglich zu verzehren pflegt, der Vorrath auf dem einheimischen Markte niemals sehr reichlich seyn. Kann aber der Ueberschuß nicht, in allen gewöhnlichen Fällen, ausgeführt werden, so werden die Landwirthe dafür sorgen, daß sie niemals mehr bauen, und die Einführer, daß sie niemals mehr einführen, als was die bloße Consumtion des einheimischen Marktes erfordert. Dieser Markt wird daher sehr selten überflüssig, sondern vielmehr insgemein nicht hinlänglich versehen werden, weil diejenigen, die ihn versehen sollen, gemeiniglich befürchten, ihre Güter möchten ihnen liegen bleiben. Das Verbot der Ausfuhr schränkt die Verbesserung und Kultur des Landes auf die nothdürftige Versorgung seiner eigenen Einwohner ein. Die Freiheit der Ausfuhr hingegen setzt es in den Stand, seinen Feldbau auch auf die Versorgung fremder Völker auszudehnen.

Die Vortheile, welche mit einer großen Ausfuhr des Getraides verknüpft sind, haben einer der weisesten unter den europäischen Nationen so wichtig geschienen, daß sie große Prämien zu Beförderung derselben ausgesetzt hat. Diese Prämien kommen dem Staat von Großbritanien in manchen Jahren auf mehr als dreimal hundert tausend Pfund Sterling, das ist, auf mehr, als drei Millionen unsrer Gulden zu stehen. Die Einfuhr des Getraides haben sie im Gegentheil, seit Jahr-

hunderten, mit solchen Auflagen beschwert, daß sie so gut als gänzlich verboten ist*).

Wenn ich die Gründe anführen wollte, warum ich sowohl die Begünstigung der Ausfuhr des Getraides durch so hohe Prämien, als die Behinderung der Einfuhr desselben durch so schwere Auflagen, für eine schlechte Politik halte, so würde mir leichtlich jedermann beifallen. Würde ich aber nachher eben diese Grundsätze auf andere Gegenstände des Handels anwenden, wo sie noch weit treffender und beweisender wären, so würde man mir dennoch die Folge nicht zugestehen. Es giebt der Menschen nur allzu viele, die majorem und minorem, alle Vordersätze, wie sie Namen haben mögen, eingehen, und dennoch am Ende die Conclusion läugnen; die in Erbitterung darüber gerathen, wenn man ihrem Glauben die Evidenz entgegen zu setzen weiß; die es als eine Gewaltthätigkeit ansehen, die man an dem ehrwürdigsten Theile ihres Selbstes, an ihrem Verstande ausüben will, und daher Gewalt mit Gewalt abzutreiben suchen.

---

*) Es ist merkwürdig, daß, obgleich die Einfuhr des Getraides in England so erschweret, und die Ausfuhr nicht nur durch Prämien, sondern auch durch beträchtliche, diesem Gewerbe vor dem inländischen Kornhandel ertheilte Freiheiten, dergestalt begünstigt wird, daß der Holländer englisches Getraide wohlfeiler erhält, als es der Engländer auf seinem eigenen Markte bezahlt, dennoch der Mittelpreis des Getraides, seit der Einführung dieser Prämien, das ist, seit dem Ende des vorigen Jahrhunderts, um ein merkliches gefallen ist.

Alle dergleichen Anstalten, welche dahin zielen, die Einfuhr dieser oder jener Waare auf eine gewaltsame Weise zu verhindern, die Ausfuhr dieser oder jener andern Waare auf eine natürliche Weise zu befördern, haben ihren ersten Ursprung aus der leeren Sorge, den Ausfluß des Geldes zu verhindern, und den Einfluß desselben zu befördern. Wir finden daher in älteren Zeiten das fast allgemeine Verbot, baares Gold und Silber auszuführen. Die blutdürstigen Gesetze, die darüber noch jetzt in Spanien und in Portugal wachen, sind bekannt; und es ist eben so bekannt, daß sie gerade das Gegentheil von dem bewirken, was sie zur Absicht haben. Spanien war vor der Eroberung von Amerika das angebauteste Land des damaligen Europa. Reich an Produkten, reich an Manufakturen, reich an Menschen und Gewerbe. Die Thorheit, alles Geld und allen Handel allein haben zu wollen, hat es elend, menschenleer und ohnmächtig gemacht. Es ist nicht wahr, daß die Intoleranz, daß die Trägheit der Spanier ihrem Aufkommen im Wege steht: Geld und Commerzschwindel ists.

Die übrigen europäischen Staaten sind die Thorheit des Verbots, baares Geld aus dem Lande zu führen, allmählig inne geworden. Sie haben begriffen, daß der gehemmte Canal zurückströmen, sich ein anderes Bette graben, und seine bisherigen Ufer trocken lassen mußte: daß es aber mit allen andern gewaltthätigen Mitteln, die frevelhafte Desertion des vorhandenen Geldes zu verhindern, und das einkommende gefänglich

anzuhalten, das nämliche, daß es mit dieser Absicht an und für sich eine Thorheit sey, bis dieses auch noch überzeugend erkannt wird, werden leider mehrere Jahre verstreichen müssen.

Da das Gold, als das bequemste Mittel und das allgemeine Werkzeug des Tausches, gleichsam ein Zauberstab in unsrer Hand ist, mit dem wir in jedem Augenblick fast jeden Gegenstand unsrer Wünsche auf das schnelleste hervorbringen können, so vergessen wir seine wahre Eigenschaft, vermöge welcher es ein bloßes Zeichen, ein bloßes Pfand ist; machen das Ding aller Dinge daraus, und verfallen damit in den gefährlichsten Aberglauben, und in die dümmste Abgötterei.

Ferner wird unsre Imagination in Absicht des Geldes dadurch bethöret, daß, da der Werth alle Dinge vom Gelde her benannt ist, und im Handel und Wandel der Moment des Verkaufes der Moment des Gewinnes ist, wir mit jeder Geldeinnahme die Vorstellung von Gewinn verbinden, und darüber vergessen, daß, wer verkauft, nothwendig vorher eingekauft haben muß, und daß man das Geld in keiner andern Absicht begehren kann, als um es wieder auszugeben, es sey zum Genuß, oder zu neuem Erwerb.

Auch folgendes verleitet nicht wenig unsere Imagination, daß wir nämlich in blühenden Staaten einen Ueberfluß an Gelde wahrnehmen. Anstatt den Geldüberfluß dieser Staaten ihrem Ueberfluß an brauchbaren Dingen zuzuschreiben, schreiben wir ihren Ueberfluß an brauchbaren Dingen ihrem

Geldüberfluß zu: da es doch so offenbar ist, daß Geld nie die brauchbaren Dinge vermehren kann, wohl aber die brauchbaren Dinge das Geld. Viele sind, die Bevölkerung betreffend, auf einem ähnlichen Wege in einen ähnlichen Irrthum gerathen; da es doch nicht minder auffallend ist, daß die Menschen immer der Nahrung nachlaufen, nie aber die Nahrung den Menschen.

Jedoch war dieser Irrthum weit verzeihlicher, weil eine gewisse Volksmenge ein nothwendiges Ingredienz zur Glückseligkeit und Sicherheit eines Staats ist; Geld aber im Nothfall entbehrt werden könnte. Das große, mächtige, und sehr bevölkerte mexicanische Reich hatte keine geprägten Metalle; und wir sehen, daß der größte Handel, der Handel von Nation zu Nation, meistens ohne Versendung von baarem Gelde, daß er auf eine weit vortheilhaftere Weise, durch Hülfe des Credits, und einen Umlauf von Wechseln betrieben wird. Wenn es nun aber verschiedene Mittel giebt, welche die Stelle des Geldes vertreten können, hingegen kein Mittel, welches die Stelle der unmittelbar nothwendigen und brauchbaren Dinge vertreten kann, die wir durch Hülfe desselben eintauschen; so muß der wahre eigentliche Reichthum in dem Besitz der unmittelbaren Gegenstände des Genusses, er muß in dem Besitze desjenigen bestehen, das sich nicht ersetzen läßt; nicht in dem Besitze desjenigen, welches jenes nur repräsentirt, und sehr leicht ersetzt werden kann.

Das Geld, als Metall, ist eine Waare wie andere Waaren. Das Geld, als Geld, ist ein bloßes

Instrument, ein bloßes Werkzeug des Tausches, und es kann davon nicht mehr in einem Lande erforderlich seyn, als zum Umlauf der Gegenstände seines Gewerbes gehört. Würde eine größere Quantität davon angehäuft, so müßte dasselbe in der nämlichen Proportion, wie alle andere Dinge, wovon eine zu große Menge entsteht, von seinem Werthe verlieren. Wir haben bereits angemerkt, daß das Geld, seit der Entdeckung von Amerika, über 200 Procent von seinem vorigen Preise herabgesunken ist. Das ist, ich erhalte jetzt für einen Theil des Produkts der Industrie, des Talents, ungefähr drei Gulden, wofür ich ehemals nur einen Gulden erhalten hätte; ich kann aber auch hinwiederum für diese drei Gulden nicht mehr Produkte, Industrie, oder Talente eintauschen, als ich ehmals für einen Gulden würde eingetauscht haben. Es ist also im Ganzen weder Gewinn noch Verlust bei der Sache. Nur sind die Metalle dadurch etwas weniger tauglich zur Absicht des Geldes geworden, indem wir jetzt 30 Gulden in die Tasche stecken müssen, wo wir uns zuvor nur mit 10 zu beladen hatten.

Ich wiederhole: das Geld, als Geld, ist weiter nichts, als Instrument, und gehört in die Klasse des Geräthes. Nun würde es jedermann als etwas ungereimtes ausschreien, wenn einer z. E. mehr Küchengeschirr anschaffen wollte, als er bisher zum Kochen der Speisen, die er zu verzehren pflegte, nöthig hatte, in der Absicht, dadurch seine Nahrung zu vermehren. In der That aber ist der Versuch, den Reichthum eines Lan-

des entweder durch die Einfuhr, oder das Behalten einer überflüssigen Quantität Goldes und Silbers in dem Lande, zu vermehren, eben so ungereimt, als wenn man es versuchen wollte, die Kost der Privatfamilien dadurch zu vermehren, daß man sie nöthigte, eine überflüssige Anzahl von Küchengeschirr zu halten. Wie der Aufwand des Ankaufes dieser überflüssigen Geschirre entweder die Quantität, oder die Güte der Kost der Familien vermindern würde, anstatt sie zu vermehren, so müßte auch der Aufwand des Ankaufes einer überflüssigen Quantität Goldes und Silbers in einem Lande eben so nothwendig den Reichthum vermindern, der das Volk mit Nahrung, Kleidern, Wohnung, kurz mit Unterhalt und Arbeit versorgt.

Der Reichthum eines Landes kann sich eigentlich und wahrhaft auf keine andere Weise vermehren, als durch die Vermehrung seiner rohen und verarbeiteten Produkte. Tausend Millionen Gulden werden ewig tausend Millionen Gulden bleiben, und sich um keinen Heller vermehren, wenn man sie nicht auf Agrikultur und Industrie verwendet. Gesetzt, es käme jemand mit einer Colonie und tausend Millionen an baarem Geld in ein ödes Eiland; würde er nicht eilen müssen, sich seines baaren Geldes so geschwind als möglich los zu machen, um dagegen, aus benachbarten Gegenden Saamen, Pflanzen, Handwerkszeug und Geräthe einzutauschen; und würde sich nicht der Wohlstand dieser Colonie desto schleuniger vermehren, je

schleuniger sie Anlaß und Mittel fände, Saamen, Pflanzen und Geräthe für baares Geld anzunehmen?

Aber, sagt mir vielleicht einer der bescheidensten und klügsten aus der Secte, die ich bestreite: wir verlangen nicht, daß man zu Erlangung nöthiger und nützlicher Dinge das Geld nicht aus dem Lande schicken solle; wir wollen nur verhindern, daß es für eitle und unnütze Dinge an Fremde vertauscht, und so auf immer für uns aus dem Wege geräumt werde. Und ich antworte hierauf, daß gar kein Verlust dabei ist, wenn überflüssiges Geld für unnütze Dinge aus dem Lande geht, sintemal überflüssiges Geld das unnützeste aller Dinge ist. Mehr als das überflüssige Geld kann aber für dergleichen Dinge nicht aus dem Lande gehen, es müßte denn von diesem oder jenem Verschwender herkommen, der denjenigen Theil seiner Einkünfte, die zu Erhaltung seines Fundi erfoderlich sind, dieser Erhaltung entzöge, oder noch unmittelbarer sein Capital angriffe, um seine Lüste zu vergnügen. Diesen Verschwender aber werden eure politischen Busen gewiß nicht auf den rechten Weg zurückbringen, und ihr werdet, ohne das Gute, das ihr vorhattet, zu bewirken, auf der andern Seite tausendfachen Schaden anrichten.

Es ist die lächerlichste Grille, die man sich denken kann, daß, (den eben angeführten Fall und auswärtige Kriege ausgenommen) daß, sage ich, im freien Gange des Commerzes mehr Geld aus dem Lande hinausfließen sollte, als von der andern Seite wieder hereinfließt. Es kann aber ein ganzes Land sich in dem

Fall eines Verschwenders befinden, wenn nämlich solche verderbliche Verordnungen und Polizei-Gesetze über daßselbe kommen, oder es mit solchen hohen und disproportionirten Taxen und verkehrten Imposten beschwert wird, daß dadurch seine Agrikultur sich vermindern, seine Gründe in Unwerth verfallen, seine Industrie jährlich abnehmen muß; folglich die Capitalien der Einwohner keine vortheilhafte Anwendung mehr finden. Ein solches Land muß von Jahr zu Jahr in sich selber immer ärmer werden, und doch muß sich in demselben eine Zeitlang ein gewisser Geldüberfluß ergeben, weil der müßigen Capitalien, die man einer unergiebigen Agrikultur und Industrie entzieht, um sie nicht vollends zu verlieren, alle Tage mehr werden. Alles dieses Geld muß nothwendig aus dem Lande hinaus; eben so, wie ein Wasser, welches über das Maß seiner Dämme anschwillt, nothwendig über sie hinausstürzen muß. Keine menschliche Gewalt wird es jemals aufhalten.

Es aufzuhalten, wäre auch nicht einmal vortheilhaft. Entschließt man sich aber, das Uebel an der Wurzel zu heilen, so wird der Ausfluß des Geldes von selbst aufhören, und die verschwundenen Capitalien werden vor und nach, in demselbigen Verhältniß, wie der verschwundene, selbstständige, wahre und wesentliche Reichthum des Staats wieder hervorkommen wird, ihren vorigen Platz auch von selbst wieder einzunehmen kommen.

Man sollte glauben, diese offenbaren Wahrheiten müßten sich dem gesunden Menschenverstande aufdrin-

gen. Es ist so klar, und erläutert sich in jedem Beispiele so augenscheinlich, daß das Geld weiter nichts, als ein Tausch-Pfand ist, daß man nicht begreift, wie man es je für einen Gegenstand unmittelbarer Begierde ansehen könne.

Dennoch verfallen wir jedesmal in diesen Irrthum, wenn wir einen Verkauf gegen baares Geld, vornämlich einen solchen Verkauf an Auswärtige, für vortheilhafter, als einen Verkauf gegen Produkte und Manufakturarbeiten ansehen. Wenn es wahr und unläugbar ist, daß jedermann, der sich die Mühe giebt, von irgend einem Dinge eine größere Menge hervorzubringen, als sein eigenes Bedürfniß erfodert, es einzig und allein in der Absicht thun kann, diesen Ueberfluß gegen andere Gegenstände des Genusses zu vertauschen, woran ein zweiter sich in eben der Absicht einen Ueberfluß erworben hat: wenn dieses wahr und unläugbar ist, so muß es eben so wahr und unläugbar seyn, daß ihm die unmittelbarste Weise zu seiner Absicht zu gelangen, auch die liebste und vortheilhafteste seyn muß. Wollte ich ihm ein Pfand aufdringen, gegen welches er den bezielten Genuß, das bezielte Bedürfniß nicht eintauschen könnte; so wäre dieses für ihn ein betrügliches Pfand ohne Werth, und er würde die Mühe und die Kosten bereuen, die er auf die Erzielung eines Ueberflusses verwendet hätte, ohne das gewünschte dafür zu erhalten, und sich dieselben von nun an ganz sicher ersparen. Gäbe man ihm hingegen ein Pfand, gegen welches er das Bezielte zwar eintauschen, aber nicht ohne neue

Mühe und neue Kosten eintauschen könnte, so würde er sich zwar dazu verstehen, und den Muth zu Wiederholung seiner Arbeit nicht verlieren, seinen Schaden aber dennoch empfinden.

In letzterem Falle befindet sich ein Land, welches für seine Produkte und Manufaktur-Artikel von einem andern nur baares Geld eintauscht. Ich setze zum voraus, wie man denn dieß fast ohne Ausnahme voraussetzen kann, daß in diesem Lande soviel baares Geld circulirt, als zu seinem Gewerbe erforderlich ist. Das eingebrachte baare Geld muß alsdenn nothwendig wieder ausgeführt werden, um jene anderen Produkte und Waaren einzuführen, welche zur Balancirung seiner Industrie erforderlich sind. Natürlicher Weise verursacht dieses doppelten, manchmal drei- und vierfachen Aufwand an Fracht, Capitalvorschuß und andern Unkosten, die man erspart hätte, wenn gedachtes Land, anstatt des baaren Geldes, die bedürftigen Artikel selbst zu liefern im Stande gewesen wäre.

Ein Land, das keine eigene Minen hat, muß freilich sein Gold und Silber aus fremden Ländern auf die nämliche Art ziehen, wie ein Land, das keine Weinberge hat, seine Weine aus andern Ländern kommen lassen muß. Es scheint aber deßwegen nicht nöthig, daß die Aufmerksamkeit der Regierung für jenen Gegenstand mehr als für diesen sorgen sollte. Ein Land, welches das Vermögen hat, Wein zu kaufen, wird allezeit den benöthigten Wein bekommen können; und einem Lande, das Gold und Silber kaufen kann, werden diese Me-

talle niemals mangeln. Wie alle andere Waaren sind sie für einen gewissen Preis feil, und wie sie der Preis aller andern Waaren sind, so sind auch alle andere Waaren der Preis dieser Metalle. Wir verlassen uns zuversichtlich darauf, daß die Handelsfreiheit uns, ohne einige Vorsorge von Seiten der Regierung, allezeit mit den Weinen, die wir brauchen, versehen wird; und eben so zuversichtlich dürfen wir uns darauf verlassen, daß sie uns allezeit mit allem dem Gold und Silber, so wir kaufen, oder, entweder zur Cirkulation unserer Waaren, oder zu irgend einigen andern Absichten, gebrauchen können, versehen wird. Und obgleich Güter nicht allezeit so leicht und geschwinde Geld einbringen, als das Geld Güter erkauft, so ziehen sie doch mit der Zeit gewisser und nothwendiger Geld nach sich, als sogar Geld Güter nach sich zieht. Güter können noch zu vielen andern Absichten, als zum Verkaufe für baares Geld gebraucht werden. Geld hingegen dienet zu sonst nichts, als Güter damit einzukaufen. Folglich muß Geld allezeit nothwendig nach Gütern; Güter hingegen nicht allezeit und nothwendig nach Geld laufen. Der Käufer will nicht allezeit wieder verkaufen, sondern oft will er die Güter verzehren oder verbrauchen; dahingegen der Verkäufer allezeit wieder einkaufen will. Jener kann oft sein ganzes Geschäft gethan haben; dieser hingegen hat niemals mehr als die Hälfte seines Geschäfts gethan. Die Menschen lieben das Geld nicht seiner selbst, sondern desjenigen wegen, was sie damit erkaufen können.

Die den hier entwickelten Wahrheiten entgegen gesetzten Irrthümer haben der Menschheit die blutigsten Wunden geschlagen. Sie morden noch bis auf die heutige Stunde in dem unglücklichen Peru und Mexiko, und drücken minder oder mehr fast alle Gegenden von Europa. Monopolien und sogar Propolien werden, vermöge dieser Irrthümer, ohne Rücksicht und Vorsicht verschwendet; unendliche Zolltarife nach dem Linneischen System entworfen, aus denen sich die ganze Natur- und Kunstgeschichte studiren ließe, und aus denen zu erlernen ist, wie man Natur und Kunst an allen Enden auf das geschickteste hemme und unterdrücke, indem man sie gegen einander aufwiegle und eine durch die andere zerstöre. Alle dergleichen Anstalten, die leider! zu grausam sind, als daß man ruhig nur über sie lachen könnte, zielen dahin ab, und müssen nothwendig dahin gelangen.

Ich mag, was in der vorhergehenden Rhapsodie über diesen Punkt bereits gesagt worden ist, hier nicht wiederholen, noch die Ungereimtheit des Gedankens weiter erörtern, Manufaktur auf Unkosten von Agrikultur befördern zu wollen; die Produktion vermindern zu wollen, um derselben Verarbeitungen zu vermehren u. s. w. Unsere Nachkommen werden Mühe haben zu begreifen, wie wir je haben den Anschlag machen können, die Menge der Kinder zu vergrößern, ohne vorher die Mütter zu befruchten, aus deren Busen sie doch hervorgehen, an deren Brüsten sie zuerst

sich nähren müssen; — wie wir uns je haben können beigehen lassen, die Maße der Fabrikate durch Mittel zu vermehren, welche das Materiale zu diesen Fabrikaten, und die Mittel zu derselben Bezahlung nothwendig vermindern mußten.

Einige Betrachtungen, die weiter eingreifen und von noch allgemeinerer Beziehung sind, mögen hier eine Stelle einnehmen.

Die allgemeine Industrie der Gesellschaft (unter welcher Benennung sowohl Agrikultur als Manufaktur im eigentlichen Verstande zusammen genommen werden muß) kann niemals mehr ausmachen, als soviel das Capital der Gesellschaft beschäftigen kann. Wie die Anzahl Arbeitsleute, die irgend jemand in beständiger Arbeit unterhalten kann, seinem Capital oder Vermögen gewissermaßen proportionirt seyn muß, so muß auch die Anzahl der Arbeitsleute, welchen die sämmtlichen Mitglieder irgend einer großen Gesellschaft beständige Arbeit und Unterhalt geben können, dem ganzen Capitale dieser Gesellschaft gewissermaßen proportionirt seyn, und sie kann niemals diese Proportion übersteigen. Keine Handelsanstalt oder Verordnung kann die Quantität der Industrie in irgend einer Gesellschaft höher treiben, als dieses Capital erschwingen kann. Sie kann nur einen Theil derselben auf ein Geschäft lenken, auf welches dieser Theil sonst nicht gewendet worden wäre; und es ist

keinesweges gewiß, daß diese künstliche Lenkung der Gesellschaft vortheilhafter seyn werde, als diejenige Richtung, wohin sich die Industrie von selbst würde gewendet haben.

Jedermann bestrebt sich allezeit, die vortheilhafteste Anwendung irgend eines Capitals, das in seinem Vermögen steht, zu entdecken. Zwar ist es sein eigener, und nicht der Vortheil der Gesellschaft, den er sich dabei vorsetzt. Allein das Befleißigen auf seinen eigenen Vortheil führt ihn natürlicher oder nothwendiger Weise dahin, daß er demjenigen Geschäfte, das auch für die Gesellschaft am vortheilhoftesten ist, den Vorzug giebt.

Was aber die Art einheimischer Industrie sey, die sein Capital beschäftigen kann, und deren Produkt wahrscheinlicher Weise am meisten gelten wird, dieß kann, wie man leicht einsieht, ein jeder in seiner örtlichen Lage weit besser beurtheilen, als es irgend ein Staatsmann für ihn entscheiden kann. Der Staatsmann, der es versuchen wollte, Privatleuten zu zeigen, auf welche Art sie ihre Capitalien anwenden sollten, würde sich nicht nur mit einer höchst unnöthigen Sorge und Arbeit beladen, sondern sich auch eine Gewalt anmaßen, die man nicht nur keiner einzelnen Person, sondern auch keinem Staatsrathe oder Senate sicher anvertrauen kann, und welche nirgends so gefährlich seyn würde, als in den Händen eines Mannes, der so thöricht und ver-

wegen wäre, sich einzubilden, er sey fähig, sie auszuüben.

Das Monopol des einheimischen Marktes dem Produkte einheimischer Industrie in irgend einem Handwerke oder einer Manufaktur geben, heißt gewissermaßen Privatleuten vorschreiben, auf welche Art sie ihre Capitalien anwenden sollen, und muß beinah in jedem Falle eine entweder unnütze oder schädliche Verordnung seyn. Kann das Produkt des einheimischen Fleißes eben so wohlfeil als das des ausheimischen, auf den einheimischen Markt gebracht werden, so ist eine solche Verordnung augenscheinlich unnütz. Kann es aber nicht, so muß sie insgemein schädlich seyn. Es ist die Maxime eines jeden verständigen Hausvaters, niemals zu versuchen, das zu Hause zu verfertigen, was ihn solchergestalt mehr kosten würde, als wenn er es kaufte. Der Schneider versucht es nicht, seine eigenen Schuhe zu machen, sondern er kauft sie vom Schuster. Der Schuster versucht es nicht, seine eigenen Kleider zu machen, sondern er gebraucht einen Schneider dazu. Der Landwirh versucht weder das eine noch das andere zu machen, sondern er läßt seine Schuh und Kleider von diesen Handwerksleuten verfertigen. Sie alle finden ihren Vortheil dabei, ihren Fleiß auf eine Art anzuwenden, worin sie ihren Nachbaren einigermaßen überlegen sind, und mit einem Theil ihres Produktes, oder, welches einerlei ist, mit dem Preis eines Theils desselben, alles andere zu erkaufen, was sie sonst bedürfen.

Was aber im Betragen einer jeden Privatfamilie eine Klugheit ist, kann wohl schwerlich im Betragen eines Staates eine Thorheit seyn. Kann ein fremdes Land uns mit irgend einer Waare wohlfeiler versehen, als wir selber sie verfertigen können, so ist es besser, sie mit irgend einem Theil des Produkts unseres eigenen Fleißes zu erkaufen, der auf irgend eine Art angewendet wird, worin wir einigen Vorzug haben. Da die ganze Industrie des Landes allezeit dem Capital, das sie beschäftigt, proportionirt ist, so wird sie dadurch eben so wenig, als die der obenerwähnten Handwerksleute vermindert werden, sondern nur den Weg aufsuchen dürfen, worauf sie sich am vortheilhaftesten beschäftigen kann. Nun aber wird sie gewiß nicht aufs vortheilhafteste beschäftiget, wenn sie solchergestalt auf einen Gegenstand geleitet wird, den sie wohlfeiler kaufen, als selber verfertigen kann. Der Werth ihres jährlichen Produkts wird gewiß um mehr oder weniger vermindert, wenn sie solchergestalt vom Verfertigen von Waaren abgehalten wird, die augenscheinlich mehr werth sind, als die Waare, die sie verfertigen soll. Nach der angenommenen Meinung könnte diese Waare von fremden Ländern wohlfeiler gekauft werden, als sie zu Hause verfertigt werden kann. Sie könnte also mit einem bloßen Theile der Waaren, oder, welches einerlei ist, mit einem bloßen Theile des Preises der Waaren gekauft werden, die der von einem gleichen Capitale beschäftigte Fleiß, wenn man ihn seinem natürlichen Laufe überlassen hätte, zu Hause hervorgebracht haben würde. Die Industrie

des Landes wird demnach von einem vortheilhafteren Geschäfte hinweg, und auf ein weniger vortheilhaftes gewendet: und, anstatt der Absicht des Gesetzgebers zufolge vermehrt zu werden, muß der Tauschwerth seines jährlichen Produkts durch eine jede solche Verordnung nothwendig vermindert werden.

Vermittelst solcher Verordnungen kann man zwar irgend eine besondere Manufaktur bisweilen früher als sonst erlangen; und nach einer gewissen Zeit kann sie zu Hause ihre Waaren eben so wohlfeil oder wohlfeiler als im fremden Lande verfertigen. Ob aber gleich die Industrie der Gesellschaft solchergestalt auf eine vortheilhafte Art früher als sonst geschehen seyn würde, in einen besondern Canal geleitet werden kann, so folgt doch hieraus keinesweges, daß der ganze Belauf ihrer Industrie oder ihres Einkommens durch irgend eine solche Verordnung jemals vermehrt werden könne. Die Industrie der Gesellschaft kann sich nur in der Proportion, worin ihr Kapital zunimmt, vermehren, und ihr Capital kann nur in Proportion desjenigen, was nach und nach von ihrem Einkommen erspart wird, zunehmen. Nun ist aber die unmittelbare Wirkung einer jeden solchen Verordnung eine Verminderung ihres Einkommens, und das, was ihr Einkommen vermindert, wird wohl schwerlich ihr Capital geschwinder vermehren, als es sich sonst von selbst vermehrt haben würde, wenn man sowohl das Capital als die Industrie ihr natürliches Geschäft hätte selber aufsuchen lassen.

Gesetzt auch, eine Gesellschaft sollte in Ermangelung solcher Verordnungen, die verlangte Manufaktur niemals erhalten, so würde sie doch deßwegen in keinem Zeitraum ihrer Dauer nothwendig ärmer seyn. In jedem Zeitraume ihrer Dauer hätten ihr ganzes Capital und ihre ganze Industrie immer noch, obgleich mit andern Gegenständen, auf diejenige Art beschäftigt werden können, die ihr zu derselben Zeit am vortheilhaftesten war. In jedem Zeitraume hätte ihr Einkommen so groß seyn können, als ihr Capital nur immer gewähren konnte, und sowohl das Capital, als das Einkommen hätten noch immer mit der größten möglichen Geschwindigkeit zunehmen können.

Die natürlichen Vorzüge, die ein Land vor dem andern im Hervorbringen gewisser Waaren zum Voraus hat, sind bisweilen so groß, daß die ganze Welt zugesteht, es würde vergeblich seyn, sich ihnen zu widersetzen. Mit Treibhäusern, Beeten und Mauern könnte man z. B. in Baiern gute Trauben erzielen, und aus denselben auch guten Wein machen; nur kostete er ungefähr dreißigmal so viel, als ein wenigstens eben so guter Wein, der aus fremden Ländern eingeführt würde. Würde es aber nun ein vernünftiges Gesetz seyn, das die Einfuhr aller fremden Weine verböte, bloß um in Baiern die Cultur des Rhein- oder Mosel-Weins, des Champagners oder Burgunders zu begünstigen? Wenn es aber etwas offenbar ungereimtes seyn würde, dreißigmal mehr vom Capital und Fleiße eines

Landes auf irgend ein Geschäft zu wenden, als nöthig wäre, eine gleiche Quantität der verlangten Waaren von einem fremden Lande zu erkaufen, so muß es eine zwar nicht ganz so sehr auffallende, aber doch ganz ähnliche Ungereimtheit seyn, auf ein solches Geschäft einen dreißigsten, oder auch nur einen dreihundertsten Theil mehr vom Capital oder vom Fleiße zu wenden. Ob die Vorzüge, die ein Land hierin vor dem andern voraus hat, natürliche oder erworbene Vorzüge sind, daran liegt in dieser Absicht nichts. So lange das eine Land diese Vorzüge vor dem andern hat, und sie dem andern fehlen, wird es für das letztere allezeit vortheilhafter seyn, dergleichen Waaren lieber von jenem Lande zu kaufen, als sie selber zu verfertigen. Der Vortheil, den ein Handwerksmann vor seinem Nachbar, der ein anderes Handwerk treibt, voraus hat, ist ebenfalls nur ein erworbener Vortheil; und dennoch finden sie beide es vortheilhafter, dasjenige, was nicht zu ihrem eigenen Handwerke gehört, einander abzukaufen, als es selber zu verfertigen.

Wenn eine mit vielen Ländereien versehene Nation entweder durch hohe Abgaben, oder durch Verbote der Einfuhr ihrer Waaren, den Handel fremder Völker drückt, so schadet sie nothwendiger Weise auf zweierlei Art ihrem Interesse. Erstlich, durch die Vertheurung des Preises aller auswärtigen Güter und aller Arten von Manufakturwaaren muß sie unvermeidlicher Weise den reellen Werth des überflüssigen Produkts ihrer eigenen

Ländereien erniedrigen, mit welchem, oder, (welches auf einerlei hinausläuft) mit dessen Preise sie jene fremde Güter und Manufakturwaaren kauft. Zweitens, indem sie ihren eigenen Kaufleuten, Manufakturisten und Handwerkern eine Art Monopoli auf dem einheimischen Marktegiebt, steigert sie die Proportion der Handel- und Manufaktur-Gewinnste in Proportion des landwirthschaftlichen Gewinnstes; und sie entziehet folglich entweder dem Feldbau einen Theil des schon vorher darauf verwendeten Capitals, oder sie hält einen Theil desjenigen, was sonst demselben würde zugewendet worden seyn, davon ab. Diese Staatswirthschaft drückt demnach den Feldbau auf zweierlei Art: Erstlich: durch die Erniedrigung des reellen Werths seines Produkts, und folglich auch durch die Erniedrigung der Proportion seiner Gewinnste; und Zweitens: durch die Erhöhung der Proportion des Gewinnstes in allen andern Gewerben. Der Feldbau wird dadurch weniger vortheilhaft; und Handlung und Manufakturen werden einträglicher, als sie sonst seyn würden: und jedermann wird durch seinen eigenen Vortheil angereitzt, sowohl sein Vermögen als seinen Fleiß dem Feldbau zu entziehen, und beides andern Gewerben zuzuwenden.

Sollte auch eine mit vielen Ländereien versehene Nation durch diese unterdrückende Staatswirthschaft etwas früher, als durch die Handelsfreiheit geschehen könnte, einheimische Handwerksleute, Manufakturisten und Kaufleute erhalten können; (woran man jedoch mit

Grund noch sehr zweifeln muß) so würde sie solche doch so zu reden, zu frühzeitig, und ehe sie für dieselbe vollkommen reif wäre, erlangen. Durch einen zu voreiligen Erwerb einer Art Industrie, würde sie eine andere, wichtigere Art Industrie dämpfen und niederdrücken. Durch einen zu voreiligen Erwerb einer Art Industrie, die nur das Capital, das sie beschäftigt, nebst dem gewöhnlichen Gewinnste daran, wieder erstattet, würde sie eine Art Industrie dämpfen, die außer und neben der Wiedererstattung jenes Capitals, nebst den Gewinnsten daran, auch noch ein reines Produkt, eine freie Rente, dem Gutsherrn gewährte. Durch eine zu voreilige Ermunterung ganz unfruchtbarer und unproduktiver Arbeit, würde sie produktive Arbeit niederdrücken.

Daß es der Monopoliengeist war, welcher dergleichen Lehren ursprünglich erfand und ausbreitete, daran kann nicht gezweifelt werden; und ihre ersten Lehrer waren bei weitem nicht so thöricht, als diejenigen waren, welche ihnen glaubten. In jedem Lande ist es, und muß es allezeit für den größten Theil des Volkes ein Vortheil seyn, alles, was sie brauchen, da zu kaufen, wo es am wohlfeilsten zu bekommen ist. Dieser Satz ist so handgreiflich, daß es etwas lächerliches seyn würde, sich mit dem Beweise desselben zu bemühen. Auch hätte er nie bezweifelt werden können, wenn die eigennützigen Trugschlüsse der Kaufleute und Manufakturisten den allgemeinen Menschenverstand nicht verwirrt hätten. Ihr Interesse ist in diesem Stücke dem Interesse des

größten Theils des Volkes schnurstracks zuwider. Wie es das Interesse der Mitglieder einer Zunft ist, die übrigen Einwohner eines Orts zu verhindern, daß sie keine andern Arbeiter als sie gebrauchen dürfen, so ist es das Interesse der Kaufleute und Manufakturisten eines jeden Landes, sich das Monopol des einheimischen Marktes zu versichern; daher in so vielen europäischen Ländern jene außerordentliche Abgaben auf fast alle Güter, die von ausländischen Kaufleuten eingeführt werden; daher jene hohen Zölle, jene Verbote aller der ausländischen Manufakturwaaren, deren Absatz der unsrigen ihrem einigen Abbruch thun möchte. Daher auch jene außerordentliche Einschränkung der Einfuhr fast aller andern Güter aus denjenigen Ländern, mit welchen die Handelsbilanz für nachtheilig gehalten wird.

So werden die kriechenden Kunstgriffe kleiner Krämer und armseliger Handwerksleute zu politischen Grundsätzen für die Regierung eines großen Staats aufgeworfen! Nur die armseligsten Krämer und Handwerksleute machen es zu einer Regel, sich vornämlich an ihre eigenen Kunden zu halten. Ein großer Kaufmann holt seine Güter allezeit da, wo sie am besten und wohlfeilsten sind.

Allein durch Maximen wie diese, hat man Völker gelehrt, ihr Interesse bestehe darin, ihre Nachbaren arm zu machen. Jede Nation ist verleitet worden, den Wohlstand aller der Nationen, mit denen sie einen

Verkehr hat, mit neidischen Augen zu betrachten, und den Gewinn derselben für ihren eigenen Verlust zu halten. Die Handlung, welche, natürlicher Weise, unter Völkern so wie unter Privatleuten ein Band der Eintracht und Freundschaft seyn sollte, ist die fruchtbarste Quelle der Zwietracht und Feindseligkeit geworden. Die eigensinnige und muthwillige Ehrsucht der Großen dieser Erde ist während des vergangenen und jetzigen Jahrhunderts der Ruhe Europens nicht schädlicher gewesen, als die alberne Eifersucht der Kaufleute und Manufakturisten. Jenem alten Uebel ist wohl schwerlich abzuhelfen; allein die niederträchtige Raubsucht, der Monopoliengeist der Kaufleute und Manufakturisten können ihnen zwar auch vielleicht nicht abgewöhnet werden; aber verhindern kann man sie doch, daß sie niemand in seiner Ruhe stören mögen als sich selbst.

Es ist wahrer Unsinn, den Reichthum einer benachbarten Nation als etwas schädliches zu betrachten, und den Bedacht darauf zu nehmen, sie in Armuth zu versetzen. Wie ein reicher Mann für seine fleißigen Nachbaren ein besserer Kunde seyn wird, als ein Armer; so ist auch eine reiche Nation ein besserer Kunde als eine arme. Zwar ist ein reicher Manufakturist ein sehr gefährlicher Nachbar für diejenigen, die mit der nämlichen Waare handeln. Allein alle seine anderen Nachbaren, d. i. bei weitem die meisten, gewinnen durch den guten Absatz, den sein Aufwand ihnen verschafft. Sie

gewinnen sogar dadurch, daß er seine Güter wohlfeiler verkauft als die ärmern Handwerksleute, die das nämliche Gewerbe treiben. Eben also können die Manufakturisten einer reichen Nation ohne Zweifel sehr gefährliche Mitwerber für die Manufakturisten ihrer Nachbarn seyn: allein für den größten Theil des Volks ist eben diese Mitwerbung nützlich; und außerdem gewinnt es durch den guten Markt oder Absatz, den der große Aufwand einer solchen Nation ihm in jeder andern Absicht gewährt. Privatleute, die ein Glück machen wollen, lassen sichs niemals einfallen, in die abgelegenen und armen Provinzen des Landes zu ziehen, sondern sie lassen sich in der Hauptstadt, oder irgend einem andern großen Handelsplatze nieder. Sie wissen, daß da, wo wenig Reichthum umläuft, auch wenig zu gewinnen ist; aber da, wo viel cirkulirt, auch ihnen etwas davon zu Theil werden kann. Die nämlichen Grundsätze, welche auf diese Art den allgemeinen Menschenverstand von einem, oder zehn, oder zwanzig Privatleuten regieren würden, sollten auch den Verstand von einer, oder zehn, oder zwanzig Millionen Menschen leiten, und eine ganze Nation bewegen, die Reichthümer ihrer Nachbaren für eine wahrscheinliche Ursache und Gelegenheit anzusehen, sich selber zu bereichern. Eine Nation, die sich gern durch die auswärtige Handlung bereichern wollte, wird ihre Absicht am wahrscheinlichsten erreichen, wenn alle ihre Nachbarn reiche, fleißige und handelnde Nationen sind. Eine große Nation, die auf allen Seiten von herumirrenden Wilden und armen

Barbaren umringt wäre, könnte sich zwar ohne Zweifel durch die Cultur ihrer eigenen Ländereien, und ihren eigenen innerlichen Handel, aber keineswegs durch auswärtigen Handel bereichern. Auf diese Art scheinen die alten Aegyptier und die neuern Chineser ihren großen Reichthum erworben zu haben. Von den alten Aegyptiern sagt man, daß sie die auswärtige Handlung vernachlässiget haben, und von den neuern Chinesern weiß man, daß sie dieselbe aufs äußerste verachten, und kaum, Wohlstands halber, des Schutzes der Gesetze würdigen. Die neuern Maximen des auswärtigen Handels zielen auf das Verarmen aller unserer Nachbaren ab; und sofern sie ihre Absicht erreichen können, machen sie eben diesen auswärtigen Handel zugleich unerheblich und verächtlich.

Von den zufälligen Uebeln, welche die Einschränkung des Commerzes nach sich ziehen, will ich nur einer Gattung, und dieser nur mit wenigen Worten erwähnen. Diese Einschränkungen erfordern eine Menge von Wächtern, Oberaufsehern, u. s. w., die besoldet und belohnt werden müssen; sie erheischen eine Menge verschiedener Impoſten; ziehen eine Menge Confiskationen nach sich; drücken und plagen den Einwohner an allen Ecken. — Eine unverständig eingerichtete Taxe giebt eine starke Versuchung zum Schleichhandel ab. Nun aber müssen die Strafen des Schleichhandels in Proportion der Versuchung steigen. Allen ordentli-

chen Grundsätzen der Gerechtigkeit zuwider, verursacht das Gesetz zuerst die Versuchung, und bestraft alsdenn diejenigen, die ihr unterliegen: und gemeiniglich vermehrt es auch sogar die Strafe nach Maßgabe eben desselben Umstandes, der sie gewiß lindern sollte, der Versuchung nämlich, das Verbrechen zu begehen. Auch setzen dergleichen Taxen, indem sie das Volk den häufigen Besuchen und den verhaßten Nachforschungen der Einnehmer unterwerfen, solches vielen unnöthigen Beschwerlichkeiten, Verdruß und Bedrückungen aus; und obgleich Verdruß kein baarer Aufwand ist, so ist er doch gewiß den Kosten äquivalent, womit ein jeder sich gerne davon loskaufen möchte. Auf irgend eine oder die andere Art verursachen die Taxen dem Volk oft noch einmal so viel Last und Kosten, als sie dem Landesherrn Nutzen verschaffen.

Sobald übrigens alle Systeme sowohl von partheiischen Begünstigungen, als von Einschränkungen, einmal aus dem Wege geräumt sind, so tritt das einfache und deutliche System einer natürlichen Freiheit von selbst an ihre Stelle, bei welchem ein jeder, so lang er die Gesetze der Gerechtigkeit nicht übertritt, vollkommen Herr bleibt, seinen eigenen Vortheil auf dem ihm selber beliebigen Wege zu suchen, zugleich aber alle Mitwerber neben sich dulden muß, welche seine Industrie sowohl als sein Capital auf diesem Wege finden können. Und man darf bei dieser Freiheit mit Zuver-

ſicht erwarten, daß ſich die Induſtrie der Privatleute, durch das eigene Intereſſe angetrieben, von ſelbſt auf diejenigen Gewerbe lenken wird, welche dem Vortheil der Geſellſchaft am zuträglichſten ſind.

Ueber Recht und Gewalt,

oder

philosophische Erwägung eines Aufsatzes von dem Herrn Hofrath Wieland, über das göttliche Recht der Obrigkeit.

Im deutschen Merkur, November 1777.

Dd 2

Qui legem praeesse vult, is velle videtur Deum ac leges imperare. Qui autem vult hominem, is etiam bellnam adiungit; cum praesertim tale quid sit cupiditas et iracundia; et magistratus et optimus quisque a recta via detorqueantur. Lex vero nihil aliud est, nisi mens a cupiditatibus libera.

Arist. Polit. Lib. IV. c. XII.

Das erste Stück des dießjährigen Museums enthält ein merkwürdiges Schreiben über das Recht des Stärkeren, welches einem Aufsatz des Hrn. Wieland (im deutschen Merkur, November 1777.) zur Unterstützung dienen soll. Dieser Aufsatz des Hrn. Wieland hatte zu seiner Zeit einen höchst widrigen Eindruck auf mich gemacht; und so konnte eine Schutzschrift dafür, die, was die ersten Zeilen gleich beweisen, es im vollen Ernste war, mir unmöglich wie die Erscheinung eines Freundes seyn. Aber wie geschwind sah ich anders. Ich entdeckte einen hellen Kopf, einen gesetzten Mann, der wichtige Gegenstände nach ihrer ganzen Würde zu behandeln, in jedem Lichte sie zu untersuchen, sie in jeder Stellung Andern zu beleuchten wußte. Mein ehemaliges Urtheil über die Wielandische Schrift wurde mir sogar verdächtig: ob es nicht zu flüchtig gefällt, zu einseitig, zu strenge gewesen; und ich schritt auf der

Stelle zu einer neuen Prüfung. Aber weit entfernt, die günstigere Meinung zu gewinnen, die ich beinah erwartet hatte, mußte ich meinen ersten Unwillen nur lebhafter, und zwar jetzo doppelt fühlen. Meine Seele war hiemit zur höchsten Aufmerksamkeit gespannt, daß ich nicht ruhen konnte, bis ich es klar vor Augen hatte, was beide Männer unter sich so einig, und in Absicht meiner so verschieden machen konnte. Ich fand es bald, und hätte, ohne Suchen, es auf den ersten Blick gehabt, wenn ich nicht zu Anfang irre geworden wäre, da mir, nach länger als 8 Jahren, von dem Wielandischen Aufsatz kaum eine unvollständige Erinnerung vorschwebte. Das Räthsel beruhte hauptsächlich nur auf Doppelsinn. Der Ungenannte hatte diesen Ausdruck: der Stärkere, in einer ganz anders bestimmten und eingeschränkten Bedeutung als Wieland genommen, welches nothwendig auf den Begriff des Rechts, und noch mehr auf das Verhältniß der Begriffe von Recht und Stärke zu einander seinen Einfluß haben mußte. Was beide mit einander wirklich gemein haben, läßt sich unter drei Punkte zusammenfassen.

Erstlich, folgen beide nicht gewissenhaft der allgemein angenommenen Bedeutung der Wörter, wodurch Wieland am mehrsten den Begriff des Rechts, der Ungenannte hingegen am mehrsten den von Gewalt und Stärke verwirrt hat. — Es ist unbegreiflich, wie man den Satz: Aller Vorrang sey zuerst durch vorzügliche persönliche Eigenschaft erhalten worden, und der vorzüglichen persönlichen Eigenschaft bleibe eine solche

Anwartschaft überall und immer, mit diesem für einerlei hat ausgeben wollen: das Recht des Stärkern sey, jure divino, die Quelle aller obrigkeitlichen Gewalt; und wie man dergleichen wunderliche Verdrehungen von Wort und Sinn, dergleichen offenbare Verfälschung der Begriffe, für Entdeckung neuer Wahrheiten, für den einzigen Weg zu dem Ursprunge alles Rechts und aller gesellschaftlichen Ordnung uns hat anpreisen dürfen.

Zweitens verwechseln beide Gesetz der Natur und Recht der Natur; physische oder allgemeine Nothwendigkeit, mit der bloß moralischen.

Drittens scheinen sie den Unterschied zwischen den Quellen jener allgemeinen Vereinigung unter den Menschen, woraus sie die Geselligkeit als eine natürliche Eigenschaft empfangen, und zwischen den Quellen ihrer besonderen bürgerlichen Verfassungen, entweder nicht genug beobachtet, oder wenigstens hier außer Acht gelassen zu haben; ein so wesentlicher Unterschied jedoch, daß wir uns dort von Natur als Freunde, hier, im Gegentheil, von Natur als Feinde zu betrachten haben.

Aber der Beschützer des Herrn Wieland, der sich vielleicht nicht ohne Grund beklagen dürfte, ihm sey hiemit schon mehr aufgebürdet, als er zu tragen nach der Strenge verpflichtet werden könne, soll lieber ganz und gar von mir unangefochten bleiben; wie es denn überhaupt meiner Absicht und meinen Kräften angemessener ist, nicht gegen mehrere, sondern einzig und

allein gegen Herrn Wieland aufzutreten, dessen Begriffe des Rechts, gerade wie er selbst in dem angeführten Aufsatze sie vorgetragen hat, ich hier gründlich zu untersuchen, und die meinigen dagegen scharf und bieder auf die Probe zu stellen Willens bin*).

Die Absicht des Herrn Wieland ist**), das göttliche Recht — nicht der Könige und Monarchen ausschließungsweise, sondern

der Obrigkeit überhaupt,

oder derjenigen,

die Gewalt über uns haben, zu behaupten.

Daß hier nicht die Gewalt als eine Eigenschaft der obrigkeitlichen Würde, sondern die obrigkeitliche Würde als eine Eigenschaft der Gewalt, als ihre Kreatur, zu betrachten sey; folglich eine Obrigkeit haben,

---

*) Ich erinnere mich nicht, irgendwo auch nur eine Anmerkung gegen Herrn Wielands Aufsatz gelesen zu haben, außer in Herrn Höpfners Naturrecht, (Giessen 1780.) wo bei dem 89. §. von der natürlichen Freiheit, gesagt wird: „Die Grille eines gewesenen Prinzenhofmeisters (Arist. Polit. Lib. I. cap. 3.) von Natursklaven, ist oft genug widerlegt worden, und es ist zu verwundern, daß neulich in d. Merk. Nov. 1777. jemand sie wieder hervorsuchen und vertheidigen mochte." — Aber die Meinung des Aristoteles ist von der Wahrheit und Natur lange nicht so weit entfernt, als die Wielandische, wie ich in der Folge zu zeigen Gelegenheit haben werde; und ich weiß, daß ein Mann wie Höpfner mir hierin beistimmen muß.

**) D. Merk. Nov. 1777, S. 123.

eben so viel bedeute, als Gewalt leiden: dieses erhellet aus dem Folgenden, wo unser Verfasser es gerade heraus und mit dürren Worten sagt:

Das Recht der Stärkeren sey, jure divino, die wahre Quelle aller obrigkeitlichen Gewalt*).

Sobald ein vermischter Haufen Menschen, sagt Herr Wieland**), so klein oder groß er sey, sich durch irgend einen Zufall, in dem wilden, ordnungslosen Zustande, den man vulgo den Stand der Natur nennt, befindet, oder mit Gewalt sich selbst hineinwirft, so wird der Stärkste das Oberhaupt der übrigen, nicht durch eine freie Wahl, sondern in Kraft der Natur selbst — weil er den Muth hat, sich dazu aufzuwerfen, und die Kraft in sich fühlt, seinen Platz zu behaupten. . . ***). Kinder und Völker müssen regiert werden, und zwar aus dem nämlichen Grunde. . . . Durch gemeinschaftliche Ueberlegung†) haben die Menschen noch nie etwas Vernünftiges zu Stande gebracht; sondern nach einem unveränderlichen Gesetze der Natur müssen sie immer von einem einzigen, der durch List oder Gewalt Meister über sie wird, sich bemaulkorben, und (gern oder ungern) ganz anderswohin führen lassen, als wohin sie anfangs gehen

*) D. Merk. Nov. 1777. S. 129.

**) Ebendas. S. 128.

***) Ebendas. S. 140.

†) Ebendas.

wollten. . . . Kurz, der Stärkste*) ist überall im ganzen All der Schöpfung Meister und Herr. Und da dieses nach eben den Gesetzen der Nothwendigkeit geschieht, nach welchen die Sonne**) die Planeten beherrscht; folglich in der unveränderlichen Ordnung der Natur der Dinge gegründet ist, so ist es auch recht: denn

> Alle und jede Rechte***) sind auf gleiche Weise in dem höheren Rechte der Natur der Dinge und der Nothwendigkeit (dem wahren göttlichen Rechte) gegründet.

Ein Recht der Natur der Dinge; ein Recht der Nothwendigkeit sogar — ob andere davon gewußt haben? Mir war es völlig unbekannt. Zwar erinnere ich mich aus der Metaphysik, daß man auf dieselbige Art, wie man den Inbegriff der mosaischen Gesetze, oder der römischen, das mosaische und römische Recht zu nennen pflegt, den Inbegriff der Regeln der Ordnung der Natur, das Naturrecht in der weitesten Bedeutung (jus naturae latissimum nennen kann, welches dann, sammt den Regeln der Natur der Geister, auch alle Regeln der Bewegung in sich begreift; und da muß ich gestehen, nicht nur, daß dieses jus naturae latissimum wohl auch das Recht der Nothwendigkeit genannt werden könne; sondern

*) D. Merk. 1777. S. 130.

**) Ebendas. S. 131.

***) Ebendas. S. 123.

ich gestehe ferner, daß so bald dasselbe, ausschließender Weise, als das Einzige erwiesen ist, augenblicklich daraus folgen müsse, was Herr Wieland zu erweisen sucht, nämlich:

Daß alles recht sey, was wirklich geschehe,
Und daß nichts unrecht sey, als was nicht geschehen könne.

Ein glücklicher Gedanke unsers Verfassers *), Cromweln zur Erläuterung anzuführen. Also: Karl der Erste war von göttlichen Rechts wegen Herr von England, und Cromweln lag die heilige Pflicht ob, ihm als Unterthan zu gehorchen. Dennoch stürzte Cromwel den Karl vom Thron; und er that recht: denn er war der Stärkere; durfte, vermöge göttlicher Gewalt, dem ins Unrecht der mindern Stärke gesunkenen König Karl die heilige Pflicht auferlegen, sich geduldig enthaupten zu lassen.

Wohl ist demnach ein**) Königsmord ein großes Verbrechen — in der Theorie, wenn und so lange er noch nicht vollbracht ist; glücklich vollbracht hingegen kann damit nichts anders geschehen seyn, als was recht war.

Und das muß vom besten Könige gelten wie von dem schlechtesten: denn***) was wissen wir albernen Kinder davon, ob man zu hart oder zu gelinde mit uns

*) D. Merk. 1777. S. 131. 132.

**) Ebendas.

***) Ebendas. S. 141. 139. 137. u. 138.



verfährt? Wer die Gewalt hat, der hat auch das Recht; heute dieser, morgen ein anderer, wie es fällt; und von Tyrannen ist keine Frage*). Wir sind ja auf dieselbige natürliche Weise Unterthanen, wie wir von unsern Eltern geboren worden sind; können eben so wenig unsere dermalige Obrigkeit nicht haben wollen, als unsern damaligen Vater; sind und bleiben in Absicht des bürgerlichen Zustandes ewig Kinder**), ewig Unmündige, ewig ohne Verstand und eigene Wahl; dahingegen alle Obrigkeit immer und ewig den Verstand allein, folglich schlechterdings zu befehlen, und von uns den blindesten Gehorsam zu fordern hat. Also noch einmal: eine jede dermalige Obrigkeit, wie sie auch entstanden sey, (denn sie kann auf keine unrechtmäßige Weise entstehen,) ist, ohne allen Zweifel, unwidersprechlich die einzige und die wahre; und wir dürfen und können gar nicht fragen: wie oder wann? oder uns nur auf irgend eine Weise anfechten lassen: was man etwa mit uns vor habe? Denn wer sieht nicht, wo das sonst hinaus liefe, und auf was für Grundsätze man zuletzt gerathen müßte?

Nun aber, und damit dieses nicht geschehe***), liegt in der menschlichen Natur ein angeborner Instinkt, denjenigen für unsern natürlichen Obern, Führer und Re=

---

*) D. Merk. 1777. S. 141. 139. 137. u. 138.

**) Ebendas. S. 126. 127. 139. 141.

***) Ebendas. S. 132.

genten zu erkennen, dessen Obermacht wir fühlen: welches die erste Quelle der obrigkeitlichen Gewalt unter den Menschen gewesen ist. „Und ich behaupte," fügt Herr Wieland ausdrücklich hinzu*), „eben dieser Instinkt sey auch in der Folge, auf Seiten der Völker, die Hauptursache gewesen, warum sie sich bei allen den mannichfaltigen Veränderungen beruhiget haben, die nach und nach

per varios casus et tot discrimina rerum,

mit der politischen Form und Verfassung der Staaten vorgegangen. . . Dem gemeinen Manne**) ists im Grunde einerlei, ob der Oberherr, der ihm gegeben wird, dazu geboren oder erwählt sey. So bald er nur einen Reiter auf seinem Rücken fühlt, der seiner mächtig ist, so giebt er sich zufrieden, folgt dem Zügel, und duldet den Sporn. Ueberhaupt schmiegen sich die Völker gern unter eine erbliche Regierung, sind gern einem gewissen Hause, einer festgesetzten Folge von Prinzen unterthan, gewöhnen sich gar bald, diese ihre Herren als eine höhere Art von Wesen anzusehen . . . und ein böser Herr müßte beinah der Teufel selbst seyn, bis dem Volke einfiele, die Frage aufzuwerfen: ob es auch wohl schuldig sey, alles von ihm zu leiden***). — So tief (ich schreibe Herrn Wielands eigene Worte) sitzt im Menschen das Gefühl, daß die

*) D. Merk. 1777. S. 132.
**) Ebendas. S. 134.
***) Ebendas. S. 135.

bürgerliche Gesellschaft, eben so, wie die ganze Natur, von einer höheren, alles umfassenden, unabhängigen und unwiderstehlichen Macht zusammengedrückt, und dadurch in ihrer Form erhalten werden müsse. — Und wohl dem gemeinen Mann, dem niemand dies treuherzige Gefühl wegphilosophirt hat!"

Aber dieses treuherzige Gefühl, daß wir unabhängig und unwiderstehlich beherrscht werden müssen; unsere Regenten, gut oder schlimm, als von Gott anzunehmen *) haben; und von ihnen alles zu leiden schuldig sind: es sitzt nicht allein tief im Menschen, sondern es sitzt auch so tief darin zu den weisesten Absichten **). „Darum ist der Mensch das gelehrigste und lenksamste aller Wesen — man müßte ihn denn nur gar nicht zu behandeln wissen; weil die menschliche Gattung ohne Regierung nicht glücklich seyn, nicht einmal erhalten werden könnte."

Der nachdenkende Leser glaubt hier eben das Zirkelförmige wahrzunehmen, was er auch S. 126. schon entdeckt hatte, wo es hieß: „Die Natur habe die Kinder, so lange, bis sie sich selbst regieren können, der elterlichen Gewalt unterworfen: weil sie sich eine Zeitlang nicht selbst regieren können. Doch wird Seite 137. das vitium circuli im Grunde nicht begangen; denn ein anderes ist unvernünftig, und ein anderes ist albern oder schwachsinnig

*) D. Merk. 1777. S. 135.

**) Ebendas. S. 137.

seyn. Herr Wieland beweist an diesem Orte, daß die Menschen zu ihrem Besten sich so gelehrig, so lenksam, so regierlich beweisen *); weil sie höchst albern oder schwachsinnig sind: daß sie aber gelehrt, gelenkt und regiert werden müssen, das kömmt von ihrem Unverstand. Nun kann man sehr unverständig, und zugleich sehr halsstarrig und unbändig seyn. Die höchste Güte gab also, dem zur Gesellschaft mit seines Gleichen, mit unheilbarer Unvernunft ausgesteuerten Geschöpf, noch die Albernheit dazu, damit es durch Regierung glücklich würde. — Und dieses heißt Herr Wieland **): „Einem Geschöpf die Triebe und die innern Anlagen geben, ohne die es nicht das werden könnte, was es seyn soll."

„Folgende Worte zum Beschluß ***): „Wenn wir die Geschichte von Jahrhundert zu Jahrhundert — übersehen und vergleichen, und sehen dann — wie oft die klügsten Maßregeln nichts, und dagegen ein dummer Streich wider Wissen und Hoffen dessen, der ihn gemacht, den besten Effekt hervorgebracht; wie mitten unter allen anscheinenden Ursachen einer allgemeinen Zerrüttung sich das Ganze doch immer im Gleichgewichte, und jede Nation wenigstens in einem leidlichen Zustande erhält — kurz — wenn wir sehen, durch was für ein minimum von Weisheit die

*) D. Merk. 1777. S. 137. u. 138.

**) Ebendas. S. 137.

***) Ebendas. S. 142.

Welt regiert, und wahrlich wenigstens so regiert wird, daß es schwerlich einer von uns besser machen würde, so deucht mich, es leuchte stark in die Augen: daß es bloß die in allen Regierungen hinter der Szene spielende Theokratie sey, welche macht, daß es, trotz unserer eiteln Besorgnisse, nicht schlimmer, und oft gegen alle unsre Deduktionen, Theorien und Demonstrationen so viel besser in der Welt geht, als es, unsrer einfältigen Meinung nach, gehen sollte."

Wer wird nicht dem Herrn Verfasser zu einem so hohen politischen Wohlergehen, daß er es ohne Wunder nicht begreifen kann, von Herzen Glück wünschen?

Was von einigermaßen merkwürdigen Ideen, Instanzen, auch Verwahrungen und Rettungsmitteln des Herrn Wieland hier ausgelassen worden, soll in der Folge seine Stelle finden. Es war unmöglich, mit einem male den großen Haupteinfall mit seinen vielen Untereinfällen vorzutragen, und überdem auch noch aller Nebeneinfälle zu erwähnen.

Die Seele des Wielandischen Aufsatzes ist jener Begriff einer natürlichen Nothwendigkeit, oder eines Rechts der Natur der Dinge — und der Nothwendigkeit, dessen vorhin schon gedacht worden ist. Gleich einem wilden Strudel sieht man ihn schäumen, und verschlingen, und immer schneller drehen, daß einen Graus nnd Schwindel überfällt. Aber diesen Schrecken dürfen wir uns nicht besiegen lassen. Wir müssen mit dem schwachen Schifflein unserer

Philosophie gerade nach des Strudels Mitte, um ihn entweder zu durchschneiden, oder von ihm verschlungen zu werden. Liegen Felsen und Schlünde da, so sind wir verloren. Ist es aber nur ein Spiel der Winde; derer, die wir eben pfeifen hörten: so kommen wir glücklich durch, und erfreuen uns des gemachten Versuchs.

Niemand sagt gewöhnlich von einem schwereren Körper, daß er das Recht habe, schneller zu fallen, früher den Boden zu berühren und ihm einen tiefern Eindruck zu machen, als der leichtere. Niemand, daß der Same des Ahorns ein Recht habe, geschwinder aufzugehen, als der von der Fichte; oder daß beide ein Recht haben, größere Bäume zu werden, als Pfirsich und Mandel. Niemand, daß der Jagdhund ein Recht habe, die Spur des Wildes zu riechen, und daß der Windhund im Gegentheil die Verbindlichkeit habe, sie nicht zu riechen. Niemand, daß derjenige Mensch, welcher die Buchstaben, das Weberschiff, die Berechnung des Unendlichen erfunden hat, solches in Gefolg und vermöge eines Rechts gethan habe — noch überhaupt vom Menschen, daß er das Recht der Sprache, des Denkens, des Vermögens, eine Gottheit zu erkennen und über die Grenzen dieses Lebens hinaus zu sehen, besitze; kurz, niemand, der nicht

den Begriff des Rechts zu vernichten gedenkt, kann ihn irgendwo hinbringen wollen, wo nur von wirkenden Ursachen, von bloß physischen Gesetzen (es mögen diese materielle oder immaterielle Naturen, Körper oder Geister angehen) die Rede ist.

Der Begriff des Rechts ist allein da vorhanden, wo von Dingen der Wahl, wo von Endursachen und von moralischen Gesetzen die Rede ist; wo sich das Wahrgenommene als eine bloße Folge der Selbstbestimmung nach vernünftigen Gründen offenbart. Nicht was überhaupt nothwendig, sondern nur, was moralisch nothwendig ist, das ist recht; eben so wie nicht das überhaupt Unmögliche, sondern nur das moralisch Unmögliche, unrecht genannt werden kann. Moralisch aber nennen wir alles dasjenige, dessen nächste Ursache die Freiheit des Menschen ist, oder, was unmittelbar aus dem Vermögen desselben entspringt, sich nach eigenen deutlichen Vorstellungen von dem, was ihm gut oder böse sey, zu bestimmen. Moralisch nothwendig nennen wir, was augenscheinlich unser Bestes ist; so wie wir dasjenige moralisch unmöglich nennen, was die Vernunft nie gut heißen kann. Aus der möglichen Erkenntniß der moralischen Nothwendigkeit entsteht die Pflicht; und wer seine Pflicht thut, der handelt recht. Die Ursache einer Pflicht, die jemand gegen uns hat, ist dasjenige, was wir unser Recht nennen.

Also — und da es schlechterdings unmöglich ist, daß irgend eine Natur sich selbst zuwider sey — kann kein

Mensch je eine Pflicht haben, deren Erfüllung ihm nicht vortheilhaft wäre; folglich auch niemand je dergleichen Recht an ihn: denn wie kann jemand zu fordern haben, was niemand zu leisten schuldig ist? Wer aber fordert, was ihm niemand schuldig ist, der ist ungerecht; und wer es erzwingt, der braucht Gewalt. Die Macht aber,

Die Macht allein, giebt Göttern selbst kein Recht *).

Augenscheinlich schließt demnach ein jedes Recht eine wesentlich mit ihm verknüpfte Verbindlichkeit in sich, welche das Recht erwirbt und seine Möglichkeit ausmacht; und eben so eine jede Verbindlichkeit ein wesentlich mit ihr verknüpftes Recht. Beide unzertrennlich müssen mit einander stehen oder mit einander fallen.

Augenscheinliche Wahrheiten können durch kein Ansehen verstärkt werden, selbst nicht durch das Ansehen eines Leibnitz; doch verdienen folgende Worte dieses großen Mannes hier immer ihren Platz. Gegen das Ende seiner Erinnerungen über die von Puffendorf zum Grund gelegten Principien des Natur- und Völkerrechts, sagt derselbe: „Das natürliche Recht (oder der Inbe-

*) Wielands Idris und Zenide, III. Gesang, 72. Strophe:
Doch sage mir (denn kein Verhältniß schwächt
Die Rechte der Natur) wer hat mir dieses Leben,
Und dir, so groß du bist, ein Recht an mich gegeben?
Die Macht allein giebt Göttern selbst kein Recht.

griff der Naturgesetze) hat zum Endzweck die Wohlfahrt derer, welche es beobachten; zum Vorwurf alles, was andre angeht, und in unsrer Macht steht; und endlich zur Quelle in uns, das von Gott dem Menschen verliehene ewige Licht der Vernunft. Diese so planen, so einfachen Sätze (fährt er fort) haben einigen spitzfindigen Leuten vermuthlich zu gemein geschienen. Sie haben demnach versucht, paradoxe an ihre Stelle zu setzen, die durch den Reiz der Neuheit sich empföhlen, weil sie weder die Fruchtbarkeit der einen, noch die Unzulänglichkeit der andern zur Genüge einsahen." *)

Mir kömmt es sehr natürlich vor, daß diese Wahrheit: die Vernunft sey die einzige Quelle des Rechts, theils nicht genug eingesehen, theils von denen selbst, die sie wahrgenommen, nicht standhaft genug vor Augen gehalten worden ist. Das so sehr Zusammengesetzte des menschlichen Wesens, wodurch es bei seiner offenbaren Verschiedenheit von allen vernunftlosen Naturen ihnen allen doch wieder so auffallend ähnlich ist, mußte dieselbe ungemein verdunkeln, und jene

---

*) Finis iuris naturalis est bonum servantium; obiectum, quidquid aliorum interest, et in nostra est potestate; caussa denique efficiens in nobis est rationis aeternae lumen divinitus in mentibus accensum. Haec tam plana et simplicia, credo, viris quibusdam acutis nimis obvia visa esse, atque inde paradoxetera quaedam excogitata, quae novitatis specie blandirentur, quod neque priorum foecunditas, neque horum imperfectio satis perspiceretur. Leibn. Opera, T. IV. P. III. pag. 283.

Menge von Schwierigkeiten und Zweifeln zuwege bringen, welche nicht wenige, auch der besten Köpfe, in Verlegenheit gesetzt haben. Welcher Mensch, sagt Gravina, der nicht Vorurtheile, sondern seine eigene Vernunft zu Rathe zieht, wird jene Erklärung des natürlichen Rechts, zufolge welcher es das Recht seyn soll, das die Natur alle Thiere gelehrt hat, in dem Sinne, worin solche gemeiniglich genommen wird, mit den Lehren der Sittlichkeit vereinbaren können, die uns von eben denen körperlichen Wollüsten abhalten, wozu doch die Natur selbst den Hang in uns gelegt hat? Oder wenn, nach einer andern Erklärung, bloß in den Aussprüchen der geraden Vernunft das natürliche Recht besteht; wie passen zu dieser Erklärung jene wildthierischen Triebe, welche der menschlichen Natur sich gleichfalls bemeistern, und auf so weiten Abwegen von der Vernunft mit ihr daher rennen?" *) Diese Aehnlichkeit des Menschen mit den Thieren von der einen Seite, und zwar mit dem Umstande, daß unsere Triebe durch

*) Et sane quis mente sua, non aliena utens, definitionem illam, qua ius naturale dicitur id, quod natura omnia animalia docuit, eo sensu, quo vulgo accipitur, composuerit cum praeceptis honestatis, quae nos abstrahunt ab iis corporis voluptatibus, ad quas natura ipsa etiam invehimur? Aut qua ratione definitio altera, quae ius naturale docet esse dictata rectae rationis, quadraverit in ferinas affectiones, quibus humana natura etiam corripitur, ab omni prorsus ratione deerrantes. Gravinae Originum Iur. civ. Lib. II. c. 1.

die Begleitung der Vernunft, indem wir ihnen mit Absicht nachgeben, die Ursache moralischer Handlungen werden, und ihre Erfüllung deswegen auch da, wo sie blind sind, Pflicht und Recht zu involviren scheinen; und von der andern Seite, die Aehnlichkeit zwischen den Wirkungen der vernünftigen Seele nach den physischen Gesetzen ihrer Natur und zwischen ihren moralischen Handlungen; oder, die nahe Verwandschaft zwischen Verstand und Willen: diese Aehnlichkeiten lassen uns, wenn wir nicht auf dem einzigen wesentlichen Unterschied, der sie von einander sondert, mit unverwandtem Auge haften, mit jedem Schritt in einen neuen Irrgang gerathen. Trug und Täuschung sind hier um so leichter, da uns der Sprachgebrauch durch eine Menge metaphorischer Zweideutigkeiten mit überraschen hilft. So messen wir, zum Beispiel, nach denselben, Verdienst und Schuld, folglich auch Recht und Pflicht, sogar leblosen Dingen bei; nennen, bezeichnen — Geistesgaben, Einsichten und Leidenschaften (bloß weil sie durch die Seele selbst, nach Gründen, deren sie sich bewußt ist, erhöhet und erniedriget werden können, und daher unter dem Einflusse der Freiheit stehen,) als Folgen einer Entschließung, als Dinge der Wahl; verwechseln das Wahre mit dem Guten, das Vortheilhafte mit dem Vernünftigen, die Fähigkeit mit dem Recht; als wenn alles dieses durchaus nur eine und dieselbe Sache wäre.

So bald aber dem einzigen ächten Principio des Rechts nur das mindeste Fremde beigemischt wird, so

muß den Augenblick die von demselben abhangende ganze Masse der Erkenntniß in eine verderbliche Gährung gerathen. Außer dem Mittel, schnurstracks zur Wahrheit zurückzukehren, bleibt alsdann kein anderes übrig, als, entweder in einem unendlichen Zirkel von Widersprüchen herumzutaumeln, oder, das Recht in der weitesten Bedeutung (ius latissimum) als das Einzige anzunehmen, wo denn alles Recht heißen muß, was nach irgend einem Gesetze der Natur erfolgt, mithin alles, was zur Wirklichkeit gelangt. Denn alle Gesetze der Natur sind auf gleiche Weise, in einer nothwendigen Ordnung derselben, oder in dem ewigen Zusammenhange der Dinge gegründet.

Unter denjenigen, welche vor Herrn Wieland diesen letzten Weg eingeschlagen, verdient Spinoza hauptsächlich genannt zu werden, weil kein anderer diesen Lehrbegriff so klar, so bündig, so ohne alle Verkleisterung und in einem so festen Zusammenhange vorgetragen hat. Nach ihm, wie nach Herrn Wieland, muß unter dem Rechte der Natur nichts anders verstanden werden *), als die Gesetze selber der Natur, als der nothwendige Zusammenhang aller Dinge, als die Macht des Ganzen; weßwegen denn sowohl bei der ganzen Natur, als bei jedem einzelnen Theile derselben, Recht und Macht gleiche Ausdehnung haben; folglich ein jeder Mensch

*) B. de S. Opera posth. pag. 271.

alles das mit höchstem Rechte thut, was er nach den Gesetzen seiner Natur verrichtet, und sein Recht in der Natur eben so weit geht als seine Macht.

Da nun die Menschen mehr durch blinde Triebe, als durch Vernunft geleitet werden *), so ist die natürliche Macht derselben, oder ihr Recht, nicht aus der Vernunft insbesondere herzuleiten, sondern aus jedwedem Triebe, wodurch sie zu handeln bestimmt, und sich zu erhalten genöthiget werden. Alle sind auf gleiche Weise Wirkungen der Natur, und erklären die natürliche Macht, durch welche der Mensch in seinem Wesen zu beharren strebt. Weise oder thöricht, der Mensch ist ein Theil der Natur, und er mag nun seiner Vernunft, oder allein seinen Begierden folgen, so kann er nicht anders, als nach den Gesetzen und Vorschriften der Natur handeln, oder, welches einerlei ist, nach dem natürlichen Recht. . . . .

Also **), da das Recht eines jedweden sich eben so weit erstreckt als seine Macht, und ein jedweder daher, er sey thöricht oder weise, alles, was er betreibt und thut, mit dem höchsten Rechte betreibt und thut: so folgt daraus, daß das Recht und die Gesetze der Natur, worunter alle Menschen geboren werden, und am allermeisten leben, nichts untersage, als was niemand begehrt und niemand kann; daß es weder dem Streit, noch dem Zorn, noch dem Betrug, noch durchaus irgend

*) B. de S. Opera posth. pag. 271.

**) Ibidem pag. 273.

einem Dinge, welches die Begierde anräth, entgegen sey.

Ferner folgt daraus *), daß ich auf jedweden ein Recht erhalte, den ich in meine Gewalt zu bringen weiß, wo es denn gleichgültig ist, ob ich ihn am Leibe oder an der Seele feßle.

Ich kann sogar **) ein Recht über die Beurtheilungskraft eines andern besitzen, in so ferne nämlich ich ihn zu betrügen im Stande, und im Irrthum zu erhalten fähig bin.

Auch treulos kann ich mit Recht handeln ***), so bald ich nämlich meinen Vortheil dabei finde, und keine Gewalt mich fest hält. Ich habe alsdann mein Recht nicht abgetreten, sondern nur mein Wort von mir gegeben.

Zwei †), die sich mit einander verstehn, und ihre Kräfte zusammenthun, können mehr, als ein jeder von ihnen insbesondere, und besitzen daher in der Natur auch ein größeres Recht; und je mehrere in dergleichen Verbindungen sich zusammengethan haben, desto mehr Recht haben dieselben mit einander.

In so fern ††) die Menschen von Zorn, von Neid, oder irgend einem Affect des Hasses ergriffen werden, so fern werden sie nach verschiedenen Seiten gezogen, und sind sich einander entgegen. Da sie nun mehr ver-

---

*) B. de S. Opera posth. pag. 274.

) Ibid. *) Ibid.

†) Ibid. pag. 275. ††) Ibid.

mögen, listiger und verschlagener sind, als alle übrige Thiere, so sind sie auch mehr zu fürchten. Von Natur aber sind die Menschen jenen widerwärtigen Leidenschaften am mehrsten unterworfen *): von Natur also

---

*) Es ist gewiß (sagt Spinoza im 5ten §. des ersten Kapitels seines Tractat. Polit.) und wir haben die Wahrheit davon in unserer Sittenlehre dargethan, daß die Menschen nothwendig den Affecten unterworfen und so beschaffen sind, daß sie diejenigen, denen es übel geht, bedauren, und diejenigen, denen es wohl geht, beneiden; daß sie mehr zur Rache, als zum Erbarmen geneigt sind; und daß ein jeder begehrt, alle andre sollen nach seinem Sinne leben; billigen, was er billiget; verwerfen, was er verwirft: weßwegen denn dieselben, da sie alle gleichermaßen die ersten zu seyn wünschen, in Streitigkeiten gerathen, sich einander nach Vermögen unterdrücken, und der Sieger seinen Ruhm mehr in den Schaden setzt, den er den andern zugefügt, als in den Vortheil, den er für sich selbst erworben hat. . . . Ferner haben wir gezeigt, daß zur Bändigung und Mäßigung der Affecten die Vernunft zwar viel vermöge; zugleich aber auch gesehen, daß der Weg, den sie selber dazu anweist, äußerst beschwerlich sey: so daß, wer sich einbildet, der große Haufen, oder diejenigen, welche durch öffentliche Geschäfte zerstreut werden, wären dahin zu bringen, daß sie nach den einzigen Vorschriften der Vernunft handelten, das goldene Jahrhundert der Dichter oder eine Fabel träumt.

Daher (fährt Spinoza im folgenden §. fort — ein von dem des Herrn Wieland himmelweit unterschiedenes *igitur!*) daher kann kein Reich bestehen, dessen Wohlfahrt von jemandes Rechtschaffenheit abhängt, und dessen Sache nicht wohl besorgt werden kann, wenn nicht diejenigen, die sie auf sich haben, nach ihrem Gewissen handeln wollen, sondern um zu dauern, muß das gemeine Wesen eine solche Einrichtung haben, daß die Vorsteher desselben,

Feinde. Denn derjenige ist mein größter Feind, den ich am mehrsten zu fürchten, und vor dem ich mich am mehrsten zu hüten habe.

Da also *) keiner vor dem andern sicher ist, sondern ein jeder von allen übrigen das Aergste zu befürchten hat, so treten Angst und Noth auf die Seite der Vernunft, um die Menschen zu nöthigen, gemeinschaftliche Sache zu machen, und alle einen Willen anzunehmen.

Die Absicht ihrer Vereinigung ist Friede und Sicherheit.

Wäre die menschliche Natur **) so beschaffen, daß die Menschen, was ihnen am mehrsten nützt, auch am mehrsten begehrten, so bedürfte es keiner künstlichen Anstalt, um Eintracht und Rechtschaffenheit zu erhalten. Da es aber mit unserer Natur offenbar ganz anders beschaffen ist, so muß das Regiment nothwendig so eingerichtet werden, daß alle, sowohl die regieren, als die regiert werden, sie mögen wollen oder nicht, so

---

sie mögen der Vernunft oder dem Affect unterworfen seyn, nicht verleitet werden können, treulos zu handeln, oder ihre Pflicht zu verletzen.

Der Sicherheit des Staats liegt wenig daran, wodurch die Menschen angetrieben werden, genau ihre Pflichten zu erfüllen, wenn sie nur genau erfüllt werden; denn die Freiheit, oder der Adel der Seele ist eine Tugend des einzelnen Menschen; die Tugend eines Staats aber ist die Sicherheit.

*) B. de S. Opera posth. pag. 291.

**) Ibid.

handeln, wie es das gemeine Beste verlangt, welches eben so viel gesagt ist, als daß alle, gern oder ungern, freiwillig oder gezwungen, nach den Vorschriften der Vernunft durchaus handeln müssen; welches geschieht, wenn die Regierung so eingerichtet wird, daß nichts, was das gemeine Beste angeht, dem Gewissen eines Einzigen allein anvertrauet werde. Denn niemand ist so wachsam, daß er nicht zuweilen schlafen sollte; und eine solche Herrschaft des Gemüths, einen so unanfechtbaren Sinn, hat noch keiner besessen, daß er nicht zuweilen, und vorzüglich alsdann, wenn es am meisten auf Seelenstärke ankömmt, sich bemeistern und unterkriegen lassen sollte. Und es ist offenbare Narrheit, von einem andern zu erwarten, was keiner von sich selbst erhalten kann, nämlich, daß er mehr für einen andern, als für sich selbst sorge; daß er weder geizig sey, noch neidisch, noch ehrgeizig u. s. w. vornämlich derjenige, welcher allen Begierden nachzuhängen die mehrsten und größten Versuchungen leidet.

Aus den nämlichen Vordersätzen, welch ein ganz entgegengesetzter Schluß? Aber kein Wunder! Herr Wieland weiß von keinem andern Regiment, als welches durch Usurpation entstanden ist, und hält eine Staatsverfassung, die von einem Haufen Menschen freiwillig, das ist, vernünftiger Weise angenommen werden könnte, für eine völlige Ungereimtheit, weßwegen er denn auch alles, was nur einigermaßen hiernach auszusehen scheint, als z. B. die Republiken der Alten und die Verfassung

von England, mit sehr ausdrucksvollen Geberden der Angst und der Verachtung von sich abweiset. — Spinoza im Gegentheil hielt eine solche Staatsverfassung nicht allein für möglich, sondern er sah sie als die einzige wahre und beste an. Man lese hierüber in seinen nachgelassenen Werken die ganze 290ste Seite nach, wo er den wesentlichen Unterschied zwischen einer Regierung, die durch die Anordnung eines freien Haufens entstanden, und einer solchen, welche einem Haufen Unterjochter durch den Sieger aufgebürdet worden, mit aller Bündigkeit erörtert. Auf der 292sten Seite drückt er sich hierüber noch derber und entscheidender aus; nach den Worten, welche wir bereits oben angeführt haben: „Es ist eine offenbare Narrheit, von einem andern zu erwarten, was keiner von sich selbst erhalten kann, nämlich, daß er mehr für einen andern, als für sich selbst sorge; daß er weder geizig sey, noch neidisch, noch ehrgeizig u. s. w. vornämlich derjenige, welcher allen Begierden nachzuhängen die mehrsten und größten Versuchungen leidet;" setzt er in dem folgenden Paragraphen hinzu: „Zwar scheint uns die Erfahrung im Gegentheil zu lehren, daß es für Eintracht und Friede ersprießlicher sey, alle Gewalt in die Hände eines einzigen zu überliefern. Denn kein Reich hat so lange ohne merkliche innere Veränderungen, als das türkische, bestanden; dahingegen keine Regierungsformen von kürzerer Dauer, und keine mehr innerlichen Unruhen ausgesetzt gewesen sind, als die demokratischen. Wenn aber Knechtschaft, Barbarei und Vereinödung unter dem

Namen des Friedens zu verstehen sind, so ist der Friede das traurigste Loos der Menschheit. Wahrlich! zwischen Eltern und Kindern pflegen häufigere und bitterere Zwistigkeiten, als zwischen Herrn und Knecht zu entstehen; aber darum ist es der häuslichen Verfassung noch nicht ersprießlicher, die väterliche Gewalt in herrische zu verwandeln, und mit seinen Kindern wie mit seinen Knechten umzugehen. Nicht also den Frieden, sondern die Knechtschaft befördert es, alle Gewalt an einen einzigen zu übertragen; denn der Friede besteht nicht in der Befreiung vom Krieg, sondern in der Uebereinstimmung und Eintracht der Gemüther.

Durch den ganzen Spinoza herrscht der Grundsatz, daß die Vernunft das höchste Gut des Menschen sey, folglich, daß seine Glückseligkeit nur in dem Maße zunehmen könne, wie die Vollständigkeit seiner Begriffe. Ein Grundsatz, der nicht wenigen äußerst parador vorkommen muß.

Herr Wieland hat sein Lehrgebäude vornämlich als ein Faktum der Natur vorzustellen gesucht, und zu diesem Ende vier Fragen aufgeworfen *), die wir jetzo eine nach der andern in Betrachtung ziehen wollen.

Erste Frage: **) Was würde ohne Regierung und bürgerliche Verfassung aus dem

*) D. Merk. 1777. Nov. S. 124. 125. und 126.

**) Ebendas. S. 124 und 125.

Menschengeschlechte werden, oder vielmehr längst geworden seyn?

Barbaren? — Nein; denn alle Völker, die man so zu nennen pflegt, leben unter einer Art von Regierung."

„Wilde? — Auch diese haben ihre Oberhäupter. Wir wollen also nicht weiter fragen. Das einzige Volk, das, so viel man weiß, in völliger Freiheit lebt, sind die liebenswürdigen, gefühlvollen, geistreichen, glücklichen Einwohner von Terra del Fuego; im Ernste, eine Art von Menschen ähnlichen Wesen, die so elend ist, daß sie aller Wahrscheinlichkeit nach in weniger als funfzig Jahren, zur Ehre der Natur, völlig erloschen seyn wird."

Wenn die Worte Regierung und bürgerliche Verfassung hier bedeuten sollen, was sie gewöhnlich bedeuten, und noch mehr, was Herr Wieland selbst sie in seinem Aufsatze überall bedeuten läßt, so ist es nicht wahr, daß die einzigen Menschen, welche ohne Regierung und bürgerliche Verfassung leben, die Einwohner von Terra del Fuego sind, denen Herr Wieland, lächerlicher Weise, um nur die Begriffe zu verwirren, eine völlige Freiheit beimißt *). Ohne Regierung und

*) L'impulsion du seul appétit est esclavage, et l'obéissance à la loi qu'on s'est prescrite, est liberté. I. I. Rousseau. Und lange vor ihm, alle gesunde Vernunft.



bürgerliche Verfassung leben alle diejenigen, die wir Wilde nennen, und Herr Wieland soll nur eine einzige Reisebeschreibung oder Nachricht vorweisen, woraus das Gegentheil erhellt. Alle bezeugen einhellig, daß die einzelnen Glieder dieser rohen Völkerschaften, in einer vollkommenen Unabhängigkeit von einander leben, daß sie von dem Verhältniß zwischen Obrigkeit und Unterthanen nicht den entferntesten Begriff haben; daß sie von keinem Zwangsgesetze, von keinem Gehorsam, von keinem Unterschied der Stände etwas wissen *). Und hierum kann es Herrn Wieland doch allein zu thun seyn. Folgender Satz soll nämlich herauskommen: Wo nicht einer befiehlt, und die übrigen

---

*) Man schlage nur Robertsons Geschichte von Amerika nach, die in jedermanns Händen ist; insbesondre im I. Th. S. 387. bis 396. der deutschen Uebersetzung. „Man bemerkt nichts unter ihnen," heißt es S. 393. „was einer ordentlichen Regierungsform ähnlich wäre. Die Wörter Obrigkeit und Unterthan sind nicht gebräuchlich. Jedermann scheint seine natürliche Unabhängigkeit fast nach ihrem ganzen Umfange zu genießen. Wird irgend ein gemeinnütziger Entwurf vorgeschlagen, so steht allen und jeden Mitgliedern der Gesellschaft die Wahl frei, ob sie denselben wollen ausführen helfen oder nicht. Keine Verordnung legt ihnen irgend einen Dienst als eine Pflicht auf, und keine Strafgesetze zwingen sie zur Erfüllung derselben. Alle ihre Entschließungen sind freiwillig, und fließen aus dem Antriebe ihres eigenen Herzens." — Alle Geschichten der Menschheit, wo sie von rohen Völkerschaften reden, und alle Reisebeschreibungen von Amerika, ohne Ausnahme, sagen eben dasselbe.

gehorchen müssen, da sind die Menschen wie das Vieh.

Was ich von den Wilden behaupte, gilt mit sehr geringem Unterschiede auch von jenen weniger rohen Nationen, die mit allen Arten des Eigenthums schon bekannt sind. In pace nullus communis est magistratus, sagt Cäsar von den Deutschen *). Dasselbige kann beinah von allen nordischen, und noch von vielen andern Völkern gesagt werden. Bodin nennt auch die Juden, und führt zum Beweis das 16. und 21. Cap. des Buchs der Richter an **). Auch sogar im Kriege durften bei unsern Vorfahren die Heerführer, ja selbst die Könige, keine obrigkeitliche Gewalt ausüben. „Der Hausvater, sagt Möser, der auf seinem Hofe als König herrschte, hatte seinen Nachbaren nichts zu befehlen. Sie mußten also noch einen besondern Frieden (außer dem Markfrieden, oder denjenigen Verbindungen, wonach kein Genosse sich seines Antheils an einer gemeinen Sache nach Willkühr bedienen durfte, ohne erwarten zu müssen, daß man — nicht jure imperii, sondern jure belli gegen ihn verfahren werde) errichten, wodurch sie sich einander Leib und Eigenthum gewährten. Aller Wahrscheinlichkeit nach haben sie solchen nach dem Markfrieden gebildet; und schwerlich können Menschen einen edlern Plan ihrer Vereinigung erwählen, als sich alle nordische einzelne Wohner im

*) de bello Gallico, lib. VI.

**) de la republique, Liv. III. ch. 7.

Anfange erwählet haben. Es mußte ihnen nothwendig seltsam vorkommen, daß ein Nachbar den andern zum Tode oder zu einer Leibesstrafe verdammen sollte. Ein schlimmeres Loos hatte keiner von seinem Feinde im Unfrieden zu besorgen, und es verlohnte sich nicht der Mühe, einen gemeinen Frieden zu errichten, um Leib, Ehre und Gut durch Urtheil zu verlieren *). Ihre

*) Aufmerksamen Lesern der Geschichte, sagt Herr Möser in der zu obiger Stelle gehörigen Note, wird dieses nicht entgehen. Alle Leib = und Lebensstrafen sind zuerst in curia *Domini* zu Rechte gewiesen. Den Deutschen kam dieses seltsam vor. Ut primum togas et *severiora armis iura* viderunt, arma duce Arminio corripiunt. Flor. IV. 12. Bei ihnen hieß es: Caeterum neque animadvertere, neque vincire, neque verberare quidem *nisi sacerdotibus* permissum; *non quasi in poenam*, *nec ducis iussu*, sed velut Deo imperante, quem adesse bellantibus credunt. Tac. G. 7. Und dieses gilt bloß, wie man sieht, im Heere, wo eine strengere Kriegeszucht nothwendig war. Silentium per Sacerdotes, quibus *tum* et coërcendi ius est, imperatur, ib. c. II. Außer dem Heere hatte also der Priester keinen göttlichen Beruf zum Schlagen. Eben so übergiebt das Parlament in England, cui *tum* (und nicht anders) coërcendi ius est, die Gewalt über Leben und Tod dem Feldherrn zur Kriegeszeit. Die römischen Bürger hatten gleiche Rechte. Das ganze Volk konnte keinem Bürger ein Haar kränken. Aqua et ignis war alles, was es ihm nehmen konnte; und dies ist die Ausschließung eines Mitgliedes aus der Gesellschaft, welche jeder Bund von Rechtswegen hat. Denn aqua et ignis ist von gemeinem Wasser und Brandholze zu nehmen. — Die Israeliten, welche Moses aus Aegypten führte, und die, weil sie lange zu Haufen und zum Heere versammelt blieben, eine strenge Kriegeszucht nöthig hat-

Vereinigung ging also lediglich auf Rettung und Erhaltung. Auf diesen großen und vielleicht noch überdem geheiligten Grundsatz baueten sie ihre Verfassung, und man wird fast im ganzen Norden kein Volk finden, welches ihn nicht zum Eckstein genommen habe. Wo ein Gesetzgeber davon abgegangen ist, hat er seine Vollmacht dazu von einer Gottheit entlehnt. Jeder Verbrecher und selbst der Mörder konnte daher sein Blut und seinen Leib lösen, oder, wenn er es verlieren sollte, mußte sein Urtheil von der Nationalversammlung ausgesprochen werden. Diese allein konnte gewissen Verbrechern den Frieden aufkündigen, und sie hernach als Feinde verfolgen." *)

„Ueber alle Gegenstände und in allen Fällen wurde das Recht, welches sie sich selbst gesetzt, gemeinschaftlich gesucht, erkennt und gewiesen; und das Urtheil mit gemeiner Hülfe vollstreckt. Der Richter war nur Vorsteher, höchstens Schiedsmann. Von der linken Zehe auf die rechte zu schließen, war er nicht befugt. Sein Amt war, die Gemeine zu fragen; und dieser ihre Pflicht, Recht nach der Abrede zu weisen. Aus einem hartnäckigen Triebe zur Freiheit verbannten sie alle moralische Bewegungsgründe, weil Einbildung und

ten, scheinen sich um deßwillen bei den übrigen Völkern eine so allgemeine Verachtung zugezogen zu haben, weil sie auf Befehl Gottes viele Leib= und Lebensstrafen, anbei lauter Gesetze, und wenige Willkühren, Sprachen, Abschiede oder populiscita und plebiscita hatten.

*) S. Mösers Osnab. Gesch. 1. Abschn. §. 13 und 14.

Laune zu viel dabei wirken. Sie duldeten keine geschriebenen Gesetze, und überall, wo dergleichen eingeführt wurden, geschahe es von Obrigkeiten, welche die gesetzgebende Macht des Volkes untergraben wollten. Denn so bald ein Richter die Gesetze und nachwärts die Rechtweisungen und Auslegungen in einem Buche hatte, so fragte er nicht das Volk, sondern sein Buch und zuletzt fremde Ausleger und Rechte. Das Archiv der Gesetze war in dem Gedächtniß aller Männer. Die Markgenossen haben sich allein bei diesem Rechte erhalten; weil das Märkerrecht nie beschrieben, und durch das römische nicht ist ersetzt worden. Man lacht jetzt über dergleichen alte Gesetze, fügt Herr Möser hinzu, und läßt sich dafür von jeder Obrigkeit, als ein Knecht, nach Willkühr strafen." *)

Die Beantwortung der folgenden Fragen wird noch mehreres auch hierhin gehöriges aufklären. Unterdessen glaube ich genug bewiesen zu haben, daß das natürliche Zwangsrecht des Herrn Wieland, welches nothwendig überall Statt finden soll, wo die Menschen nicht Vieh oder Feuerländer sind, weder bei den Wilden, noch bei den Barbaren so nothwendig scheine, und daß also die Menschen wohl nicht überall eben so unumgänglich eines Herrn und Gebieters, als die hülflose unvernünftige Kindheit eines Vaters bedürfen möchte.

Zweite Frage: **) Wie lange gab es (al-

---

*) Mösers Osnab. Gesch. §. 19.

**) D. Merk. 1777. Nov. S. 125.

len Urkunden aus den ältern Zeiten unsers Planeten, seit seiner letzten Umschaffung, zufolge) Völkerschaften und große und kleine Staaten, die von Königen und einzelnen Oberhäuptern regiert wurden; bis sich endlich das Volk in etlichen kleinen griechischen Städten einfallen ließ, anstatt eines einzelnen Regulus sich von ihrer vielen unter einem andern Namen, und zuletzt (so kurze Zeit es auch dauren konnte) sich gar nicht mehr regieren zu lassen?

Herr Wieland, der sich die Entstehung der gesellschaftlichen Ordnung, aus jenem wilden ordnungslosen Zustande *), den man vulgo den Stand der Natur nennt, wie einen Aufruhr vorstellt, worin der Stärkste aus dem Haufen, ein Masanielo (armer guter Anielo!), das Thier bei der Mähne faßt, ihm ein Gebiß in den Rachen zwingt, über seinem Rücken schwebt, und den Sporn in die Seite, es nöthigt, blindlings zu rennen, wohin er Lust hat — scheint gleich vielen andern Stiftern der menschlichen Gesellschaft, vergessen zu haben, daß vermuthlich doch alle diese Leute — Vater und Mutter hatten, und keine Schwämme waren; daß sie ihre gegenwärtige Leibeslänge und Stärke, ihre erworbenen Fertigkeiten des Körpers und der Seele, nicht mit sich auf die Welt gebracht; daß in ihnen folglich nicht so sehr die Stifter einer neuen gesellschaftli-

*) D. Merk. 1777. Nov. S. 123.

chen Einrichtung, als die Wirkungen einer schon vorhandenen zu betrachten sind. In dieser gab eine erste Liebe ihnen das Daseyn; in dieser versorgte eine zweite Liebe ihre lange Kindheit. Vater, Mutter, Brüder und Schwestern bildeten hier die erste natürliche Gesellschaft*).

Nun ist freilich eine häusliche Gesellschaft noch keine bürgerliche, eine Familie noch kein Staatskörper, noch kein gemeines Wesen; sondern um dieses zu bilden, wird die Vereinigung mehrerer Familien zu einer gemeinschaftlichen Absicht durch ein gemeinschaftliches Mittel erfordert.

Diese Absicht, diese Vereinigung und dieses Mittel haben verschieden seyn müssen, nachdem die Himmelsstriche und die Lagen der Erde verschieden waren, indem nach Maßgabe derselben nicht allein die Mittel der Erhaltung, folglich die Lebensarten, sondern die menschlichen Charaktere selbst, auch unmittelbar verändert werden.

Dinge, welche nur gemeinschaftlich genossen, Vortheile, welche nur gemeinschaftlich errungen, Gefahren, welchen nur gemeinschaftlich begegnet werden konnte, haben die ersten Verabredungen unter benachbarten Familien nothwendig gemacht. Sie errichteten freiwillige Bündnisse aller Gewalt entgegen, durch welche jene Bündnisse zwar zum Theil veranlaßt, aber mit welcher

*) Eclaircissemens demandés à Mr. N. par l'Abbé Beaudeau, pag. 8.

keine derselben gestiftet wurden *). Kriege konnten nicht vermieden werden; und aus Kriegern wurden Räuber.

*) Tout ainsi que le fondement peut estre sans forme de maison: aussi la famille peut estre sans cité ny republique ... mais la republique ne peut estre sans famille, non plus que la ville sans maison, ou la maison sans fondement ... De la famille sont venus les corps et colléges, et de ceuxcy la republique. . . L'origine des corps et colléges est venue de la famille, comme du tige principal, duquel estant sorti plusieurs branches, il fust nécessaire de bastir maisons, puis hameaux et villages, et voisiner en sorte, qui'l semblast que ce ne fust qu'une famille; jusques à ce que la multitude ne se pouvant plus loger, ny vivre en même lieu, fust contrainte de s'escarter plus loin: et peu à peu les villages estant faits bourgs, et séparez des biens et de voisinage, sans loix, sans magistrats, sans principauté souveraine, entroyent aisément en querelles et débats, qui pour une fontaine, qui pour un puys, comme nous lisons mesmes es saintes éscritures, ou les plus forts l'emportoyent et chassoyent les plus foibles de leurs maisons et villages: qui fust cause d'environner les bourgs de fossés, et puis de murailles telles qu'on pouvoit: et s'allier ensemble par sociétez, les uns pour défendre leurs maisons, biens et familles, de l'invasion des plus forts: les autres pour assaillir et chasser ceux qui s'estoyent accommodez, piller, voler et brigander. . . . Ceste licence et impunité de voler, contraignit les hommes qui n'avoyent encore princes ny magistrats, de se joindre par amitiez, pour la défense les uns des autres, et faire communautez et confrairies que les Grecs appellent φρατρίας et φράτορες, ceux qui puysoyent en mesme puys, qu'ils appelloyent *Frear*: comme *pagani*, qui sont villageois usans de mesme fontaine, que les Doriens apellent *Paga:*

Diese wollten bald auch der Mühe und der Gefahr zu rauben lieber überhoben seyn, und machten sich den Bauer dienstbar; so daß nichts thun nunmehr das Antheil des Stärkern, alles zu thun hingegen das Antheil des Schwächern wurde: eine nach den gemeinen Begriffen, ganz verkehrte Ordnung, aber nach Herrn Wieland, die wahre, die göttliche.

Die erste politische Verfassung also war, wie wir aus tausend hinterlassenen Spuren, aus allen Urkunden, und aus den bündigsten Schlüssen der Vernunft erkennen, eine Art von Aristokratie; und es ist in alle Wege unmöglich, daß irgend ein gemeines Wesen mit dem Despotismus angefangen habe *).

---

et *comessatio* s'appelloit de *κωμα*, parcequ'ils mangeoyent ordinairement ensemble, comme dit *Feste Pompée.* Ainsi la société et communauté entretenoit l'amitié, comme la flamme sacrée, qui montra sa première ardeur entre le mary et la femme: puis des pères et mères aux enfans, et des frères entr'eux, et de ceux-cy aux proches parens, et des parens aux alliez, et peu à peu se fust refroidie, et du tout esteinte, si elle n'eust esté r'allumée, nourrie et entretenue par alliances, communautez, corps et colléges; l'union desquels a maintenu plusieurs peuples sans forme de republique, ny puissance souveraine. *Bodin.* de la Rep. Liv. I. Chap. VI. et Liv. III. Chap. VII. S. noch zwei hiehin gehörige merkwürdige Stellen in den Recherches sur les Egypt. et Chin. T. II. pag. 291. et seq. und in den Recherches sur les Américains, dern. Edit. orig. Tom. II. pag. 191 — 193.

*) Alle gesellschaftliche Vereinigung ist, nach Herrn Wieland, eine bloße Coagulation. Man stelle sich einen Napf voll Milch

Dritte Frage: *) „Wo ist der Beweis, daß die ersten Könige und Obrigkeiten unter den Menschen erwählt worden?“

Eben so wie Herr Wieland Gesetze und Rechte der Natur, physische und moralische Nothwendigkeit mit einander vermischt; eben so vermischt er auch überall das Heerführeramt mit dem obrigkeitlichen; Eine Gattung der Gewalt, mit jeder andern. Richter, Räuber, König und Rebell, alles ist ihm eben lieb, wenn es nur den Meister zu spielen weiß.

Die Könige besonders genommen, so hatte gewiß dasjenige Volk, welches zuerst einen König erhielt, indem es unterdrückt wurde, sich diesen König nicht erwählt; aber diejenigen, an deren Spitze die Unterdrückung vor sich ging, waren unstreitig, wenigstens dem Ursprunge nach, freie Begleiter ihres Oberhaupts; sie hatten es erwählt. Das unglückselige Bild von dem Volke, als einem Thiere, und von der Obrigkeit, als dem natürlichen Herrn dieses Thiers, scheint die Imagination unsers Verfassers so sehr eingenommen zu ha-

vor, der über einem Feuer ins Kochen geräth. Nun wirft einer einen Löffel voll Weinstein, Zitronensaft, oder ein wenig Kälbermagen hinein, und sogleich steht die Milch, und wird zu Käse. Die hinzugekommene Säure, oder derjenige, welcher sie besaß, war der Stärkere, folglich die Ursache des Käses, welcher mit dem Sero den Unterschied der Stände abbildete u. s. w.

*) D. Merk. Nov. 1777. S. 125.

ben, daß er die Sache selbst davor nicht mehr zu sehen im Stande ist.

Wie sollten die Pferde Eins aus ihrer Mitte je zu ihrem Reiter machen können, der ihnen Zaum und Gebiß anlegte, und sie lehrte, den Sporn zu ertragen?

Aber wir sind nicht wie Thier und Mensch, nicht wie das unvernünftige Kind und der verständige Mann, durch Eigenschaften, die der Eine besitzt, und welche der andere niemals haben kann — sondern, nur nach Graden von einander unterschieden. Auf diese Gleichheit, und auf das allgemeine Gefühl derselben ist die menschliche Gesellschaft erbaut. Kein Mensch hat je für sich allein andere Menschen unterjochen und zu ihrem Oberhaupt sich aufwerfen können; ihre erste Zusammenkunft ist nicht wie die Zusammenkunft des Robinson Crusoe mit dem armen Freitag auf einer wüsten Insel gewesen, sondern sie haben sich mit gleicher Freiheit, um eines gemeinschaftlichen Vortheils willen, mit einander verbündet. Der Fähigste — nicht, seine besondern Absichten mit Hülfe der Gemeine, sondern die Absichten der Gemeine mit der seinigen zu erfüllen; der stärkste Theil des Ganzen, welcher allen, (sich selbst mit eingeschlossen) die besten Dienste leisten konnte; der war der beste Mann, ihm wurde mit Bewunderung, aber nicht mit Gehorsam gelohnt*). Von den Wilden ist es be-

*) . . . . Danda igitur merces aliqua est: quae cum sit honor et gloria, quibus haec non sunt satis magna praemia, ii efficiuntur tyranni. Arist. Ethic. Lib. V. cap. VI.

kannt, daß, wer an einer kriegerischen Unternehmung freiwillig Antheil genommen hat, nicht einmal was diese Unternehmung angeht, von dem Führer Befehle annimmt, sondern ihn nur begleitet, und den Erfolg der Sache nach eigenem Gutdünken betreibt. Während dem Zuge ist der Anführer genöthigt, seinen Gefährten mit der größten Achtung und Ehrerbietung zu begegnen, und nach seiner Zurückkunft hat er vor ihnen nicht das mindeste voraus. Alle Urkunden der Menschheit bezeugen, wie viel Zeit und welch ein Zusammenfluß von Umständen dazu gehört, um dieses Gefühl der Gleichheit und Unabhängigkeit nur einigermaßen zu schwächen. Noch zu Platos Zeiten war ein Begriff der Schande damit verknüpft, das für Recht gelten zu lassen, was ein dritter, und nicht, was man selbst dafür erkannte*). Was hat es nicht gekostet, und wie viel Jahrhunderte sind darüber verstrichen, bis in unsern nordischen Reichen Gerichtshöfe eingeführt und zu einigem Ansehen gebracht werden konnten? Indessen fehlt es nicht, der Räuber, der Eroberungsgenosse muß allmählig selbst, in höherem oder niederem Grade, Sklave werden. Die Art und Weise dieser Veränderungen findet sich in mehr als einer Geschichte auf das deutlichste entwickelt.

Daß aber die ersten Vorsteher der Gesellschaft sich nicht dazu aufgeworfen haben, sondern dazu ange-

*) S. das III. Buch der Republik.

setzt, das ist, erwählt worden sind, und daß keinem Oberhaupte irgendwo die höchste Gewalt ohne alle Bedingung anvertrauet worden, dieses kann nicht nur aus den bewährtesten Urkunden der Menschheit nachgewiesen werden, sondern es finden sich auch davon in jeder späteren Verfassung die deutlichsten Spuren. In dem Vaterlande des Despotismus durfte ein unumschränkter Herr der Perser und Meder doch eine förmlich von ihm gemachte Verordnung nicht widerrufen, noch demjenigen die Strafe schenken, der dawider verbrochen hatte *). Es ist auch der ungereimteste Gedanke, den man haben kann, und eine Sache, welche die offenbarste Nullität involvirt, daß sich ein Mensch einem andern unterwerfen sollte, bloß um demselben zu gehorchen.

Vierte Frage: Wie sollt' es wohl ein Volk anfangen, um sich selbst zu regieren? Und wenn es von Natur und Nothwendigkeits wegen unvermögend ist, sich selbst zu regieren; wie kann man sagen: es habe ein natürliches Recht, zu etwas, wozu es von

*) Prophet Daniel im VI. Kapitel, V. 8. 12. 14. 15. u. 16. Ich verdanke diese Citation dem Spinoza, in dessen nachgelassenen Werken sie sich auf der 301. Seite mit folgenden Worten findet: Persae Reges suos inter Deos colere solebant, et tamen ipsi Reges potestatem non habebant iura semel instituta revocandi, ut ex Dan. Cap. 5. patet; *et nullibi, quod sciam, Monarcha absolute eligitur, nullis expressis conditionibus.*

Natur unvermögend ist? Und wenn es also kein solches Recht hat, wie kann es ein Recht, das es nicht hat, einem andern übertragen?

Als ich mich entschloß, die Wielandische Hypothese öffentlich zu untersuchen, habe ich mich am mehrsten vor der Erörterung dieser vierten Frage gescheut, indem ich Herrn Wieland nicht gerne etwas sagen möchte, das einer Grobheit ähnlich sähe, und es doch unmöglich ist, von einer elenden Sophisterei anders, als von einer elenden Sophisterei zu reden, und den Verdruß und Ekel, welchen man beim Auseinanderlegen derselben empfinden muß, gar nicht sehen zu lassen.

Was sollen die Worte: Sich selbst regieren, heißen? Unmöglich kann damit jede Verfassung gemeint seyn, welche nur keine uneingeschränkte Monarchie ist; unmöglich irgend eine, die je wirklich gewesen: aus dem eben vorhergegangenen, und aus allem folgenden ist das sonnenklar. Der Sinn der Frage kann also kein andrer seyn, als dieser:

Wie sollten es die Menschen wohl anfangen, um gar keiner Regierung zu bedürfen? oder, wie sollten sie es anfangen, um aus eigenem Antriebe, gemeinschaftlich, zu den besten Zwekken die besten Mittel unablässig zu erwählen, da ihnen dieses, aus eigenem Antriebe gemeinschaftlich zu thun, von Natur unmöglich ist?

Allerdings, wie sollten sie es anfangen? Wenn aber gleich die Menschen von Natur geneigter sind, ihren sinnlichen Trieben als ihrer Vernunft zu gehorchen, sind sie darum ganz und gar unfähig, ihre Triebe der Vernunft zu unterwerfen (wiewohl die Vernunft unter den bewegenden Kräften des Menschen die schwächere, die Affekten hingegen die stärkeren sind:) unfähig, eine solche Unterwerfung als ihr wahres Bestes zu erkennen? Wäre nicht vielmehr, ohne jenen mächtigen Reiz der Begierden, der Begriff von der Herrschaft der Vernunft ein leeres albernes Hirngespinnst?

Eben dieses gilt von dem bürgerlichen Regiment. Wenn die Menschen so beschaffen wären, daß sie keiner Regierung bedürften, oder, wie Herr Wieland sich auszudrücken beliebt, wenn sie sich selbst regieren könnten, so fiele mit der Wirklichkeit auch alle Möglichkeit eines Regiments hinweg. Aber so wie sie beschaffen sind, haben sie gerade so viel Verstand und so viel Unverstand, als zu der Materie und zu der Form einer gesetzlichen Einrichtung erfordert wird. Der Unverstand, um die Nothwendigkeit dazu hervorzubringen; und den Verstand, um diese Nothwendigkeit zu begreifen. Hätte der Mensch immer den besten Willen, so könnte er nie mit Recht einen Zwang zu dulden haben. Aber weil er nicht immer den besten Willen hat, so kann er oft mit Recht gezwungen werden. Das Mittel, nur mit Recht gezwungen zu werden, ist dasjenige, was

wir eine Regierungsform zu nennen pflegen*). Die damit verknüpften Vortheile fallen in die Sinne, so daß auch der Dümmste nicht an ihnen zweifelt. Warum also sollte ein Volk sie nicht freiwillig suchen können, und woher sollte ihm das Recht versagt seyn, zu den dahin gehörigen Einrichtungen die Hand zu bieten? Aus der Wahrheit, daß die Menschen sich nicht selbst regieren können, weil sie so weit entfernt sind, immer die besten Einsichten und den besten Willen zu haben, folgen ganz andere Dinge, als uns Herr Wieland vorzuspiegeln sucht. Es folgt aus derselben die Verdammung aller willkührlichen Gewalt, und eines jeden Gesetzes, welches allen befiehlt, was nicht eines jeden offenbarer Vortheil ist: kurz, alle Hirngespinnste verlarvter Tyrannei; und alle jene kindische Anschläge, um die Menschen durch Thorheit glücklicher zu machen, als sie es durch Weisheit seyn können. . . Unverletzliches Eigenthum der Person, und freier Genuß des

---

*) Die Freiheit, sagt Montesquieu, besteht nicht darin, daß man thun kann, was man will; sondern darin, daß man thun kann, was man vernünftiger Weise sollte, ohne gezwungen zu seyn, jemals etwas zu thun, was man nicht sollte. Freiheit und Ungebundenheit sind wohl von einander zu unterscheiden. Die Freiheit besteht in dem Rechte, alles zu thun, was die Gesetze erlauben. Wenn ein Mitglied der Gesellschaft thun könnte, was die Gesetze nicht erlauben, so wär' es selber ohne Freiheit, indem ein jedes von den übrigen Mitgliedern der Gesellschaft sich ein gleiches herausnehmen könnte. Espr. des Loix, Liv. XI. Chap. III.

Seinigen! — welcher Elende darf einem Manne von Verstande hiefür Ersatz bieten? Krümmen wird er sich vor Ekel vor dem Gecken, und böt ihm dieser in seinen Händen alle Schätze von Golkonda!

Die vierte Wielandische Frage und ihre Beantwortung mag hiemit abgethan seyn. In der That verdiente dieses schale Quodlibet keine so ernsthafte Untersuchung, und es ist unbegreiflich, wie Herr Wieland sich so viel darauf zu gute thun kann, daß er nunmehr die Fahne schwingt, und sich erhebt, wie der fliegende Sieg, und bläst: Er habe die Silvam Silvarum durchgehauen, et fiat lux!

Alexis

oder

Von dem goldenen Weltalter.

— — *Φίλοι μακάρεσσι Θεοῖσι*
Θνῆσκον δ'ὡς ὕπνῳ δεδμημένοι· ἐσθλὰ δὲ πάντα
Τοῖσιν ἔην· κάρπον δ'ἔφερε ζείδωρος ἄρουρα
Αὐτομάτη πολλόν τε καὶ ἄφθονον.

Dem

Manne von ächtem Tiefsinne,
dichterischer Salbung,

und

gründlicher Kunde
alter und neuer Weisheit,

dem

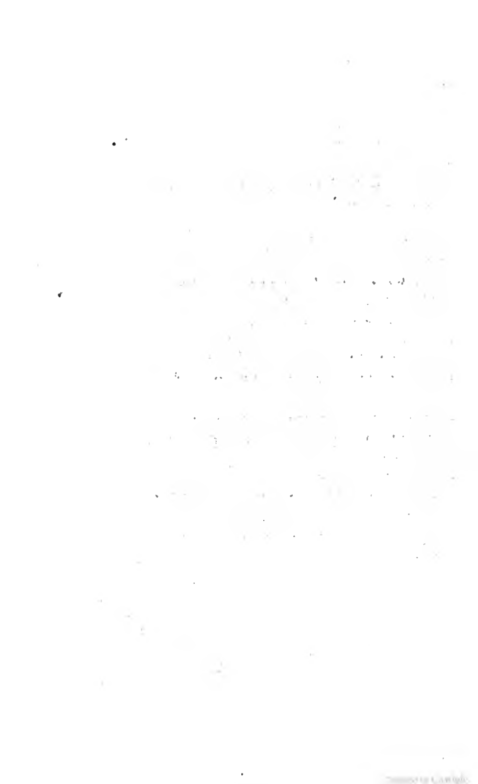
biedern Deutschen,
unter Barbaren in Algier,
unter Britten in London:

seinem innigst geliebten

Schönborn,

widmet
diese Uebersetzung des Alexis,

Friedrich Heinrich Jacobi.



Diokles der Diotime

Heil und alles Gute!

Weise und heilige Diotime, ich war dieser Tage in dem Tempel des Saturn; und unter den reichen Kunstwerken, die hier in großer Menge prangen, zog keines meine Aufmerksamkeit so sehr auf sich, als das berühmte Gemälde, das den Genuß und die Glückseligkeiten des Jahrhunderts dieser großen Gottheit vorstellt. Als ich nach Athen zurückkam, wollte ich meinen Freunden einigen Begriff von dem Eindrucke geben, den dieses Gemälde in meiner Seele zurückgelassen hatte, und suchte in folgendem Gespräche den Pinsel des Zeuxis nachzuahmen. Da ich aber in unserm eisernen Jahrhunderte nichts finde, an dem ich mein Werk durch Vergleichung prüfen könnte, so eigne ich es Dir zu, mit der Bitte, seinen Werth

zu bestimmen; denn der wahre Abdruck des goldenen Weltalters, wenn es einen noch diesseits der Elisäischen Felder giebt, würde doch nur in Diotimens heiliger und reiner Seele zu finden seyn.

Alexis
oder
von dem goldenen Weltalter.

Diokles. Alexis.

Diokles.

Wie geht es Dir, mein lieber Alexis? Ich habe Dich lange nicht gesehen. Wo willst Du hin?

Alexis.

Ich habe einen Spaziergang nach Cynosarges vor, und gehe dann vielleicht zu Demophoon, der heute ein großes Mahl giebt, wozu er mich eingeladen hat. Willst Du mitkommen? Zuverlässig sind alle Eingeladene Deine Bekannten, und Demophoon beklagt sich bitterlich darüber, daß Du Dich gar nicht bei ihm sehen läßt.

Diokles.

Ich kann nicht mitgehen. Aristäus ist krank, und ich habe versprochen, ihn heute zu besuchen. — Laß uns hier niedersitzen; es ist warm. — Ich weiß keinen Ort vor der Stadt, wo man eine angenehmere Kühlung hat. Hernach begleitest Du mich bis zum Hause des Aristäus. Es ist auf Deinem Wege.

Alexis.

Sehr gerne, mein lieber Diokles. — Aber da geht jemand; ist es nicht Strato von Lindus?

Diokles.

Ja, er ist es.

Alexis.

Er sieht uns nicht. — Desto besser; denn ich mag immer lieber mit Dir allein seyn.

Diokles.

Bei ihm fällt mir ein, daß ich Dich etwas zu fragen habe. Er hat mir nämlich gesagt, Simmias von Rhodus, der Lyriker, sey hier. Da Simmias Deines Vaters alter Freund war, so wird er vermuthlich bei Dir eingekehrt seyn. Ist er hier?

Alexis.

Nein, man erwartet ihn. — Aber ich werde nicht viel um ihn seyn.

Diokles.

Warum nicht?

Alexis.

Aufrichtig gesagt, ich mag die Poeten nicht.

Diokles.

Mein lieber Alexis, dafür sey Apollo! Was magst du denn?

Alexis.

Ja, wundre Dich so viel Du willst. Du hast mir den Geschmack an der Philosophie des Sokrates beigebracht, und seitdem weiß ich nicht, was ich mit den Poeten sollte. Ich bin ihr gehorsamer Diener.

Diokles.

Glaubst Du, daß Sokrates kein Poet war, und daß Orpheus, Hesiod und Homer keine Philosophen waren?

Alexis.

Gerade als Poeten mag ich nichts mit ihnen zu thun haben. Sie vergnügen einige Augenblicke, aber man gewinnt bei ihnen nichts als Träume und Fabeln. Die schöne Wahrheit ist ihrer Natur nach ganz nackend, und aller Zierrath, der sie bedeckt, ist ein Flecken, der ihr etwas von ihrem Glanze benimmt.

Diokles.

Mein lieber Alexis, Du vergleichst sie mit der himmlischen Venus, und darum urtheilest Du so. Verglichest Du sie mit einer heilsamen, aber verhältnißmäßig bittern Arzenei, so würdest Du nichts dawider haben, daß man, um sie hinunter zu bringen, Honig und Vergoldung zu Hülfe nehmen müsse. Deine Vergleichung mag unter Göttern wahr und richtig seyn; aber meine reimt sich besser mit der Natur sterblicher Menschen.

Alexis.

Das könnte seyn: aber ich beschwere mich nicht über die Poeten, wenn sie mir in ihrer Sprache Wahrheiten mittheilen; ich bin nur unwillig, wenn sie ihre Einbildungen und Träume für Wahrheit ausgeben.

Diokles.

Wenn ihre Einbildungen und Träume wahrscheinlich sind, so können sie wenigstens Wahrheiten vorstellen.

Alexis.

Das gebe ich zu; aber nicht, falls sie übertrieben und abgeschmackt sind. Ich lasse dem Hesiod und Homer ihre ganze Theogonie hingehen, und was sie von Göttern erzählen, die sie sich erschaffen und die ich nicht kenne. Aber dergleichen Ausschweifungen über Wesen, die ich kenne, ärgern mich. Denke nur einmal an des Hesiod Gemälde von dem goldnen Weltalter, wenn er da sagt: „Daß unter der Regierung des Saturn die Menschen lebten, wie Götter, in einem tiefen Frieden, in einer vollkommenen Ruhe, ohne Arbeit und Mühe; daß ihr Alter gemächlich war; daß sie, immer gleich gestimmt, immer in gleichem Maße auf ihren Festen ihrer gegenseitigen Liebe genossen; daß die Erde mit wenig Aufwand alle Früchte, die sie nur verlangen konnten, überflüssig brachte; und daß diese Lieblinge der unsterblichen Götter starben, als würden sie von einem tiefen Schlaf übermannt." Glaubst Du, mein lieber Diokles, daß die Menschen, mit denen wir leben, die sich einander hassen, verrathen, und sich um des niedrigsten Eigennutzes willen umbringen, einer solchen Glückseligkeit, als Hesiod erzählt, fähig sind?

Diokles.

Nicht die Menschen, mit denen wir leben; sondern die Menschen, die damals lebten.

Alexis.

Glaubst Du, daß die Menschen jener Zeit ein Geschlecht wie das unsrige hervorbringen konnten, und

daß die menschliche Natur einer solchen Ausartung fähig gewesen sey?

Diokles.

Die menschliche Natur ist nicht ausgeartet, und das goldne Weltalter des Hesiod ist keine Lüge.

Alexis.

Nun, das ist für mich etwas neues. — Wenn Du mir diese zwei Behauptungen wahr machen kannst, so will ich mich mit dem Hesiod wieder aussöhnen; denn ich muß Dir gestehen, daß ich eben darum gegen ihn so aufgebracht bin, weil ich das Gemälde von den Menschen seines goldnen Alters mit der jetzigen Verdorbenheit eben dieser Menschen, und der schrecklichen Unordnung ihrer Gesellschaft verglichen habe.

Diokles.

Ich merkte wohl, daß etwas Menschenhaß bei Dir mit unterlief. — Ich will Dich aber davon zu heilen suchen, wenn Du mir nur ein wenig Aufmerksamkeit gönnst.

Alexis.

Gerne.

Diokles.

Kannst Du Dir die Erdkugel kurz nachher, als sie aus dem Schooße der Natur hervorgekommen war, vorstellen, und einen Augenblick vergessen, daß Du sie bewohnst?

Alexis.

Ja, ohne Mühe.

Diokles.

Wir wollen sehen, ob Du es kannst. — Du siehest, daß diese Erdkugel mit Thieren bevölkert ist. Siehest Du Verschiedenheit unter diesen Thieren?

Alexis.

Die seh' ich allerdings. Sie sind verschieden an Gestalt, an Größe, an Stärke, und in der Art zu leben.

Diokles.

Und wie sind sie verschieden? — Welches ist zum Beispiel das größte?

Alexis.

Der Elephant scheint mir das größeste und das klügste; der Löwe das stärkste und das muthigste; der Mensch das behendeste in den Bewegungen seines Körpers und das furchtsamste; der Fuchs das listigste, und so weiter.

Diokles.

Gehört diese Erde allen diesen Thieren gemeinschaftlich, oder einigen von ihnen?

Alexis.

Sie gehört keinem; oder eigentlich sie gehört einem jedweden von ihnen, in so weit es sie nützen kann, um die Bedürfnisse seiner Natur zu befriedigen.

Diokles.

Also haben alle dasselbige Recht an diese Erde, und an das, was sie hervorbringt?

Alexis.

Ja alle; das heißt, ein jedes nach dem Verhältniß

seiner Kräfte, und der Löwe führt ihnen diese Wahrheit oft zu Gemüth.

Diokles.

Ich glaube es; aber auf diesem Fuß müssen sie sehr übel zusammen leben?

Alexis.

Nein; das eben nicht. Sie thun sich wohl einiges Leid, Art gegen Art; aber gleichartige leben friedlich genug unter sich.

Diokles.

Mich freut, lieber Alexis, Deine schlichte und reine Art, die Dinge zu betrachten. Dir stand es zu, die Wahrheit mit der schönen ganz entblößten Liebesgöttin zu vergleichen; und ich hatte Unrecht, Dir darüber Vorwürfe zu machen. Aber es scheint in Deinem Gemälde, daß der Mensch unter den Thieren schwerlich die erste Rolle spiele.

Alexis.

Nein; doch auch nicht die letzte. Alles zusammen genommen, sind die besondern Vorzüge einer jeden Art bei den andern Arten reichlich vergütet, und eine hat der andern nichts vorzuwerfen.

Diokles.

Also das Verhältniß zwischen dem Menschen und einem andern Thiere Deiner ursprünglichen Erdkugel ist beinahe Gleichheit, das heißt, das eine verhält sich zum andern, wie Eins zu Eins.

Alexis.

Das ist ziemlich richtig.

Diokles.

Komm einen Augenblick von Deiner ursprünglichen Erdkugel zurück, und wirf die Augen auf dieselbe Kugel, so wie sie jetzt beschaffen ist. Findest Du noch eben dieses Verhältniß zwischen den verschiedenen Arten der Thiere?

Alexis.

Ja, was die Thiere anlangt. — In Absicht der Thiere ist keine Veränderung.

Diokles.

Und in Absicht des Menschen?

Alexis.

Ich muß gestehen, der Unterschied ist unermeßlich. Dieses hatte ich nicht in Betrachtung gezogen.

Diokles.

Wär' es zu viel, wenn ich sagte, daß dieses Verhältniß, das im Anfang wie Eins zu Eins war, jetzt wie tausend Millionen zur Einheit sey?

Alexis.

Nein gewiß nicht. — An Macht und Klugheit hat der Mensch unendlich gewonnen; und vielleicht zu seinem Unglück.

Diokles.

Davon nachher, mein Lieber. Aber was schließest Du aus dieser erstaunlichen Veränderung bei den Menschen, indeß die andern Thiere an ihrer Stelle geblieben sind?

Alexis.

Ich muß auf irgend einen Grundtrieb der Vervollkommnung schließen, welcher, der menschlichen Natur eigenthümlich, entweder durch eine äußere Kraft, oder einen inneren Nachdruck wirksam ist.

Diokles.

Findet sich bei den andern Thiergattungen etwas ähnliches?

Alexis.

Nein, gar nichts. Denn in so vielen Jahrhunderten hätten wir davon etwas bemerken müssen.

Diokles.

Laß uns doch sehen, was wir unter diesem Grundtriebe der Vervollkommnung bei einem Thiere zu verstehen haben. Deine Sache ist es, zu erklären, was Du auf die Bahn gebracht hast.

Alexis.

Dieser Grundtrieb setzt nothwendig zweierlei voraus. Erstlich: daß die Natur des Thieres eines glücklichern Zustandes, als der gegenwärtige, fähig sey. Zweitens: das Vorgefühl eines solchen bessern Zustandes.

Diokles.

Vortrefflich, mein lieber Alexis; und dieser Grundtrieb besteht also eigentlich in dem Vermögen, sich einem solchen bessern Zustande zu nähern.

Alexis.

Ohne allen Zweifel.

Diokles.

Bleiben wir dabei, daß den Thieren dieses Vermögen durchaus mangelt?

Alexis.

Wir werden nicht wohl dabei bleiben können; denn der Zustand des Thiers in dem Augenblick, wo es sein Verlangen befriedigt, ist besser als der Zustand in dem Augenblick vorher, wo es noch verlangte. Nun sehen wir aber, daß es gewußt hat, sich diesen Zustand zu verschaffen; folglich hat es das Vermögen, wovon Du redetest.

Diokles.

Das scheint mir unwidersprechlich; und so wären Mensch und Thier mit demselbigen Vermögen ausgestattet. Aber dieses Vermögen kann über die Empfindung oder das Vorgefühl eines bessern Zustandes nicht hinausreichen, weil es sonst weder Ziel noch Grund haben würde. Dieses Vermögen hält also gleichen Schritt mit dieser Empfindung, und wir könnten eins für das andre nehmen, dergestalt, daß, wenn wir den Reichthum an Vorgefühlen eines bessern Zustandes bei zwei Arten von Thieren wüßten, wir daraus auf die relative Kraft dieses Vermögens bei einer jedweden von ihnen schließen könnten; und, wenn wir im Gegentheil die Kraft dieses Vermögens wüßten, wir daraus auf den verhältnißmäßigen Reichthum an diesem Vorgefühl des Bessern schließen könnten. Wenn man nun die Wirkungen dieser Perfectibilität bei unsern heutigen Atheniensern mit ihren Wirkungen zur Zeit der Pelasger, ihrer Väter, und diese Wirkungen wieder mit

jenen bei Deinem Thiermenschen der ursprünglichen Welt vergleicht, so sieht man leicht die große Kraft dieses Vermögens bei dem Menschen, und also die ungeheure Ungleichheit zwischen dem Reichthum des Gefühls des Bessern in ihm, und dem Reichthum eben dieses Gefühls im Thiere. Was die Ursache dieses Mißverhältnisses betrifft, so würden wir solche in einer Untersuchung des natürlichen Ganges dieses Grundtriebes der Vervollkommnung leicht finden. Aber, Alexis, laß uns dieses Geschäft bis auf einen andern Tag aussetzen. Ich will dem Demophoon und Dir selbst das nicht zu Leide thun, daß ich Dich von seinem Feste abhalte.

Alexis.

Wie ungerecht! Du fachst die Liebe zur Philosophie in mir an, und willst mich nun von ihr weg zu einem Feste schicken. Beim Sokrates, fahre fort und beweise mir, was Du versprochen hast. Demophoon wird es mir Dank wissen, daß ich Dich seinem Feste vorgezogen habe, und ich bin gewiß, er thäte eben das an meiner Stelle.

Diokles.

Ich glaube es Dir gern, weil ich Demophoon seit langer Zeit genug kenne. — Wir wollen also fortfahren, mein lieber Alexis, bis wir fertig sind.

Welches ist das erste Gefühl des Thiers, wenn es geboren ist, Alexis? Worin besteht die Modification, die ihm zuerst sein Daseyn zu erkennen giebt?

Alexis.

Meiner Vorstellung nach, ist es ein Vergnügen oder ein Schmerz.

Diokles.

Du hast Recht; aber eigentlich ist es nicht das, was ich Dich frage. Das Vergnügen und der Schmerz sind schon zwei bestimmte Zustände. Es ist genießen und leiden. Diese beiden Zustände sind bei dem Thiere zufällig, und setzen äußere Ursachen zum voraus. Das Thier ist leidend bei allen beiden. Ich frage: welches ist das erste Gefühl, das ihm seine Willenskraft entdeckt, sein Vermögen wollen zu können?

Alexis.

Soll ich denn sagen, es sey Verlangen oder Unbehaglichkeit?

Diokles.

Das ist vollkommen recht geantwortet, bis auf ein Verbindungswörtchen. Es ist Verlangen und Unbehaglichkeit; denn diese zwei Dinge laufen in Eins zusammen.

Alexis.

Ich verstehe Dich nicht ganz.

Diokles.

Kannst Du Dir das Moment irgend eines Genusses lebendig ins Andenken zurückbringen?

Alexis.

Ja.

Diokles.

Dünkt Dein Gefühl in diesem Augenblicke Dir eine einfache Sache?

Alexis.

Bisher hat es mir so gedünkt.

Diokles.

Und doch, wenn Du Acht giebst, muß es aus zwei verschiedenen Gefühlen zusammengesetzt seyn, die in diesem Augenblicke wirklich vollkommen zusammen fließen, und nur Ein Gefühl ausmachen.

Alexis.

Und welche sind die?

Diokles.

Das Gefühl eines Bedürfnisses, und das Gefühl einer Sache, die dieses Bedürfniß befriedigt. Wenn diese zwei Gefühle in ihrer ganzen Stärke coexistiren und zusammen fließen, so ist Genuß da.

Alexis.

Ich verstehe Dich.

Diokles.

Das Verlangen also, welches das erste Gefühl ist, das in der Natur des Thieres entsteht, ist aus dem Gefühle irgend eines Bedürfnisses, und aus dem Gefühle irgend eines Gegenstandes, der es befriedigen könnte, zusammengesetzt; und folglich ist das Verlangen vor dem Genuß eine Unbehaglichkeit. Woher bei dem Thiere diese Gefühle von Bedürfniß und von einem Gegenstande, der es befriedigen könnte, komme, ist eine ganz andere Frage, die wir künftig

einmal vornehmen wollen. Da es aber hier darauf ankommt, der Natur und dem Gange Deines Grundtriebes der Vervollkommnung in allen Thieren ernstlich nachzuforschen, so müssen wir mit drei Dingen den Anfang machen.

1) Daß wir uns erinnern, kein eingeschränktes Wesen könne durch sich selbst existiren.

2) Daß wir uns einer Erfahrung erinnern, die sich immer bewährt hat; nämlich, daß, um nach dem gewöhnlichen Lauf der Natur irgend ein Wesen hervorzubringen, welches das Vermögen zu empfinden und zu handeln hat, die Zusammenkunft zweier Wesen von gleicher Art und von verschiedenem Geschlecht nothwendig ist.

3) Daß wir daraus schließen, jedwede Art Thiere oder empfindlicher und handelnder eingeschränkter Wesen habe ihren Anfang genommen von zwei Wesen Einer Art und verschiedenes Geschlechts, die ihre Existenz irgend einem thätigen Wesen von einer kräftigern und erhabenern Natur zu verdanken hatten.

Ob diese Hervorbringung der zwei ersten Wesen durch Jupiter selbst zu jener Zeit geschehen sey, da er das ungestalte Chaos, welches er in dem unendlichen Raum erzeugt hatte, entwickelte; oder ob er dieses große Werk dem weisen Erfindungsgeiste des unglücklichen Sohns der Clymene anvertraut habe, ist ungewiß; aber wir können ohne Gefahr an dasjenige glauben, was, der Sage nach, die Götter unsern Vätern davon offenbaret haben, was in unsern Tem-

peln darüber aufbewahrt ist, was die Wahrsager und Priester uns davon erzählen, oder was die inspirirten Poeten uns in ihren unsterblichen Gesängen davon sagen.

Alexis.

Was Deine Wahrheit, Deine Erfahrung und Deinen Schluß angeht, so bin ich darüber vollkommen mit Dir einig; aber erlaube, mein lieber Diokles, daß ich auf das bloße Wort der Poeten noch nichts annehme.

Diokles.

Nach Belieben; wenn Du nur dem Zeugnisse Deiner eigenen Augen zufolge glaubst, daß das erste Verlangen, welches wir bei den Menschen und Thieren wahrnehmen, ein Hang zur Nahrung sey. Das Säugethier wendet sich nach der Brust seiner Mutter, das Eierlegende nach irgend einer gröbern Kost; und es folgt daher unwidersprechlich, daß das Thier, so wie es auf die Welt kommt, auf eine mehr oder weniger unbestimmte, oder mehr oder weniger bestimmte Art und Weise, das zusammengesetzte Gefühl von einem Bedürfniß und einem Gegenstande, der es befriedigen kann, in sich hat. Dieses Gefühl macht in allen Thieren den Grundtrieb der Vervollkommnung aus; es ist dasjenige, was man Instinkt nennt. Von seiner Ursache und seinem Ursprung reden wir, wie ich Dir gesagt habe, ein andermal; seine Natur aber müssen wir hier ergründen.

Du erinnerst Dich doch der schönen Reden der Diotime über die Fähigkeiten der menschlichen Seele, die

Phädon von Elea uns in seinem Gespräche Simon aufbehalten hat?*)

Alexis.

Ob ich mich ihrer erinnere! Ich glaube, daß sie mir eben so wenig jemals aus dem Gedächtniß kommen werden, als sie dem Sokrates, welcher sie anführt, aus dem Gedächtniß gekommen sind.

Diokles.

Ich sehe, Du erinnerst Dich ihrer, und dieses ist mir lieb. Laß uns nun bemerken, daß, wenn dieses zwiefache Gefühl von einem Bedürfniß und seinem Gegenstande irgend eine bestimmte Wirkung hervorbringen soll, diese Gefühle selbst bestimmt seyn müssen. Wenn wir den Zustand des Thiers oder des Menschen in jenen ersten Augenblicken seines Daseyns betrachten, so finden wir: 1) daß der ganze Reichthum seiner Einbildungskraft allein in diesen zwei Gefühlen besteht. 2) Daß seine Moralität nichts ist. 3) Daß der Verstand einzig diese zwei Empfindungen oder Ideen zu Gegenständen seiner Thätigkeit hat. 4) Daß sein Vermögen, wollen zu können, ohne Wahl ist; denn hätte es eine Wahl, so wäre diese zwischen dem Gefühl des Bedürfnisses und dem Gefühl eines Gegenstandes, der es befriedigt. Diese zwei Gefühle fließen aber zusammen in dem Gefühle des Verlangens; die Bestimmung der Willenskraft zum Wollen ist folglich rein und ein-

*) S. Vermischte philosophische Schriften des H. Hemsterhuis. II. Theil. S. 306 — 339.

fach, und richtet natürlich dieses geradezu auf den Genuß.

Du siehst also, mein Lieber, daß in diesem Fall, in diesen ersten Augenblicken bei dem Menschen und bei dem Thiere keine Freiheit Statt haben kann. Sein Verlangen ist ein einziges. Sein Herz kann keinen Gedanken von Pflicht in ihm erwecken, noch sein Verstand ihm irgend eine Beziehung zeigen: ein einziges Gefühl, ein einziger Zweck, bringt eine einzige Wirkung hervor. Sobald aber der Mensch an Einsichten zunimmt; sobald mehrere Ideen oder Gefühle, von ungefähr gleicher Stärke, in der Einbildungskraft sich neben diesem ursprünglichen Gefühl hinstellen: sobald finden alle seine Fähigkeiten Raum sich zu entwickeln, sich auszubreiten, sich zu üben, und er fühlt sich frei.

Alexis.

Ich fasse Deine Idee. Aber soll ich Dir unverholen sagen, was ich denke, und nach Deiner eigenen mir gegebenen Anleitung fort schließen?

Diokles.

Das sollst Du allerdings, mein Freund.

Alexis.

Der Instinkt besteht in einem Verlangen, in einem Gefühle, das in der That ein einziges, aber aus dem Gefühl eines Bedürfnisses und aus dem Gefühl eines Gegenstandes, der es befriedigen könnte, zusammengesetzt ist; das gebe ich Dir zu. Und weil es ein einziges ist, bestimmt es die Willenskraft auf eine nothwendige und einzige Weise. Wenn ich bei dem Thiere mehrere

Begierden, mehrere Ideen, mehrere Gefühle, alle genau von gleicher Stärke, annehme, so begreife ich, daß das Vermögen zu wollen allein durch sich selbst einen bestimmten Willen hervorbringen könne. Da ich aber diese Voraussetzung für falsch und ungereimt halte: muß ich nicht folgern, daß eine jede überwiegende Idee in der Einbildungskraft beinah mit der Kraft des Instinkts wirke? Und wo bleibt denn jene so gepriesene Freiheit?

Diokles.

Was Du da sagst, ist sehr richtig; aber Du beweisest nichts mehr, als daß es wenig freie Menschen gebe, und eigentlich nur derjenige Mensch frei sey, der ein Weiser ist.

Alexis.

Wenn es Dich in Deinem Gange, mich zurecht zu weisen, nicht zu sehr aufhält, so wollte ich Dich wohl bitten, mein Freund, daß Du mir deutlich sagtest, was nach Deiner Meinung ein Weiser sey.

Diokles.

Ein Weiser, mein lieber Alexis, ist derjenige, der keine überwiegende Idee, keine überwiegenden Gefühle duldet, wenn nicht sein Verstand und sein Gewissen, nach einer reifen Prüfung, sie genehmigt haben; der sich von seiner Einbildungskraft, oder der Empfindlichkeit seines Herzens nie unterjochen läßt; der sich beider nur bedient, um zu genießen, oder durch sie, im Nothfall, seine Thätigkeit, sein Vermögen wollen zu können, zu verstärken. Du hast Recht, wenn Du die

Handlungen aller Thiere und der meisten Menschen einigen überwiegenden Ideen zuschreibst, die sich alle Kräfte unterwerfen.

In dem eigentlich sogenannten Instinkte hat die herrschende Idee schlechterdings das Uebergewicht, weil sie die einzige ist.

Bei der Schwärmerei hat sie es gleichfalls. Wenn man zu Delphi die Priesterin zum Dreifuß führt und sie mit Widerstreben sich dem heiligen Kessel nähert, worüber sie, um den Gott zu empfangen, sich setzen soll, wird ihr ganzer Leib bleich und blaß, und sie zittert schon an allen ihren Gliedern. Ist sie endlich zu dem Ort gelangt, wo sie die Orakel geben soll, so sind alle ihre Fähigkeiten in Unordnung und verlassen sie. Ihr Leib blähet sich auf, ihre Fäuste schließen sich fest zu, ihre Arme fahren hin und her, ihre flammenden Augen rollen in ihrem Kopfe wild herum, ohne sich auf irgend einen Ort zu heften. Alles an ihr ist in Verzuckung. Ihr offener Mund ist voll Schaum, und die hohle heisere, aus der tiefsten Brust heraufkommende Stimme zeigt offenbar, daß es nicht mehr die Priesterin ist; sondern daß entweder der Gott, welcher sie treibt, durch sie redet, oder daß die Vorstellung dieses Gottes sie bemeistert.

In der Raserei. Sieh an den Sohn des Telamon, wie er in der Heerde wüthet, die er für den Ulysses und die Atriden hält; wie der unglückliche Athamas seinen Sohn Learchus gegen einen Stein schlägt, und die

Ino und den Melicertes verfolgt, weil er sie für Löwen ansieht.

Im Wahnsinne. Sieh an den milzsüchtigen Athenienser, der sich täglich nach dem Hafen Piräus begiebt, und alle Schiffe, die dort ankommen und auslaufen, aufzeichnet, in der Einbildung, daß sie alle ihm gehören.

Und endlich, was das Vorurtheil anlangt! Die Gewalt desselben ist fürchterlich. Es ist eine starke, lebhafte, isolirte, und von den gewöhnlichen Ideen entfernte Vorstellung, die sich in dem Kopfe des Kindes oder eines wenig aufgeklärten Menschen festgesetzt hat. Sie findet in diesem zarten oder leeren Gehirne keine übereinstimmenden Ideen, mit denen sie vermischt oder verglichen werden könnte. Ganz einzeln wächst sie da, wie eine stolze Eiche, mitten unter niedrigem Gesträuch, das von fern um sie her steht. — Aber, Alexis, hast Du nie eine Reise nach der Insel Kreta gemacht?

Alexis.

Nein, niemals.

Diokles.

Wenn Du nach Gnossus kommst, so ist daselbst kein Kreter, der Dir nicht mit heiliger Ehrfurcht das Grab des Jupiters zeigte; alle haben es von ihrer Kindheit an so gehört. Umsonst sagt der Dichter:

„O König Jupiter, die Kreter sind immerdar Lügner. Sie geben vor, Dir ein Grabmahl errichtet zu haben; doch bist Du nicht gestorben, denn Du bist ewig."

Umsonst sagt der Kenner des Alterthums: „Kreter, irrt nicht. Dieß Grab ist das Grab des Minos, und euer Betrug beruht auf zwei von der Zeit ausgelöschten Worten.“ Welcher Kreter ließe sich nicht todt schlagen, um seinem Vaterlande die Ehre eines so berühmten Denkmals zu erhalten!

Es liegt am Ende wohl nicht viel daran, was das Volk zu Kreta vom Jupiter sich in den Kopf setzt; weniger gleichgültig aber ist es, Alexis, daß selbst Philosophen demselben Uebel unterliegen.

Um die Geschichte des Vorurtheils zu vollenden, muß ich Dir, mit einiger Scham, erzählen, was mir vor wenigen Monaten begegnet ist; doch es bleibt unter uns.

Ich ging mit Aristäus, Autolykus, Chrysothemis, dem langbärtigen Epikurer, und mit Kallikles, dem Stoiker, nach Sunium.

Wir waren noch nicht weit auf unserm Wege, als Kallikles und Chrysothemis schon in vollem Streit waren über die Tugend, das Schöne, das Anständige, die Wollust u. s. w., welches mich aufmerksam machte. Ich wurde bald gewahr, daß in jedem dieser beiden Köpfe der ganze Vorrath von Ideen den Ton und die Farbe der Hauptidee des Systems hatte, das man in der Jugend ihnen hineingepfropft hatte; und da nun diese Systeme einander beinah schnurstracks entgegen liefen, so war es unmöglich, daß die Ideen des einen in den ganz vollgefüllten und besetzten Kopf des andern hätten Eingang finden können. Sie verstanden

sich also ganz und gar nicht. Weil sie aber öfters beide zugleich schrieen, und ein jeder von ihnen zum Glück nichts hören konnte, als was er selbst gesagt hatte, so glaubte ein jeder seinen Gegner überzeugt zu haben. Sie waren mit einander zufrieden, und für diesesmal lief alles ohne Unglück ab. Einige Tage nachher feierte Autolykus den Geburtstag seines Enkels. Wir waren alle da, und Autolykus setzte, vielleicht aus Muthwillen, der ihm aber übel genug bekam, bei Tische den Chrysothemis und Kallikles neben einander. Der Streit fing bald wieder an. Alles ging gut, so lange sie sich nicht verstanden, und keiner von beiden, folglich, seinem Gegner mit dem Galimatias seiner Schulsprache zu nahe kam. Aber endlich fuhren, durch das ewige Schreien und Wiederholen ihrer sogenannten Axiomen, einige Ideen in das Gehirn des andern. Du denkst vermuthlich, dieß sey ein Glück gewesen, und habe zur Ueberzeugung führen müssen. Weit gefehlt, mein lieber Alexis; denn diese wenigen Ideen, welche eindrangen, fanden in dem angefüllten und besetzten fremden Kopfe keine analogen oder befreundeten Ideen, mit denen sie sich hätten verbinden und in eins zusammen fügen können. Diese neuen Ankömmlinge verwirrten also nur die andern, und brachten alles in Unordnung und Aufruhr. Kallikles, der zuerst in seinem Kopf außerordentliche Bewegungen fühlte, griff dem Chrysothemis mit der einen Hand in den Bart, und suchte mit den ausgestreckten Krallen der andern ihm ein Auge auszureißen. Zum guten Glücke hatte Chrysothemis eine

Schöpfenkeule vor sich stehen, und damit gab er dem Stoiker einen so derben Hieb aufs Gesicht, daß dieser los ließ.

Der Auftritt wäre blutig geworden; Autolykus aber schlug sich ins Mittel, und fing edelmüthig die Streiche des einen und des andern auf, indem er ihnen zurief, daß sie weise Männer wären, und sich schämen sollten.

Alexis.

Wie ist es möglich? Philosophen!

Diokles.

Ja, mein Freund; aber aus Achtung für die Philosophie, sage niemanden davon.

Du siehest hieraus die unzerstörbare Gewalt des Vorurtheils. Je mehr diese starke Idee, die man in der Kindheit, oder in der Jugend, oder bei einer schlecht ausstaffirten Einbildungskraft empfängt, je mehr sie ungewöhnlich, wunderbar, unbegreiflich, und mit den andern Ideen, die sich in dem Kopfe befinden, unverträglich ist: desto heiliger wird sie seyn, wird Wurzel schlagen, sich befestigen, und in einem thätigen Kopf alle die Ideen, die sie umgeben, an sich reißen, wie ein Magnet, der sich die Eisentheilchen, die um ihn liegen, eigen macht, und sie nicht eher los läßt, bis er sie alle mit seiner Kraft imprägnirt hat. Ich rede hier selbst von ganz gesunden Köpfen, und nicht von solchen, wo der schwache Verstand die Einbildungskraft ungebaut läßt, und die Ideen dem Spiele des Zufalls Preis giebt.

Auch siehst Du, daß, wenn das Vorurtheil oder die überwiegenden Ideen in zwei Köpfen ganz und gar verschieden sind, des einen Ideen, die in den andern eingehen wollen, sich sogleich wieder heraus und davon machen, ohne darin eigentlich weder Gutes noch Böses zu stiften; und die ganze Wirkung, welche diese Verschiedenheit hervorbringen kann, ist Mitleiden oder Verachtung, nachdem die Leute sind. Wenn aber die Ideen nicht so ungleichartig oder abstechend sind, so bringen sie mehr oder weniger in den andern Kopf hinein, und erschüttern einige der Ideen, welche sich darin befinden, indem sie sich mehr oder weniger mit ihnen vermischen, und solchergestalt die andern in Unordnung bringen. Die unangenehme Empfindung dieser Unordnung, das heimliche Gefühl der Möglichkeit, daß die überwiegende Idee, die Idee-Königin selbst, mitten auf ihrem Throne Gefahr laufen könnte; dieses setzt die Leidenschaften in Bewegung, nicht die trägen Leidenschaften des Mitleidens, oder der Verachtung; sondern die Furien des Hasses und der grausamsten Verfolgung.

Mein lieber Alexis, es ist im Menschen ein Principium, das über alle Fähigkeiten seiner Seele weit erhaben ist; ein Principium, das sie alle sieht, sie mißt, sie beurtheilt, sie zurecht weiset, sie zusammensetzt, ihnen Thätigkeit und Harmonie giebt oder nimmt, nach dem Verhältnisse seines eigenen Werthes; ein Principium, das allein die Personalität des Menschen ausmacht; und das Maß der Unabhängigkeit und der Kraft dieses Principiums ist das Maß seiner Weisheit.

Alexis.

Mein lieber Diokles, jetzt begreife ich, warum es so wenig Weise giebt, oder vielmehr gar keine.

Diokles.

Du betrügst Dich, Alexis; es sind ihrer viel mehr, als Du denkst. Denn weil die Weisheit in der Harmonie und richtigen Anwendung der Fähigkeiten besteht, und große Fähigkeiten sich nicht so leicht als mittelmäßige regieren lassen; so ist es klar, daß man die Weisen unter den mittelmäßigen Menschen suchen muß, die überall die zahlreichsten sind. Wenn die Weisheit große Fähigkeiten begleitet, so ist das die Erscheinung eines Gottes unter den Menschen.

Alexis.

Aber, mein Freund, würde der Weise mit den großen Fähigkeiten auf der Erde nicht ein unnützes oder unglückliches Wesen seyn, da er hier für seine Größe nichts gleichartiges findet? Und würde der erste Zug seiner Weisheit nicht seyn, sich einen andern Wohnort zu wählen? Apollo, als er an den Ufern des Amphrysus die Heerde hütete, war gewiß nicht an seiner Stelle.

Diokles.

O des Unwissenden! Gerade an den Ufern des Amphrysus bildete sich Apollo zum Gotte der Harmonie; gerade an diesen glücklichen Ufern erfand er jene mächtige Leier, welche die Helden vergöttert, und die Feste der unsterblichen Götter belebt.

Der Weise mit großen Fähigkeiten ist überall an sei-

ner Stelle; und, könnte er hinab in die Hölle steigen, so würde er auch dahin Ordnung und Glückseligkeit bringen. Man sagt, daß während der wenigen Augenblicke, die sich der weise und göttliche Orpheus in dieser schrecklichen Wohnung befand, alle Qualen der Unglücklichen aufhörten, und Sisyphus, Tantalus und die Danaiden Ruhe hatten. Sieh, das sind die Wirkungen, die von dem Weisen ausgehen. Ich sage Dir nichts von dem, was er in sich selbst empfindet. Du fühlst es, Alexis.

Alexis.

Ach; ich fühle die Wahrheit von dem, was Du sagst; aber das ist auch alles, was ich fühle. — Du aber, mein lieber Diokles, merkst Du nicht, daß wir uns gewaltig von unserm Wege entfernen? Im Namen der Götter, laß uns wieder umkehren, und führe mich zu jenem goldnen Weltalter, wonach mich verlangt.

Diokles.

O Mnemosyne, fruchtbare Mutter der Musen, Dich rufe ich heute an!

Alexis.

Warum?

Diokles.

Warum? Weißt Du wohl, daß wir ihr eine ganze Schaale voll Weihrauch schuldig sind, Du und ich, wenn sie uns den Faden wieder giebt, den wir verloren haben.

Alexis.

Diokles, ich sage das nicht, als glaubte ich nicht an die Götter; aber ich will Dir das Ende des Fadens mit geringern Kosten wieder schaffen.

Diokles.

Nun, das wollen wir sehen.

Alexis.

Du hast gesagt, daß im Menschen wie im Thiere ein Instinkt wohne, den ich einen Grundtrieb der Vervollkommnung genannt habe, welcher nothwendiger Weise aus dem Gefühl eines Bedürfnisses, und aus dem Gefühl eines Gegenstandes, der dieses Bedürfniß befriedigen könnte, zusammengesetzt ist; und daß dieses Zusammengesetzte, dieses Principium, da es sich in dem Kopfe oder in der Seele des Thiers, oder des Menschen, unmittelbar nach der Geburt, allein befindet, das Vermögen zu wollen nothwendig zu einem thätigen Willen bestimmt, welches diesen Menschen oder dieses Thier hintreibt zum Genuß; das ist, zu einem Zustande, der glücklicher ist als der gegenwärtige; zu einem seiner Natur gemäßen Bessern. Ist das nicht das Ende des Fadens, den wir verloren hatten?

Diokles.

In Wahrheit, mein Freund, Du bringst mich wieder auf den Weg. Wenn wir nun die ersten Augenblicke des Daseyns des Menschen und des Thiers betrachten, so finden wir, daß das Gefühl des Bedürfnisses bei dem einen wie bei dem andern gleich bestimmt ist; und der Gegenstand der Befriedigung ist bloß phy-

sich. Wenn der erste Trieb nach Nahrung befriedigt ist, so schläft und vegetirt der Mensch und das Thier, bis neue Bedürfnisse neue Triebe rege machen. Unterdessen stärken sich die Organe und werden geübt. Die Vorstellung von dem Gegenstande wird je mehr und mehr bestimmt. Diese Vorstellung, die sich wahrscheinlich Anfangs bloß durch den Geruch bildete, bildet sich nun auch durch das Gefühl, das Gesicht und das Gehör, und erwirbt dadurch verschiedene Gestalten. Die Einbildungskraft bereichert sich, und giebt dem Verstande Anlaß, seine Thätigkeit zu entwickeln, indem er Ideen bindet, vergleicht und zusammensetzt. Der erste Mangel, den der Mensch oder das Thier in der Natur wahrnehmen, und der sie drückt, besteht darin, daß die Natur nicht allezeit gleich bereit ist, sie mit dem Nothwendigen in dem Augenblicke des Verlangens selbst zu versehen, und daß sie ihrem Genusse Hindernisse scheint entgegen gesetzt zu haben; es sey nun in den allgemeinen physischen Gesetzen, oder in dem Interesse verschiedener Gattungen, die sich oft zu kreuzen scheinen; und diese Unbequemlichkeiten nöthigen oft Menschen und Thiere, ihren Wohnplatz zu verlassen, um den Jahrszeiten unter andern Himmelsstrichen nachzugehen, sich gegen die Ungemächlichkeiten der Luft zu schützen, und sich gegen die Stärkeren, die sie zu Grunde richten möchten, zu vertheidigen. Wenn der Mensch und das Thier es endlich dahin gebracht haben, daß die Gegenstände ihres Bedürfnisses in dem Augenblicke, wo das Gefühl des Bedürfnisses sie antreibt, ihnen so gut wie möglich

zur Hand sind, so genießen sie so viel und so oft, als sie genießen können; folglich sind sie glücklich, und für das Thier ist hier sein vollkommenes goldnes Alter.

Alexis.

Ich begreife das; ist aber eben dieses auch das so gerühmte Weltalter für den Menschen?

Diokles.

Ja. Aber ich bitte, erinnere Dich, daß der Mensch das Vermögen hat auch in seines Gleichen zu genießen, und daß also, wenn man die Glückseligkeit des Menschen und die Glückseligkeit des Thieres überhaupt schätzt, die letztere der Einheit gleich ist, indeß die Glückseligkeit des Menschen eine durch alles, was glücklich ist, multiplicirte Einheit seyn wird.

Alexis.

Das Unglück wirst Du doch auf eben die Art berechnen, denke ich. — Uebrigens sehe ich in diesem Gemälde höchstens den Zustand einiger Viehhirten, oder etwa der Einwohner von Attica, ehe Theseus sie zu einem Volke versammelt hatte; und wenn Du kein anderes Jahrhundert des Saturn mir darzustellen weißt, so wirst Du Dir schwerlich anmaßen, den Hesiod und Deine Poeten gerechtfertigt zu haben.

Diokles.

Als Du die Reise nach Groß-Griechenland machtest, hast Du dort wohl mit einigen berühmten Pythagoräern Umgang gehabt?

Alexis.

Nein. — Warum frägst Du mich das?

Diokles.

Weil ich denn vielleicht nicht so viel Mühe haben würde, über das goldne Weltalter mit Dir ins Reine zu kommen.

Alexis.

Ich bin den Philosophen dieser Secte wenig nachgegangen. Nicht aus Mangel an Hochachtung; ich schätze sie unendlich; nur sobald mir über die verschiedenen Zwecke des Pythagoras und Sokrates die Augen anfingen etwas aufzugehen, war ich für den letztern entschieden.

Diokles.

Von welchen Zwecken redest Du?

Alexis.

Sokrates, wie mir deucht, hatte den Vorsatz, jeden Menschen so vollkommen zu machen, als seine Natur es leiden könnte; welches ich für möglich halte. Pythagoras hingegen wollte einige Individua ganz vollkommen machen, damit sie die andern regierten, und so alle glücklich würden; und das scheint mir eine Ungerechtigkeit und ein Hirngespinnst.

Diokles.

Sehr richtig gesehen, mein lieber Alexis. — Aber genug: Pythagoras war um dieses Zwecks willen genöthigt, die kleine Anzahl seiner Auserwählten von dem Haufen der übrigen Menschen abzusondern, und das Studium der Weisheit mit Hüllen und Geheimnissen zu verwahren; das ist die Ursache, warum diese Schule im Besitze verschiedener sehr wichtiger Kennt-

nisse ist, die nicht allgemein bekannt geworden sind. — Du kennst wahrscheinlich, dem Rufe nach, jenen Archytas, der nicht allein, wie Homers Agamemnon, ein großes Oberhaupt von Völkern, und ein großer Feldherr war; sondern neben dem ein ganz vortrefflicher Philosoph?

Alexis.

Du meinst ohne Zweifel den Tarentiner, den berühmten Freund des Plato?

Diokles.

Eben den. Dieser Archytas nun pflegte seinen näheren Freunden zu erzählen, daß Pythagoras, als er in Phönicien auf Reisen war, sich nach Biblos begeben habe, nicht sowohl, um daselbst die alten Trümmer dieser berühmten, vom Saturn gegründeten Stadt zu betrachten; als um daselbst einen alten Priester des Adonis zu hören, der in der Wissenschaft der Gestirne sehr unterrichtet war, und den Ruf hatte, daß er mehr wisse als die andern Menschen.

Er lehrte ihn die Geheimnisse des großen Adonis-Festes, das man jährlich in den Tagen feiert, wenn der Fluß dieses Namens, der vom Berge Libanon kommt, und nahe bei Biblos ins Meer fällt, dem Meere bis an die Küsten vom Delta eine Blutfarbe giebt, und welches die Aegypter und Assyrer mit bewundernswürdiger Pracht feiern helfen. Er sagte ihm, daß alle Jahre, an gewissen Tagen, der schöne Adonis auf dem Gebirge wieder erscheine, um sich da wie ehemals mit der Jagd zu erlustigen; daß alle Jahr ein ungeheurer

wilder Eber ihn von neuem an der Hüfte verwunde, wie an dem ewig zu bejammernden Tage geschah, welcher der Göttin der Schönheit so viele Thränen gekostet hat; und daß das Blut, das jedesmal aus der neuen Wunde fließe und mit dem Wasser des Flusses sich vermische, die Ursache jener jährlichen rothen Farbe des Meeres sey.

Alexis.

Sage mir beim Jupiter, glaubte denn Pythagoras solche Weibermährchen?

Diokles.

Ich zweifle daran. Hätte Pythagoras aber, wie der Priester, sie von der Wiege an gelernt, so hätte er wahrscheinlich sie geglaubt, wie ein anderer.

Alexis.

Wie ist doch der Mensch so schwach!

Diokles.

Ja, in der Kindheit.

Alexis.

Du hast Recht; aber ich bitte dich, was willst Du, daß ich, nach einem solchen Anfange, auf die Folge des von diesem Priester gegebenen Unterrichts bauen soll?

Diokles.

Es wäre nichts ungewöhnliches, mein lieber Alexis, wenn sich dieser Priester in allem übrigen als einen sehr weisen Mann bewiesen hätte, diesen einzigen Punkt ausgenommen, der durch Zeit und Uebung bei ihm Sache des Instinkts geworden war. — Aber daß ich Dir aus aller Verlegenheit helfe, es ist gar nicht wahr-

scheinlich, daß der weise Greis von dem eben erzählten selbst viel geglaubt habe; denn er setzte hinzu: was er gesagt, habe er nur als Oberpriester gesagt. Die Philosophen aber gäben zur Ursache jener Erscheinung an, daß während sechs oder sieben Tagen im Jahr ein sehr heftiger Ostwind in den Gegenden um den Berg Libanon wehe; daß dieser Wind alsdann eine ungeheure Menge des rothen Sandes vom Gebirge in den an seinem Fuße sich herum schlängelnden Fluß jage, welcher diesen Sand hernach mit sich fortführe, bis in das Meer, das die Küsten von Phönicien und Aegypten anspült!

Alexis.

Das kann ich begreifen. Fahre fort, ich bitte Dich.

Diokles.

Er war der erste, welcher den Pythagoras lehrte, daß die Erdkugel in Jahresfrist in einem großen Zirkel sich um die Sonne bewegt; daß die Erde sich in einem Tage und einer Nacht von Abend nach Morgen um ihre Achse dreht: und das sey, wie er sagte, die Ursache von der scheinbaren Bewegung aller Gestirne von Morgen nach Abend. Er lehrte ihn die Ursachen von der Veränderung der Jahrszeiten. Er erklärte ihm den Lauf der Planeten, so wie auch der Kometen, deren Wiederkunft er, nach Art der Chaldäer, vorhersagte. Als er zuletzt an den Mond kam, beschwerte Pythagoras sich bei dem Alten über die ausschweifende Eitelkeit der Arkadier, die sich für das älteste Volk der Erde ausgäben, weil sie lange vor dem Monde da gewesen wären; und

der Priester sagte ihm darüber folgende merkwürdige Worte: Du, Pythagoras, und überhaupt ihr Griechen, solltet Euch eigentlich über Eure Unwissenheit beschweren. Zu viel Witz hat Euer Genie irre geleitet; er hat über den reichen Phantomen Eurer glänzenden Einbildungskraft die Bahn der einfachen Wahrheit verlohren. Ihr habt in einer Menge Fabeln, die so abgeschmackt sind als sie lieblich lauten, die Wahrheit dergestalt verdreht, daß ihr sie ganz aus dem Gesichte verloren habt; und diejenigen unter Euch, deren gesunder Verstand sich dieser Träumereien geschämt hat, und die, was noch von der alten Wahrheit da ist, kennen lernen wollten, mußten Griechenland verlassen, um bei denjenigen, die Ihr Barbaren nennt, den Schatz wieder zu finden, den Ihr durch Euren muthwilligen Leichtsinn verloren habt. Was die Arkadier von sich rühmen, ist keine Erdichtung. Die Erde war viele Jahrhunderte bewohnt, ehe der Mond ihr sein Licht brachte. Damals war die Richtung ihrer Achse senkrecht auf der Fläche ihrer Bahn; ihre beiden Pole waren also von der Sonne gleich weit entfernt. Die Tage und Nächte waren überall gleich. Es gab gar keine Jahrszeiten. Es gab nur Himmelsstriche. Ein jeder Erdgürtel behielt immer denselbigen Grad der Wärme, ohne die geringste Veränderung. Die einfache Wirkung der Sonne machte die Ebbe und Fluth der Meere regelmäßiger und ruhiger; und die flüssigen Theile in den Körpern der Thiere und Pflanzen behielten ihre Größe und ihre Dichtigkeit. Es konnte kein anderer Wind

seyn als der Westwind, wegen der gleichförmigen, täglichen Bewegung der Erde von Abend nach Morgen. Nichts konnte die Atmosphäre verändern. Ein jedes Thier, eine jede Pflanze mußte an dem Orte hervorkommen, der ihrer Natur am gemäßesten war. Die Bäume waren immer gleich voll von Früchten, Blüthen und Laub; die Erde fand in der Abwechselung der Jahrszeiten kein Hinderniß, ihre unendliche Zeugungskraft zu entwickeln. Die beständige Gleichheit der Natur lieferte Kräuter und Früchte, die viel nahrhafter waren, und deren Arten durch die schnelle Folge der Jahrszeiten haben zerstört werden müssen. Mensch und Thier fanden ihren Unterhalt überall um sich her, und weder der eine noch das andere konnte jemals in der traurigen Nothwendigkeit seyn, in dem Blute oder in den Eingeweiden seines Gleichen sich eine scheußliche Nahrung zu suchen. Sehr selten verließ der Mensch den Erdgürtel, worin er geboren war; weil er sich an keinem Orte so wohl befand, als in seiner Heimath. Da jeder Mensch sich für den glücklichsten auf Erden hielt, so war aller Ehrgeiz und alle Eigenthums- oder Eroberungssucht unmöglich. An Handlungsunternehmungen konnte nicht gedacht werden; denn es war nichts auf der Erde, das, wenn es von einem Orte zum andern gebracht würde, nicht unnützlich hätte scheinen müssen, und ohne Werth. Bei einer so gleichförmigen Verfassung der Dinge, mußten die Menschen sich einander ähnlich sehen, und der Mensch erblickte in jedem einzelnen Wesen seiner Art, das ihm begegnete, sich

selbst; und da er sich für glücklicher hielt als jeden andern, so war das Ziel seiner Wünsche, jeden andern, in dem er sich wieder erkannte, so glücklich zu machen, als er sich selbst fühlte. Auch mußte damals die Sprache durchaus vollkommen seyn, weil sie keine anderen Worte oder Zeichen hatte, als solche, welche die Organe, von starken innerlichen Empfindungen gedrungen, durch Laut und Geberde von sich gaben.

Wenn wir die unendlichen Schwierigkeiten in Betrachtung ziehen, die wir nicht selten bei einer Menge zarter und erhabener Gefühle antreffen, um sie Andern mitzutheilen, da wir selbst doch ein inniges Bewußtseyn davon haben, so läßt sich leicht begreifen, wie vollkommen damals die Menschen ihre gleichstimmigen Empfindungen und Begriffe sich verständlich machen und wechseln konnten; wie klar und kräftig die Ausdrücke eines beglückenden Zustandes, eines Genusses, der Liebe, eines Lobgesanges der Gottheit seyn mußten; wie einleuchtend die Wissenschaften, welche durch Zeichen vorgetragen wurden, die mit den Gegenständen dieser Wissenschaften vollkommen übereinstimmten, und allen bildlichen Ausdruck ungereimt machten, so wie alle jene erborgten Worte, durch die man Ideen einiger Maßen darzustellen sucht, welche unsere schwachen Organe nicht mehr stark genug rühren, um treffende Wirkungen darin hervorzubringen. Man sagt, ein einziger Seufzer, ein Wort, eine Geberde, die jetzt nur ein unvollkommenes, unbestimmtes oder zweideutiges Zeichen unserer innigsten Empfindungen sind, sey in jenen Zeiten ein lebendiges, reines und

vollendetes Gemälde von dem Zustande der in einem Meer von Wollust schwimmenden Seele gewesen, wo jede Welle, so klein und zart sie auch seyn mochte, ihren sanften Anstoß fühlen ließ. Es ist augenscheinlich, daß in Menschen, deren Einbildungskraft so lauter, so lebendig und so geschickt war, die feinsten und leisesten Eindrücke aufzunehmen und wieder von sich zu geben, ein weit deutlicheres Gefühl von der Allgegenwart der Gottheit sich erzeugen mußte, als in unserm gegenwärtigen Zustande möglich ist. So war auch, wegen der gänzlichen Unwissenheit von dem, was Unglück ist, ihre Moralität ohne den Ton von Anstrengung und Ueberwindung, der uns jetzt groß und herrlich scheint, wie der Stern Sirius, funkelnd in der Dunkelheit der Nacht. Der Mensch, für den alles Böse und alle Furcht noch ungereimte Dinge waren, starb damals, wie er einschlief, oder vielmehr erwachte; und warf seinen Körper, wie eine wachsende Frucht die Blüthe ab.

Siehe, das war der glückliche Zustand des Menschen vor der Erscheinung des Mondes. Als dieser aus entfernten Regionen in die Nachbarschaft der Sonne kam, entging er dem beobachtenden Auge des Menschen nicht. Er schien klein, mit einem langen Schweife von Licht hinter sich. Seine Bewegung wurde schneller und schneller, bis man ihn in den Stralen des großen Gestirns verlor. Als er das erstemal, auf seinem Rückwege von der Sonne, wieder zum Vorschein kam, hatte er das Ansehen des Morgensterns; aber mit einer dicken Atmosphäre umgeben, und ein kurzes Haar vor sich her.

Da er fast gerade gegen die Erde vorrückte, schien er wie unbeweglich an demselben Orte des Himmels: seine flammende Gestalt nahm immer zu, und so kam er von Tage zu Tage, von Stunde zu Stunde, immer näher. Es währte nicht lange, so bemerkte man in den Gewässern eine unordentliche Bewegung; schwellend traten sie aus den Ufern; ihre Oberfläche war gefurcht, mit Schaum. Es ließ sich innerlich in den Körpern aller Thiere eine ganz wunderbare Veränderung spüren, die von einer unbekannten Unordnung in ihren Säften herrührte. Ungewöhnliche Flecken verunstalteten den reinen blauen Himmel, den bis dahin nichts getrübt hatte; die ersten Wolken bildeten sich. Was man noch von Sternen sah, schien seine Stelle verändert zu haben; denn die Achse der Erde war schon nicht mehr senkrecht, und ihre schwersten Theile neigten sich, durch eine anziehende Kraft, unmerklich nach dieser neuen Masse hin. Die Erde, die niemals anders als mit dem Morgenthau war befeuchtet worden, wurde durch Gewässer überschwemmt, die oben vom Himmel herunter fielen. Da die einfache und gleichförmige Bewegung der Erde, welche bisher die verschiedenen Materien in ihrem Schooße verhindert hatte, sich zu vermischen, in Streit zu gerathen und zusammen zu gähren, aufgehoben und verändert war, so fand sich nun alles, Salpeter, Schwefel, Feuer, untereinander gemischt. Es stiegen schwarze Dünste empor. Lodernde Blitze durchkreuzten zum erstenmal das dunkle und weite Gewölbe des Himmels. Das fürchterliche Getöse des Donners

ließ sich hören. Nicht lange, so zerplatzte an hundert Stellen die dicke Rinde der Erde, um der Unordnung, die sie inwendig von allen Seiten ängstigte, Luft zu machen. Alle Elemente waren in Verwirrung, und ihre rohe Vereinigung brachte Materien von vermischter, ausgearteter und zweideutiger Natur hervor. Die Luft, die sich von entgegengesetzten Seiten her gedrückt fühlte, bewegte sich und suchte brüllend Ausgänge nach verschiedenen Richtungen. Ein jeder Hauch streckte die dicksten Wälder darnieder. Millionen Menschen und Thiere kamen in dieser fürchterlichen Katastrophe um. Diejenigen unter ihnen, die durch ein glückliches oder unglückliches Ohngefähr, auf dem Gewässer, das diese ganze Scene der Verzweiflung schon bedeckte, sich an Baumstämmen angehängt hatten, befanden sich in einer schrecklichen Ruhe. Sie sahen nichts als ein wüthendes Meer, einen fremden und unreinen Himmel, und das gebrochene blaugelbe Licht jenes scheußlichen Körpers, die traurige Ursache alles ihres Unglücks. Der Mensch, welcher kurz vorher in jedem Stern, in jeder Blume, in jedem Bruder, unter jedem Morgenroth einen gnädigen Gott angebetet hatte, von dem ihm die Sonne das vollkommenste Bild dünkte, glaubte in diesem neuen Sterne das Bild eines siegenden Gottes zu sehen, der mächtiger war als der seinige; eines übelgesinnten Gottes der Zerstörung und der Finsterniß. Und das ist die erste Quelle der ungereimten Idee von einem guten und bösen Urwesen. Das Geschrei der Menschen und Thiere war eine neue Sprache, die man wegen der wechselseitigen

starken Empfindungen, zu verstehen das Unglück hatte. Schrecken, Schauder, und ein dumpfer Sinn des Zusammenfahrens kamen an die Stelle der süßesten Ruhe. Der Mensch sah den Tod zum erstenmal unter dem neuen Gesichtspunkte eines gewaltthätigen Zustandes. Dieser Augenblick des Ueberganges, dieser wollüstige Augenblick; dieser Augenblick, der vorhin, wie eine aufgehende Blume, schön war, nicht durch die Hoffnung, die der Mensch nicht kannte, sondern durch das untrügliche und deutliche Gefühl einer aufblühenden und sichtbaren Zukunft, die noch angenehmer war als das Vergangene und das Gegenwärtige: selbst dieser Augenblick schien ihm das schrecklichste von allem. Denn die Zeiten waren noch nicht gekommen, wo er sich zu seinem traurigen Troste die widersprechende Idee einer unmöglichen Vernichtung schmiedete. Endlich — die Erde erseufzte noch von dem, was sie gelitten hatte — fingen die Elemente an, wieder in ihr Gleis zu kommen. Der Mond säuberte sich von seiner Atmosphäre und seinem Haar; und nachdem er durch das schreckliche, von einer zu nahen Sonne geborgte Feuer, in einen Todtenkopf, in ein Wesen zu allem untüchtig und von unnützer ewiger Dauer war verwandelt worden, setzte das große Gesetz der Natur das Gleichgewicht zwischen ihm und der Erde fest, und verordnete ihn zu unserem beständigen Gefährten.

Jahrhunderte hindurch beweinte der Mensch sein Geschick, und kaum gelang es ihm, sein abhängiges Daseyn zu behaupten. Die scheinbaren Widersprüche,

die er an der kreißenden Natur gesehen hatte, ließen ihn lange Zeit in dem Dämmerlichte zwischen Wahr und Falsch, zwischen Gut und Böse, herum irren. Bestürzt und betäubt, da er die Zeichen des Wahren verloren hatte, umarmte er das Wunderbare, den leeren Schatten seiner vergangenen Größe. Endlich, nachdem der Mensch zu ruhigeren Augenblicken, welche Ueberlegung und Nachdenken zuließen, gekommen war, fing er mehr oder weniger an, sich zurecht zu finden. Der Weise wurde mit seinen Uebeln vertraut; und obgleich die Fülle und Deutlichkeit der Empfindungen, wodurch ehmals das Schöne in mehr harmonischen Gegenständen mit Leichtigkeit gefunden wurde, dem Menschen gegenwärtig mangelte, so gelang es ihm doch mit der Zeit, weil das Schöne weniger in der Natur des Gegenstandes, als in der Fassungsart des Menschen liegt, in Gegenständen, die viel unharmonischer und heterogener waren, ein Schönes zu erblicken, das zwar unzuverlässiger und schwankender, aber das einzige mögliche unter den gegenwärtigen Bedingungen war. Kurz, der Weise entdeckte zuletzt selbst in den Gegenständen, die das Schrecken seiner Väter gewesen waren, Spuren des Schönen und Erhabenen, und schloß daraus, daß diese große physische Katastrophe, und die vorhergegangenen schönen Zeiten, seinem Wesen gleich fremd, und der Verschiedenheit seiner Ansicht unterworfen wären.

Siehe, mein lieber Alexis, das war, so viel ich mich erinnern kann, die Rede des Hypsikles; so hieß

der Priester. Und in Wahrheit, wenn wir bedenken, daß der Tod, das Böse, das Laster und der Schmerz Dinge wider unsere Natur sind, und daß wir uns fast immer einer größern Glückseligkeit, als die wir genießen, fähig fühlen; wenn wir die vielen Widersprüche erwägen, die so oft in unsern Handlungen, in unsern Gedanken und unsern Neigungen vorkommen; die unbestimmten und dunkeln Begriffe, die wir von gewissen Sachen haben, von deren Wirklichkeit wir durch die innigste und vollkommenste Ueberzeugung gewiß sind; die seltsame Einrichtung unserer, dem Anscheine nach, so sehr wider einander laufenden Gottesdienste; die Natur unserer meisten Wissenschaften, die überall Zwischenräume, Lücken und Leeres haben, indeß die Geometrie und unsere Sinne *) uns beweisen, daß wir fähig sind, die Kettenreihe, den Zusammenhang der ergänzenden Wahrheiten, die einen Theil der großen Wahrheit ausmachen, zu erkennen und zu fühlen: ist es denn wohl möglich, mein lieber Alexis, die große Wahrscheinlichkeit zu läugnen, daß wir einige Sinne, oder vielmehr einige ihnen analoge Leitzeuge der Thätigkeit verloren haben, durch deren Vermittelung gewisse Zwischenideen und Zwischenempfindungen vormals aus unserm eingeschränkten Wissen ein vollständiges Ganzes machten, wovon keine Spuren mehr übrig sind, als in den mehr oder weniger veränderten Traditionen von unserm ehemaligen Zustande? Ist es möglich, der Rede des Hyp-

*) S. Sophyle, ou de la Philosophie.

kles, dessen Schüler zu seyn Pythagoras für keine Schande hielt, allen Glauben zu versagen? Ich bitte Dich, lieber Alexis, sage, was denkst Du davon?

Alexis.

Ich muß bekennen, daß diese Rede des Priesters, mit Deinen Betrachtungen verknüpft, etwas überraschendes und treffendes für mich hat. Ja, ich glaube ihm gewissermaßen, ohne mich recht darüber erklären zu können. — Ich glaube an sein goldnes Weltalter aus dem Inhalte seiner Rede, wie ich aus einem scharf begrenzten Schatten das Daseyn eines Körpers vermuthe, den ich nicht sehe.

Diokles.

Möchtest Du nicht aus dem Schatten, den Du siehest, auf das Daseyn des Körpers schließen, der ihn zuwege bringt?

Alexis.

Nein, keinesweges; und Du eben so wenig, wenn ich Dich kenne; denn der Schatten, den ich sehe, ist nichts als ein Schein, der ein bloßes Werk der Kunst seyn könnte.

Diokles.

Wenigstens schließest Du doch auf die Wahrscheinlichkeit?

Alexis.

Auch das nicht; sondern auf die Möglichkeit, und das ist alles, was ich thun kann.

Diokles.

Aber, mein Lieber, wenn Du die Geschichte mit

einem Schatten vergleichst, und Du allezeit auf solche Art schließest; was wird denn aus der Geschichte, und Deinem Glauben an sie werden?

Alexis.

Bin ich gewiß, daß die Geschichte ein Schatten ist, so schließe ich dreist auf die Wahrheit der Begebenheiten, die sie darstellt: habe ich aber Ursache, sie für erkünstelt zu halten, wie kann ich anders verfahren, als ich thue? Gesetzt, daß ein geschickter Maler da vor uns auf der Wand dieser Halle, wo die Sonne hinscheint, den Schatten der Minerva oder der Diotime malte, so würdest Du sehr geneigt seyn, daraus zu schließen, daß die Göttin oder ihre Freundin sich irgendwo hinter uns befänden. Wenn aber der Maler dort den Schatten eines Centaurs malte, den Du nie gesehen hast, so würdest Du nicht mit eben demselben Vertrauen schließen, daß der Centaur sich dort befände. Du wirst weit leichter an die Geschichte des peloponnesischen Krieges glauben, welche Thucydides erzählt, als an die Geschichte der Titanen und Götter. Thucydides giebt Dir einen wahren Schatten von einer Sache, die er sieht und ins Licht stellt; Hesiod malt Schatten von Dingen, die nur in seiner Einbildungskraft vorhanden sind, und die mir sehr ungereimt vorkommen. Und was den Hypsikles angeht, weiß ich nicht, ob er mir wahre Schatten giebt; oder ob er mir Schatten von Dingen vormalt, die nur sehr wahrscheinlich lassen. Dein Hypsikles also, mein Lieber, könnte wohl nichts mehr seyn, als ein Dichter, der ein wenig vernünftiger ist

als Hesiod, und Du scheinst mir eigentlich die Wahrheit der sehr ungereimten Fabel des Hesiod, durch die Wahrscheinlichkeit der weniger ungereimten Fabel des Hypsikles, beweisen zu wollen. Du lachst, doch wisse, daß, wenn ich Dir zu viel Bedenklichkeiten habe, es Dein eigenes und Deines Sokrates Werk ist.

Diokles.

Wenn Du nur Bedenklichkeiten hast, so laß ich es gelten; hast Du aber zu viel Bedenklichkeiten, so ist das nicht unser Werk.

Alexis.

Meine einzige Bedenklichkeit, lieber Diokles, besteht darin, daß man gegen Wahrheiten mißtrauisch seyn muß, die durch die Zauberhände der Dichter gegangen sind. Sie lieben die Wahrheit nur mit einer unreinen Liebe, und um sie zu mißbrauchen. Die Schöne selbst ist ihnen unzugänglich. So wie sie ihr nahe kommen, flieht sie, verändert sich, löst sich in tausend Theilchen auf, wovon sie kaum einige erhaschen, und dann auch diese noch verderben. Das schöne Ganze entgeht ihnen.

Diokles.

Laß den Gott Pan uns nicht hören, lieber Alexis! Denn er ist es, dem sie nachahmen.

Alexis.

Wie das?

Diokles.

Du weißt seine Leidenschaft für die junge Tochter des Flusses Ladon?

Alexis.

Und weiter?

Diokles.

Als die schöne Syrinx sich bei Herannahung dieses Gottes in tausend Schilfröhrlein verwandelte, schnitt er deren so viele ab, als er konnte, und machte kleine Flöten daraus, womit die Nymphen, die Faunen und die Dryaden sich ergötzen.

Alexis.

Besser wär' es, dem Jupiter nachzuahmen, der aus den Stücken des kleinen Pelops wieder einen Pelops machte.

Diokles.

Das ist eine Arbeit für den Philosophen, mein lieber Alexis, und was diese Arbeit so schwer macht, ist die Schulter des kleinen Pelops, welche fehlt; zu einer solchen Ergänzung gehört ein Jupiter. — Aber höre: in der That, ich begreife nicht, was für ein Vorurtheil Dich gegen die göttliche Poesie aufbringt? Weißt Du wohl, daß in den elysäischen Feldern, Thales, Pythagoras, Sokrates und Plato; und Linus, Orpheus, Hesiod und Homer immer beisammen sind, und sich nie verlassen? — Sage mir, ich bitte Dich, (denn Du mußt von Deiner Krankheit geheilt werden): wie viel Ordnungen giebt es in der Baukunst?

Alexis.

Drei.

Diokles.

Du bewunderst ohne Zweifel in der dorischen die Fe=

stigkeit, in der jonischen die Präcision und Eleganz, und in der corinthischen den Reichthum und die Schönheit?

Alexis.

Zuverlässig.

Diokles.

Trägt die letztere die Last eines Gebäudes weniger, als die dorische?

Alexis.

Nicht, daß ich wüßte.

Diokles.

Ist sie weniger elegant und präcis, als die jonische?

Alexis.

Nein, gewiß nicht.

Diokles.

Hat sie nicht die Festigkeit der ersten, die Eleganz der zweiten, und thut sie nicht zu beiden noch den Reichthum und die Schönheit hinzu?

Alexis.

Ohne Widerrede.

Diokles.

Weißt Du die drei Ordnungen, worauf das große weite Gebäude aller unserer Kenntnisse ruht?

Alexis.

Aufrichtig, ich weiß sie nicht.

Diokles.

Sollte nicht Geschichte, welche die Thatsachen erzählt, die erste seyn? Die zweite: Philosophie, welche die Thatsachen auseinander setzt, Ordnung und Zierde

hineinbringt? — Und die dritte, nach Deiner Meinung?

Alexis.

Du meinst: Poesie.

Diokles.

Ja; sie schmückt und bereichert die beiden andern, wenn Du meine Vergleichung richtig genug findest.

Alexis.

Sie scheint mir richtig genug; dieß ist aber eine ganz besondere Art, Begriffe zu verknüpfen.

Diokles.

Warum? — Hast Du eine andere, selbst in der Geometrie? — Auf der Insel Lemnos sieht man, bis in Macedonien hinein, den Berg Athos. Wenn Du im Sande ein kleines Dreieck beschreibst, und es mit einem andern, das ihm ähnlich ist, vergleichst, so weißt Du die Entfernung oder die Höhe des Berges. Ist das nicht die nämliche Art zu schließen? — Deine Vergleichung der Wahrheit mit der ganz nackten Liebesgöttin war nicht richtig; daher Dein Irrthum. Die schöne Venus liebt Wohlanständigkeit. Frage den Homer, der sie kannte. Sie ließ sich von den Huldgöttinnen schmücken, und ihr Gürtel benahm ihr nichts von ihrer Macht. Besorge nicht, daß die Poesie etwas an Deiner Wahrheit verderbe.

Uebrigens wird die Poesie nicht ohne Ursache die Sprache der Götter genannt; wenigstens ist sie die Sprache, welche die Götter jedem erhabenen Genie,

das Umgang mit ihnen hat, eingeben, und ohne diese Sprache würden wir schlechte Fortschritte in unseren Wissenschaften machen. Ob es gleich unschicklich ist, die Poesie mit andern Waffen, als der Gewalt ihrer Schönheit, zu vertheidigen; so will ich doch die Philosophie zu Hülfe nehmen, die ihr zu viel schuldig ist, als daß sie ihre Freundin der Wuth ihrer hartherzigen Feinde überlassen sollte.

Alexis.

Du wirst warm.

Diokles.

Ein wenig; weil es nöthig ist. Sage mir aber: hat nicht jede Idee, jede Empfindung, irgend eine Wahrheit zum ersten Grunde? Hat sie nicht ein wahres Urbild, dessen treue, mehr oder minder starke, lebendige oder deutliche Abbildung sie ist?

Alexis.

Sicherlich.

Diokles.

Ist nicht in jeder Wissenschaft eine neue Wahrheit, die gefunden wird, das Resultat der Zusammensetzung mehrerer einander näher gebrachter Ideen?

Alexis.

Ja.

Diokles.

Giebt es in der Geometrie Wahrheiten, welche die großen Meister vor dem Beweise erkannten? Giebt es in der Rhetorik, in der Poesie, Wahrheiten, Schönheiten, erhabene Züge, die gefühlt und selbst

ausgedrückt wurden, ehe sie der Verstand näher erwogen und theilweise geprüft hatte?

Alexis.

Das seh' ich ein.

Diokles.

Wer setzt diese Ideen, woraus dergleichen gefühlte Wahrheiten oder Schönheiten entspringen, oder die sie ausmachen, zusammen?

Alexis.

Wirklich, ich weiß es nicht.

Diokles.

Diese Zusammensetzung muß geschehen, entweder durch das Ohngefähr, oder durch die eigne Natur dieser Ideen, oder durch irgend ein wirksames Wesen, das sie zu lenken und zu leiten weiß. — Geschieht es vielleicht durch das Ohngefähr?

Alexis.

Ganz gewiß nicht; denn sonst würde sich dieß eben so oft in dem Kopfe eines Narren, als eines Weisen zutragen. Auch würde Plato nicht so oft Plato seyn.

Diokles.

Soll es denn durch die eigene Natur dieser Ideen geschehen?

Alexis.

Das kann nicht seyn; denn zwischen Ideen, in so fern sie Ideen sind, kann es so wenig wirksame Beziehungen geben, als es dergleichen zwischen Schatten, in so fern sie Schatten sind, geben kann.

Diokles.

Es bleibt uns also nichts zur Ursache übrig, als ein wirksames Wesen, welches lenkt und leitet; und das wir untersuchen müssen. — Aber sage mir erst: finden sich zwischen den wirklichen Dingen, wovon die Ideen die Ideen, oder treuen Abdrücke sind, dieselbigen Beziehungen, wie zwischen diesen Ideen?

Alexis.

Ja, allerdings.

Diokles.

Also: das Zusammengesetzte von Ideen stellt das, was in der That aus einer ähnlichen Zusammensetzung der Dinge selbst entstehen würde, mit derselbigen Wahrheit vor, womit jede Idee jede Sache einzeln und besonders vorstellt?

Alexis.

Das ist gewiß.

Diokles.

Wenn also diese ideale Zusammensetzung Schönheit darstellt, so muß die wirkliche Zusammensetzung, wenn sie da ist, es gleichfalls thun?

Alexis.

Ja.

Diokles.

Folglich ist wenigstens das, was der Poesie zum Grunde liegt, Wahrheit.

Alexis.

Wahrheit oder Möglichkeit.

Diokles.

Richtig. Du wirst aber sehen, daß in unserer Untersuchung dieß auf Eins hinausläuft. — Löst sich die Schönheit nicht in die Menge der Ideen und die Kürze der erforderlichen Zeit, um sie aneinander zu fügen oder sie zusammenzusetzen, auf; oder besteht sie nicht in dem, was es dem Verstande leichter macht, ein Ganzes zu umfassen?

Alexis.

Das geb' ich zu.

Diokles.

Wenn folglich, durch irgend ein Mittel, die Ideen von vielen wirklichen oder möglichen Dingen, einander so nahe gebracht werden können, daß sie einige Augenblicke lang im Kopfe fast zugleich da sind, so wird gewiß der Verstand, zwischen diesen Ideen, am schnellsten diejenigen Verhältnisse wahrnehmen, die sich mit der größten Leichtigkeit fassen lassen; das heißt, diejenigen, die für uns die reichste, die wahrste und einfachste Schönheit ausmachen: und dieß ist die Ursache, warum gewöhnlich bei einem Manne von Genie die erste Idee, die schönste, und der erste Ausdruck, der kräftigste ist. Also, mein lieber Alexis, ist es die Fähigkeit, die Ideen einander am meisten und am besten zu nähern, was das Schöne und das Erhabene hervorbringt, und jene Seelen, welche darum einen nähern Umgang mit der Gottheit zu haben scheinen, große Wahrheiten gleichsam unmittelbar und auf einen Blick entdecken läßt. Wenn wir aber in

uns selbst diese Fähigkeit, in jenen glücklichen Augenblicken des Enthusiasmus, wo wir dem Schooße der Natur einen Funken des Wahren und Schönen entreißen, näher ansehen, so finden wir, daß, was wir von unserer Seite dabei thun, sehr wenig ist. Wir halten da nicht mehr den klugen, abgemessenen, und bedächtlichen, mehr oder weniger langsamen oder schnellen Schritt des Verstandes; sondern unsere Bewegung ist wie Jupiters Blitz, der in demselben Augenblicke abfährt, und trifft. Alles, was wir von unserer Thätigkeit dabei wahrnehmen, ist eine unbestimmte blinde Anstrengung, deren Erfolg jene Annäherung von Ideen ist. Hierauf tritt der Verstand seine gewöhnliche Arbeit an; er betrachtet, was die mehr gedrängte und condensirte Einbildungskraft ihm darbietet, und ahmt es in seinen Ausdrücken treulich nach. Wir wollen annehmen, Alexis, was doch sehr zweifelhaft ist, daß diese Annäherung von Ideen, dieses Zusammendrängen der Einbildungskraft bisweilen einzig und allein die Wirkung jener unbekannten Anstrengung sey; dennoch bleibt es außer allem Zweifel, daß diese Annäherung sehr oft ohne jene Anstrengung sich äußert, und uns hohe Dinge und Wahrheiten sehen läßt, die weit über unsere gewöhnliche Fassung gehen. — Wer ist in diesem letzten Falle nun der Urheber, oder die Ursache dieser glücklichen Annäherung? Wer sonst, als derjenige, der den Homer singen lehrte, und zu Dodona oder Delphi uns mehr oder weniger von einem ungewissen Zukünftigen unterrichtet? Du siehst also, daß die Poesie, sie mag

aus der Anstrengung eines großen Genies, oder durch einen göttlichen Hauch entstehen, bei allen Künsten und Wissenschaften den Vorsitz hat; und der erhabenen Wahrheit nicht allein das ist, was die Grazien dem Liebesgotte sind; sondern was Aurora der Bildsäule des Memnon ist, wenn sie dieser Licht und Sprache giebt.

Alexis.

Mein lieber Diokles, ich fühle zum Theil die Bündigkeit Deiner Schlüsse; willst Du aber, daß ich Deine Idee ganz fassen soll, welches ich sehr wünsche, so sey so gut und widerhole mir das gesagte noch einmal, auf die einfachste Weise, und wie es sich am leichtesten begreifen läßt.

Diokles.

Dir zu Gefallen will ich es versuchen. Da ich aber die Sache nicht einfacher zu nehmen weiß, so kann ich Dich nur an das, was ich bereits gesagt habe, gewisser Maßen erinnern.

Die Einsicht einer neuen Wahrheit; die Wahrnehmung neuer Beziehungen zwischen den Dingen; das Gefühl des Schönen und Erhabenen in jeder Art: entspringen sie aus einer blos isolirten einzelnen Idee, oder wird die Zusammensetzung oder der Zusammenfluß von mehreren dazu erfordert?

Alexis.

Es wird durchaus der Zusammenfluß von mehreren erfordert.

Diokles.

Wenn eine Annäherung oder ein Zusammenfluß von mehreren Ideen in der Einbildungskraft ist; so hat der Verstand die Einsicht dieser Ideen und einiger ihrer Beziehungen: nicht wahr?

Alexis.

Ja.

Diokles.

Welche unter diesen Beziehungen werden von dem Verstande am ersten wahrgenommen?

Alexis.

Ohne Zweifel, die für ihn am leichtesten zu fassen sind.

Diokles.

Das sind also die, welche er in der kürzesten Zeit fassen kann?

Alexis.

Zuverlässig.

Diokles.

Das heißt solche, aus denen das Schöne und Erhabene besteht?

Alexis.

Es folgt aus dem, was Du mir ehmals schon bewiesen hast.

Diokles.

Wenn also mehrere Ideen, die unter sich die unmittelbarsten und auffallendsten Beziehungen haben, einer absoluten Coexistenz am nächsten kommen, wird nicht der Verstand das Wahre, Schöne und Erhabene, das

diese Ideen enthalten, auf das vollkommenste wahrnehmen, und im reichsten Maße genießen?

Alexis.

Das ist wahr.

Diokles.

Es ist also, um dieses Wahre, dieses Schöne oder dieses Erhabene wahrzunehmen oder zu empfinden, nichts weiter nöthig, als diese Annäherung von Ideen?

Alexis.

Das räume ich ein.

Diokles.

Entweder wir selbst bringen sie zusammen; oder es ist jemand anders?

Alexis.

Ganz gewiß.

Diokles.

Sind wir es selbst, so setzen wir, ohne eigentlich zu wissen, was wir thun, eine unbestimmte Kraft in Bewegung; eine Kraft, deren Natur uns sogar vollkommen unbekannt ist, und die wir Enthusiasmus nennen; aber das Zusammendrängen mehrerer Ideen ist allemal die Folge davon, und dann sehen wir das Wahre, das Schöne und das Erhabene ohne Arbeit und Mühe: nicht wahr?

Alexis.

Allerdings.

Diokles.

Wenn aber diese Annäherung der Ideen sich ohne

alle Anstrengung ergiebt, und wir, ohne die geringste Geschäftigkeit von unserer Seite, das Wahre, das Schöne und Erhabene, selbst das Zukünftige sehen: glaubst Du nicht, daß alsdann eine Gottheit die Hand im Spiele hat, und daß wir dieses nicht mit Unrecht eine Eingebung nennen?

Alexis.

Jetzt glaube ich Deine Idee zu fassen. Urtheile Du selbst, ob ich mich betrüge. Ich begreife nun erst, was Poesie eigentlich ist. Es leuchtet mir ein, daß die tiefsinnigsten Schlüsse, der bedächtlichste und überlegteste Gang des Verstandes uns wenig neue Wahrheiten liefern könnten, wenn nicht durch diesen Enthusiasmus, der die Ideen einander nähert, die Seele unterstützt, geleitet oder getrieben würde. Ich erkenne, daß gerade diese Annäherung dem Verstaude die Gelegenheiten verschafft, jene schnelle Fassungsgabe anzuwenden, die man Gefühl in einem höheren Sinne nennt. Ich sehe ein, daß unsere gänzliche Unwissenheit in Absicht der Natur dieses wirksamen Enthusiasmus, der uns öfter wie vermischt mit der Geschäftigkeit einer uns nicht eigenthümlichen Kraft erscheint, Deine Meinung rechtfertigt, daß der Mensch hier nicht alles sey, was die Natur eines vollständigen Wesens erfordert, und daß folglich das menschliche Geschlecht in einer vorhergegangenen Revolution entweder ein Organ (welches minder wahrscheinlich ist), oder ein Leitzeug der Empfindung wohl verloren haben möchte. Denn mir däucht, ein vollständiges Wesen, es mag so eingeschränkt als

man will, gedacht werden, oder so weit aussehend auf entfernte Vollkommenheiten, die es zu erreichen fähig wäre, müßte von seinem Zustande und von seinen Beziehungen eine richtigere und mehr bestimmte Erkenntniß haben. Ich gestehe Dir, die Erzählung des Hypsikles hat nicht allein für mich nichts anstößiges mehr, sondern sie kommt mir auch höchst wahrscheinlich vor.

Ist es wahr, wie Du sagst, und ich es erkenne, daß die Philosophie der Poesie viel zu verdanken hat, so ist es auch nicht weniger wahr, mein lieber Diokles, daß sie unter Deiner Anführung nicht undankbar ist. Ich verspreche Dir, und das aus einer besondern Ursache, daß dieser Enthusiasmus, diese sonderbare Annäherung von Ideen, diese fruchtbare Quelle der wahren Poesie, von nun an der angelegentlichste Gegenstand meines Studiums und meiner Nachforschung seyn soll, unterdessen aber bitte ich Dich, ehe wir auseinander gehen, mich zu belehren, ob das goldne Weltalter, welches eigentlich der Inhalt unserer Unterredung war, ein Gegenstand sey, der vor die Philosophie gehört; oder ob wir alle Kenntniß desselben allein der Geschichte und der Poesie zu verdanken haben?

Diokles.

Mein lieber Alexis, alles ist ein Gegenstand der Philosophie. Was Du aber sagen willst, scheint mir auf die Frage hinauszulaufen: ob sich, ohne Rücksicht auf Ueberlieferungen und göttliche Eingebungen, Beweise für ein goldnes Weltalter, oder eine reichere und erhabenere Existenz, als die wir genießen, finden wür-

den; immer versteht sich, die Natur des Menschen, wie wir sie kennen, allein zum Grunde gelegt. Ist das nicht der Sinn Deiner Frage?

Alexis.

Gerade das.

Diokles.

Sieh, das war von Anfang an der Weg, den ich einschlagen wollte, und ich hätte Dir die Ueberlieferung des Hypsikles nicht angeführt, noch Dich auf die Poesie und ihren Werth aufmerksam gemacht, wenn mein Eingang Dich mehr angezogen hätte.

Alexis.

Ich beschwöre Dich, komm auf Deine Spur wieder zurück. Ich werde nichts dabei verlieren, daß ich einen Weg doppelt mache, der so äußerst anziehend für mich ist, vornämlich in der Lage, worin ich mich befinde.

Diokles.

Das goldne Weltalter ist ein figürlicher Ausdruck, worunter Du ohne Zweifel mit mir den Zustand eines jeden Wesens verstehen wirst, welches die ganze Glückseligkeit genießt, wozu seine Natur und seine wirkliche Art zu seyn es fähig machen?

Alexis.

Sicherlich.

Diokles.

Wir haben gesehen, daß beides, Thier und Mensch, durch die Kraft ihres Instinkts, oder ihres Grundtriebes der Vervollkommnung, dazu gelangen müssen;

und in einem geringern oder höhern Grade, nachdem dieser Grundtrieb mehr oder weniger innerlichen Nachdruck hat. Was wir über seine Natur ausgemacht haben, ist Dir doch noch gegenwärtig?

Alexis.

Vollkommen.

Diokles.

Als das Thier bis auf denselben Punkt, wo wir es jetzt noch sehen, gekommen war, blieb es da stehen und war glücklich; denn es hatte von einer Glückseligkeit über das, was es genoß, hinaus, weder durch Natur noch Kunstsinn einen Begriff: und daraus folgt, daß sein Verbesserungstrieb bestimmte Schranken hatte.

Wäre der Mensch, der durch ähnliche Mittel, vielleicht etwas später, eben dahin kam, daselbst auch stehen geblieben, wie würdest Du daraus auf seine Bestimmung geschlossen haben, mein lieber Alexis?

Alexis.

Ich würde geschlossen haben, daß seine Bestimmung vollkommen dieselbe sey, wie die Bestimmung des Thieres, welches geboren wird, wächst, und stirbt.

Diokles.

Dein Schluß würde sehr richtig seyn. — Müssen aber bei einem jeden Wesen nicht alle mögliche bestimmte Triebe mit seinen Bedürfnissen im Ebenmaße stehen; oder mit der Menge und Eigenschaft der Dinge, die es zu genießen fähig, und wovon es einen Begriff sich zu machen im Stande ist?



Alexis.

Ja.

Diokles.

Also würdest Du, wenn die Triebe irgend eines Wesens gegeben wären, daraus mit Sicherheit die Arten des Genusses folgern, deren seine Natur fähig ist?

Alexis.

Ganz gewiß.

Diokles.

Gingen seine Triebe ins Weite, und hätten keine eingeschränkte Anweisung, so würdest Du ohne Zweifel daraus schließen, daß dieses Wesen eines Genusses über das hinaus, wovon es in seinem gegenwärtigen Zustande sich einen Begriff machen kann, fähig sey.

Wenn Du nun über die Hoffnung, die dem Menschen angeboren scheint, nachdenkst; nicht über jene alltägliche Hoffnung, die nur nach einem bessern, in Vergleichung mit dem gegenwärtigen Zustande, hinsieht, sondern über eine solche Hoffnung, welche das absolute, obgleich unbestimmte Bessere, zum standhaften Ziele hat, so wirst Du überzeugt werden, daß der Sehnsucht des Menschen, seinem Instinkte, seinem Verbesserungstriebe etwas Unausgemachtes zum Grunde liegt, welches über alles, was sich in unserm gegenwärtigen Zustande erreichen läßt, hinaus will: folglich der Mensch mit einem andern Zustande in nothwendiger Verknüpfung stehen muß.

Alexis.

Wird er zu diesem Zustande gelangen?

Diokles.

Lieber, wenn Du einen kleinen Vogel siehst, der eben aus seinem Ei gekrochen ist, und ich zeige Dir seine Flügel, indem ich Dir sage, daß Fliegen seine Natur sey: wirst Du besorgen, daß es nicht mit ihm zum Fliegen kommen werde?

Alexis.

Nein, er wird ganz gewiß einmal fliegen.

Diokles.

Wenn ich Dir einen kleinen Fisch zeige, der durch einen Zufall auf dem Ufer zur Welt kam, und ich Dir aus allen seinen Theilen beweise, daß er nicht lange in der Luft leben kann, sondern daß seine Natur erfordert, im Wasser zu seyn: solltest Du dann nicht glauben, er werde mit der ersten Fluth zum Schwimmen kommen?

Alexis.

Ganz gewiß wird er schwimmen.

Diokles.

Und wenn ich Dir den Menschen zeige, dessen Natur Begierden in ihm erweckt, die mit dem wenigen, was diese Erde ihm, als einem Thiere gewähren kann, außer allem Verhältnisse sind: wirst Du glauben, diese Erde sey das seiner Natur angemessene Element?

Alexis.

So wäre in dieser Welt nur das Thier glücklich!

Diokles.

Nichts kann wahrer seyn, mein Lieber, und der Mensch ahmt hier bloß jenem Fische nach, der seine

Floßfedern bewegt, springt, schlägt, sich windet und dreht, und der seines Daseyns nur in den Wellen froh werden kann, wovon er auf meiner Hand gewiß eine sehr unvollkommene dunkle Ahndung hat.

Aber laß uns dahin zurückkehren, wo Mensch und Thier auf demselben Punkte waren, und auch jener nur an seinem Erdenglücke genug hatte. Dieser Zustand mußte für ihn von kurzer Dauer seyn; denn sein unbestimmter und grenzenloser Trieb brachte ihn bald dazu, dieses Glück zu verachten. Er strebte weiter, und da dunkele und unbestimmte Triebe, welchen angemessene Gegenstände zu ihrer Befriedigung mangelten, ihm zur Qual wurden, suchte er, wiewohl umsonst, diese Gegenstände in der ihn umgebenden endlichen und bestimmten Welt. Daher die natürliche Unersättlichkeit seiner Begierden. Denn sobald der Genuß ihn das Unzulängliche dieser Gegenstände, und die nothwendigen Schranken ihrer Natur gewahr werden ließ, ging er weiter, von der eiteln und thörichten Hoffnung geleitet, in der Menge dieser endlichen und bestimmten Gegenstände, jenes Unendliche, dem ihn bewegenden großen unbestimmten Triebe Analoge, zu finden. So lange die Fortschritte seiner Erkenntniß nur auf eine gewisse Vollkommenheit in der Mechanik und dem Ackerbau gerichtet waren, erreichte der Mensch seinen Zweck, und war als Thier vollkommen. Sobald er aber den Himmel maß, die Meere beschiffte, und, um seine Gestalt zu schmücken, seine Brüder zu vertilgen, oder Zeichen seines vermeinten Eigenthums zu prägen, die Metalle aus

dem Schooße der Erde grub; sobald er Staaten bildete, Gesetze ordnete, und, um das Maß des Lächerlichen voll zu machen, es sich einfallen ließ, daß ein Einziger der Eigenthumsherr von einer Million seines Gleichen seyn könnte; sobald dieses erstaunliche Wesen, das nur seit seinem Fall ein Amphibium, im Grunde aber ein Wesen von einer homogenen Existenz war, sich zu gleicher Zeit an den beiden äußersten Enden seiner Natur halten wollte, wovon ihm die Verkettung und der Zusammenhang, durch den Verlust einiger Wahrnehmungsmittel, entgangen war: so mußten natürlich alle jene Thorheiten, Gräuel und Unordnungen, jene Ungereimtheiten und Widersprüche, die dem Hesiod so sehr bei Dir geschadet haben, sich hervorzuthun; aber zu gleicher Zeit dem Menschen auf das vollkommenste den Adel und die Unveränderlichkeit seiner Natur beweisen, und daß seine Ausartung nur in einer zufälligen Erscheinung bestehe.

Alexis.

Mein lieber Diokles, ich glaube zwar, was Du mir eben gesagt hast, meistentheils zu verstehen; aber ich bitte, laß Dich einige Worte mehr über einen so anziehenden Gegenstand nicht verdrießen. Du kennst mich. Ich gehe nicht eher von der Stelle, bis ich zu deutlichen Begriffen gelangt bin.

Diokles.

Du begreifst, Alexis, obgleich die Philosophie solche abstrakte Materien mit derselbigen Leichtigkeit und Genauigkeit, wie die einfachsten Gegenstände der Geome-

trie behandelt, daß man im Ausdrucke der Ideen nicht dieselbige Leichtigkeit findet; weil es uns oft, wenn wir Ideen, die etwas entfernt von einander, und dem Anscheine nach widersinnig sind, zusammen paaren wollen, an Worten fehlt. Aber in solchen Fällen muß der Zuhörer sich zu helfen wissen, und sich mehr nach dem Gedankengange des Redenden, als nach den Worten, die er ausspricht, richten. Alsdenn übersetzen sich die Worte in dem Kopfe des Zuhörers von selbst, und er verwechselt sie gegen Zeichen, die ihm geläufiger sind. Indeß will ich suchen, in dem wenigen, was ich Dir noch zu sagen habe, so klar wie möglich zu seyn.

In dem goldnen Weltalter des Hesiod und des Hypsikles war der Mensch durchaus vollkommen, so weit die Natur seines Wesens es zuließ; und ob er gleich als ein ewiges Wesen erschaffen war, so war doch die Natur seiner Entwickelungen und seines Genusses successiv. Aber die Bewegung dieser Succession von dem ersten Augenblicke seiner Entstehung an bis in die Ewigkeit, nahm gleichförmig zu, und der Tod schien ihm weiter nichts, als eine von den fortschreitenden und gewöhnlichen Entwickelungen seines Wesens. Nach der großen Katastrophe der Erdkugel, wo der Mensch wahrscheinlich gewisse Empfindungen verloren hat, nahm der Tod für ihn eine andere Gestalt an. Dieser wurde nun von so vielen ungewöhnlichen und unangenehmen Umständen begleitet, daß er mit keiner andern Entwickelung etwas gemein zu haben schien. Er zerschnitt dem Ansehen nach das Daseyn des Menschen in zwei Theile,

davon eins das gegenwärtige Leben war, und das andere eine dunkle, zweifelhafte, und höchstens nur mögliche Fortdauer. In der Folge kam der Mensch, durch den seiner Natur anklebenden Verbesserungstrieb, zu jenem goldenen, oder vielmehr silbernen Weltalter, wovon wir geredet haben, dessen Ziel nur eine thierische Vollkommenheit seyn konnte; und erst nachdem er über diese Vollkommenheit hinausgegangen war, wurde der Mensch ein unglückliches Wesen auf der Erde, bis der Weise durch eine aufgeklärte Philosophie ihn lehrte, aufs neue das Gegenwärtige mit dem Zukünftigen zu verbinden, und die Homogenität seines ewigen Daseyns zu erkennen.

Zwei goldne Alter von sehr verschiedener Beschaffenheit! Und wenn wir dem natürlichen Gange der Fähigkeiten des Menschen in diesem Leben sorgfältig nachspüren, so werden wir ein drittes Alter durchschimmern sehen, das von den vorhergehenden nicht weniger verschieden seyn wird. Dieses Alter wird eintreten, mein Lieber, wenn die Wissenschaften des Menschen so hoch gestiegen seyn werden, als es bei seinen jetzigen Organen möglich ist; wenn er an den Seiten des Universums, welche seiner Untersuchung offen liegen, die Grenzen seiner Einsicht wird deutlich wahrgenommen haben; wenn er das ungereimte Mißverhältniß zwischen seinen Wünschen, und dem, was er auf Erden genießen kann, einsehen, und durch die seltsamen Folgen, die daher entstehen, gewitzigt, umkehren, und ein heilsames und richtiges Gleichgewicht zwischen seinen Be-

gierden und den Gegenständen, die im vorhandenen Kreise seiner Thätigkeit liegen, zu Stande gebracht haben wird; wenn er endlich mit allen Einsichten, deren seine Natur hienieden fähig ist, bereichert, die glückliche Einfalt seines ersten Zustandes damit vereinigen, und ausschmücken wird.

Was das goldne Alter des Menschen nach diesem Leben angeht, so wird sein Genuß dort reiner, inniger, zusammenhängender seyn; alle seine Kenntnisse werden in Eins zusammenfließen, wie in dem Brennpunkte eines Krystalls die Farben der Iris zusammen schmelzen, und mit einander nur ein reines Licht hervorbringen: ein vollkommenes Bild des hochglänzenden Gestirns, das sie in seinem Schooße trug.

Dieß, mein lieber Alexis, ist alles, so weit ich urtheilen kann, was die Philosophie uns über die Alter der Vollkommenheit, worauf die menschliche Natur Anspruch zu machen hat, sagen kann.

Um von dem letztern Alter mehr zu erfahren, muß man zu den Orakeln der Götter seine Zuflucht nehmen; ein göttlicher Hauch muß unsere Ideen einander so nahe bringen, daß wir alle ihre Beziehungen übersehen können.

Alexis.

— Diokles, Du bist nicht im Stande, alle das Gute zu ahnden, was Du mir gethan hast, und auf welche Art!

Diokles.

Nein, wirklich nicht.

Alexis.

Ich trage mich seit einiger Zeit mit einem wichtigen Vorhaben, das auf mein ganzes Leben Einfluß haben muß. Oft kam mir der Gedanke, mich nach Dodona und nach Delphi zu begeben, um den Rath der Götter darüber einzuholen. Zweifel an dem Werth und an der Möglichkeit der Orakel hielten mich bisher zurück. Du hast mich von diesen Zweifeln befreit, und ich bin nun entschlossen, mich an die Götter zu wenden, durchdrungen von einer Ehrfurcht, die ich vorher nie gekannt habe, welches mir diejenige Fassung zu seyn scheint, mit der man es wagen darf, ihre Tempel zu betreten, und auf ihre Gunst zu hoffen.

Diokles.

Das ist mir sehr angenehm, mein lieber Alexis, und um so mehr, da die Gottheit Dir Deine Reisen erlassen wird; denn eine solche Gemüthsfassung, mein Freund, ist hinreichend, sie auf diesen Hügel herabzubringen, und in Dich selbst, wo sie vollkommen verständliche Orakel geben wird, ohne daß Du nöthig hättest, die geschäftige Weisheit der Priester zu Hülfe zu nehmen, um sie Dir zu erklären.

Alexis.

— Bester Freund!

Diokles.

— Nun, was willst Du?

Alexis.

Geh zu Aristäus, und laß mich hier; denn ich fühle, daß ich Dodona und Delphi in dieser Einsamkeit finden werde, und das ist Dein Werk.

Diokles.

Wenn das ist, mein Lieber, so sind wir schuldig, gleich mit dem morgenden Tage der Liebe ein Opfer zu bringen.

Anmerkungen.

Seite 490. Siehe an den milzsüchtigen Athenienser.

Dieser Athenienser ist Thrasillus. Als sein Bruder Kriton von Sicilien zurückkam, übergab er ihn den Händen eines geschickten Arztes, der ihn gesund machte. Thrasillus stellte sich öfter die Glückseligkeit wieder vor, die er in seiner Krankheit genossen hatte, und vergab es seinem Bruder niemals, daß er ihn hatte gesund machen lassen.

Seite 490. Umsonst sagt der Dichter rc.

Κρῆτες ἀεὶ ψεῦσται· καὶ γὰρ τάφον, ὦ ἄνα, σεῖο
Κρῆτες ἐτεκτήναντο· σὺ δ᾽οὐ θάνες, ἐσσὶ γὰρ αἰεί.

Diese Verse finden sich beim Kallimachus, einem Dichter, der vornämlich unter dem Ptolomäus Philadelphus berühmt gewesen ist, und folglich in eine etwas spätere Zeit zu gehören scheint, als Diokles und Alexis. Es giebt dergleichen Schwierigkeiten, bei denen die Kritik oft Mühe hat sich herauszufinden. Doch sind diese Verse wahrscheinlich lange vor dem Kallimachus da gewesen, weil man zuverlässig weiß, daß der Anfang des ersten Verses: *κρῆτες ἀεὶ ψεῦσται*, die Kreter sind

immerdar Lügner, von der Medea herrührt, welche diese Worte aussprach, da Idomeneus urtheilte, sie sey nicht so schön als die Thetis. Ob sie das übrige bei dieser Gelegenheit hinzufügte, wird so bald noch nicht ausgemacht werden können.

Uebrigens sagt auch Lukan im 8ten Buche seiner Pharsalia:

Tam mendax Magni tumulo, quam Creta Tonantis.

Seite 491. Umsonst sagt der Kenner des Alterthums rc.

Der H. Chrysostomus über den Brief des Paulus an den Titus, führt die Grabschrift auf folgende Weise an: *Ἐνταῦθα κεῖται Ζὰν, ὃν Διὰ κικλήσκουσιν.* Hier liegt Zan, den sie Jupiter nenneu. Der H. Cyrillus wider den Julian, eignet diese Grabschrift dem Pythagoras zu. Lactantius 1 B 2 Kap. führt sie auf folgende Weise an: *ὁ Ζεὺς τοῦ Κρόνου*, Jupiter, Sohn des Saturns. Noch anders wird sie von Cedrenus angeführt: *Ἐνθάδε κεῖται θανὼν Πῖκος ὁ καὶ ζεῦς.* Hier ist begraben nach seinem Tode Pikus, den man auch Jupiter nennt. Man sehe ferner den Sedulius, den H. Hieronymus, den Origenes wider den Celsus, den Epiphanius, Philostrat, Cicero, Diodor von Sicilien, Lucian, und verschiedene andere. Uebrigens erhellt es nicht allein aus dem Theophilus, Minutius Felix, und H. Cyprian, daß dieses Grab noch zu ihrer Zeit zu sehen war: sondern Psellus, der unter dem Constantin Ducas lebte,

vor ungefähr 700 Jahren, berichtet, daß man damals noch ein Wahrzeichen an der Stelle dieses berühmten Grabes gewiesen habe. Der Scholiast über des Kallimachus Hymnus an den Jupiter, erklärt endlich diese Stelle besser, indem er uns folgende Grabschrift giebt: *Τοῦ Μίνωος τοῦ Διὸς τάφος*, das Grab des Minos, eines Sohnes des Jupiter. Als die Zeit die zwei ersten Worte: *Τοῦ Μίνωος*, ausgelöscht hatte, so blieb nur übrig: das Grab des Jupiter, und das kommt ganz genau mit unserm Autor überein.

Ich weiß, daß Ptolomäus Hephästion, ein angesehener Schriftsteller, anders von diesem Grabe spricht, und es für das Grab des Olympus von Kreta ausgiebt, welcher den Jupiter aus den Händen des Saturns rettete, desselben Lehrer wurde, und ihn in der Religion unterrichtete; den aber Jupiter mit seinem Blitz erschlug, bloß weil er hatte vermuthen dürfen, daß die Riesen die unsterblichen Götter bekriegen könnten.

Als Jupiter seinen Wohlthäter und Lehrer todt vor sich ausgestreckt liegen sah, that es ihm leid, und weil er die Folgen seiner Hitze auf keine andre Weise gut machen konnte, verwandelte er den Namen Olympus, den man auf das Grab gesetzt hatte, in den Namen Jupiter. Eine übertriebene Schmeichelei, welche die Wahrscheinlichkeit der Sache vermindert.

Seite 501. Dieser Archytas ꝛc.

Archytas von Tarent, ein Pythagoräischer Philosoph, der ungefähr hundert Jahre nach dem Pythago-

ras gelebt hat, ist einer der größten Menschen auf der Welt gewesen. Als Geometer hat er die Duplication des Kubus erfunden. Von ihm wurde zuerst die Geometrie auf die Mathematik angewandt, und zu der wahren Physik der Grund gelegt. Unter den von ihm erfundenen Maschinen wird am meisten von den Alten eine Taube gerühmt, die sehr gut flog, aber nicht die Kraft hatte, sich den ersten Schwung von der Erde in die Höhe zu geben.

Es war zu Tarent bei Todesstrafe verboten, zweimal das Haupt der Republick und des Heeres zu seyn. Archytas wurde von seinen Mitbürgern siebenmal gezwungen, das Haupt und der oberste Befehlshaber der Tarentiner und der verbündeten Griechen in Italien zu werden. Er hat in keine Schlacht und in kein Gefecht sich eingelassen, ohne einen vollkommenen Sieg davon zu tragen. Ein einzigesmal legte er, seinen Neidern zu Gefallen, die Oberbefehlshaberstelle nieder; und die ganze Armee der Tarentiner und ihrer Verbündeten wurde gefangen genommen.

Er brachte dem Plato den wahren Geschmack an der Geometrie bei, und unterrichtete ihn in der Philosophie des Pythagoras. Er entriß ihn der Wuth des Dionysius.

Wir haben noch Briefe von diesen zwei großen Männern. Archytas beklagt sich bitterlich in den seinigen, daß sein Posten so schwer auf ihm liege, und ihn hindere, frei zu seyn, und seiner Liebe zur Philosophie nachzuhangen. Und hierin allein war er unter dem So-

krates, der ein Mensch auf der Erde seyn wollte, und dessen Philosophie ganz thätig war. Plato widerrieth ihm nachdrücklich abzudanken, und predigte ihm die Liebe des Vaterlandes, als Pflicht eines Philosophen, und vor allen Dingen, daß er seinen Posten behalten sollte, wenn es auch nur aus Furcht irgend eines bösen Nachfolgers wäre.

Es giebt keine Tugend, die dem Archytas nicht zugeschrieben würde. Er war überaus schamhaftig in seinen Handlungen und in seinen Reden, und mochte gelegentlich ein weniger anständiges Wort, das er brauchen mußte, lieber schreiben als aussprechen. Wie gut und natürlich er in seinem Betragen gewesen, erhellet unter andern daraus, daß er sehr oft die Kinder seiner eigenen Sclaven zu unterrichten und mit ihnen zu spielen pflegte.

Wir haben noch einige von seinen Werken und Sprüchen. Er wollte, den Knaben und Mädchen sollte einerlei Erziehung gegeben werden. Er sagte: die Seligkeit bestünde darin, daß man im Glück von der Tugend Gebrauch mache. Seine Definition der Tugend war: sie sey die beste Haltung in den Theilen der Seele, die keine Beziehung auf den Verstand haben.

Horaz spricht von seinem Tode in der 28. Ode, B. I.

Te maris et terrae, numeroque carentis arenae
Mensorem cohibent, Archyta,
Pulveris exigui prope litus parva Matinum
Munera: nec quicquam tibi prodest,
Aërias tentasse domus animoque rotundum
Percurrisse polum, morituro etc. etc.

Seite 503. Dies Mährchen des Hypsikles scheint etwas sonderbar: mich verbinden daher der Eifer und die Pflicht eines Commentators, hier beizubringen, was ich zum Behuf des Systems, welches er darin vorträgt, habe auffinden können.

1) Die Tradition der Arkadier, deren er erwähnt, wird von Plutarch, Lucian, und einer Menge anderer Schriftsteller der Alten bestätigt.

2) Die Sprüchwörter der Aegypter und andrer Völker mehr, welche das hohe Alterthum einer Sache durch den Ausdruck; vor dem Monde, oder: ehe der Mond die Erde beschien, anzudeuten pflegten, findet man häufig bei den Alten angeführt.

3) Die beinah unter allen Völkern der Welt ausgebreitete Sage von einem goldenen Weltalter, von einem Paradiese, von einem glücklichen, durch Krankheiten, Kriege, Ueberschwemmungen oder andere Plagen nicht gestörten oder verkürzten Leben, ist bekannt, und es ist wahr, daß wenn man die Achse der Erde auf der Fläche ihrer Bahn senkrecht gestellt annimmt, alle Bewegungen der Luft, des Wassers und der Erde in derselbigen Richtung und in parallelen Flächen erfolgen, und daraus alle jene Gleichförmigkeiten und Homogenitäten entspringen müssen, von denen der gelehrte Priester zu Biblos spricht.

4) Der erste Komet, dessen die Astronomen erwähnen, erschien in dem Zeichen der Fische im Jahr 2312

vor der christlichen Zeitrechnung, das ist im Jahr der allgemeinen Fluth. Er durchlief den ganzen Thierkreis in einer Zeit von 29 Tagen. Der berühmte Hevel führt ihn in seiner Kometographie nach des Heinrich Eckstormius Geschichte der Kometen an, und dieser nahm ihn aus des David Herlicii Beschreibung der Kometen von 1607, der ihn von den Morgenländern hat.

Der gelehrte Astronom, Pater Riccioli, in seinem Almagest, und der berühmte Struyk in seiner allgemeinen Erdbeschreibung, schweigen zwar von diesem Kometen, und mehrere große Astronomen haben aus einer so willkührlich angenommenen, so alten, und dem Anschein nach ungereimten Beobachtung nicht viel gemacht; weil sie ihnen in ihren Untersuchungen zur Gründung einer Theorie über diese Sterne von keinem Nutzen seyn konnte.

Gleichwohl, wenn man diese wahren oder falschen Beobachtungen ohne Vorurtheil betrachtet, wird man es viel vernünftiger finden, zu glauben, daß wir sie einer uralten Sage zu verdanken haben, als daß sie zu einer gewissen Absicht erdichtet worden sey: denn diese Absicht würde sich jedem Astronomen verrathen haben; einer Seits, durch die Zeit der Revolution, die einerlei mit der Zeit der scheinbaren Revolution des Mondes ist, und anderer Seits dadurch, daß man diesen Kometen den ganzen Thierkreis durchlaufen läßt, welches wegen der Kleinheit der Kometen, und wegen der ungeheuern Länge der großen Achse ihrer Bahn für

keinen derselben möglich ist, ohne daß er durch seine Nähe und die Wirkung der Erde auf ihn gezwungen würde, bei uns zu bleiben, wie Hypsikles uns solches von dem Monde sagt. Wenn aber irgend ein Betrüger eine solche Absicht gehabt hätte, woher käme es alsdenn, daß weder er noch sonst jemand, seit länger als einem Jahrhundert, diesen Betrug genützet hätte, um dieß System des Hypsikles auszukramen, in Zeiten, wo man vor unendlich ungereimteren Neuheiten nicht erschrickt? Nehmen wir jetzt an, daß wir die Kenntniß dieses Kometen irgend einer alten Sage schuldig sind, so braucht sie nicht sehr alt zu seyn, um in einen Zeitraum zu fallen, wo die Astronomen noch außer Stand waren, eine Absicht, wie diejenige, deren ich gedacht habe, sich vorzusetzen; folglich vermehrt die geringe Wahrscheinlichkeit, daß sie eine Beobachtung, die mit verschiedenen Wahrheiten von einer ganz andern Natur zusammentrifft, und also ein sehr natürliches Ganzes ausmacht, durch Zufall erdichtet haben sollten, die entgegenstehende Wahrscheinlichkeit ganz außerordentlich, daß die Beobachtung im Grunde nicht erdichtet sey.

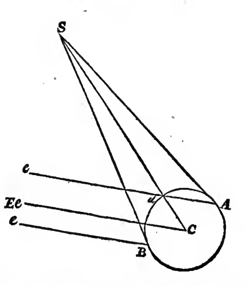
5) Wenn wir den Mond durch ein aus zwei der stärksten und vollkommensten achromatischen Perspektiven zusammengesetztes Binocle*) betrachten, und in ihm alsdann einen kalkartigen Körper sehen, ein Caput

*) Ein besonderes Sehrohr, durch welches mit beiden Augen zugleich gesehen wird.

mortuum, verglaset*) an einigen Stellen, und auf dessen Oberfläche Millionen zerplatzte Bläschen beweisen, daß dieser Körper im Flusse gewesen sey, so wird es augenscheinlich, daß der Mond ein Komet war, der in seinem Perihelio, weil er der Sonne zu nahe kam, in diesen Zustand ist gebracht worden, uud der hernach beim Fortrücken auf seiner Bahn so dicht neben der Erde vorbeigegangen ist, daß er bei ihr hat bleiben, und um sie her seinen Lauf nehmen müssen. Bedenken wir endlich jenes Wanken des Mondes, vermöge dessen er uns allezeit beinahe dieselbe Seite zukehrt; so wird es klar, daß seine gegen uns gerichtete, und die entgegengesetzte Halbkugel, nicht von gleicher specifischer Schwere sind, woraus sein ehemaliger Zustand der Flüssigkeit sehr wahrscheinlich wird; seine wahre Gestalt möchte denn wie ein Unschlittstropfen seyn, welches noch mehr beweisen würde, daß er zuvor im Fluß gewesen sey.

Uebrigens kommt dem Priester des Adonis, was die Astronomen und Physiker auch einwenden mögen, dieses noch zu Statten, daß die Drehung um sich selbst, und der senkrechte Stand der Achse auf der Fläche der Bahn, bei jedem Planeten, der irgend einen Kreis um seine Sonne beschreibt, ein nothwendiger Zustand sey.

**) Dieß macht die bei Gelegenheit der Sonnenfinsterniß vom 24. Junius 1778, von den Herren von Ulloa und Desoteux, in einer großen Entfernung von einander gemachte Beobachtung begreiflich, nach welcher sie im Monde einen hellen durchscheinenden Fleck wahrgenommen haben.



Denn wenn der Planet A. B.*) nach dem Mittelpunkt einer Sonne S gezogen wird, so werden alle seine Theile A, d, B, in ihren Richtungen BS, dS, AS, ebenfalls nach diesem Mittelpunkt gezogen. Geben wir nun ferner diesem Planeten, durch irgend einen Antrieb, die Bewegung einer geworfenen Kugel nach der Gegend E, so werden alle seine Theile, jeder in seiner Richtung Be, Ce, Ae, die alle parallel sind, dieselbige Bewegung haben. Nun ist augenscheinlich, weil der Winkel SBE größer ist, als der Winkel SAe, daß der Theil B, in seiner Richtung Be, seiner Richtung nach S, BS, vielmehr entgegen wirkt, als der Theil A, in seiner Richtung Ae, seiner Richtung nach S, AS. Folglich

*) S. die Figur.

ist die Wirkung der anziehenden Kraft nach S, größer in A als in B, und das Gleichgewicht zerstört. Der Planet A B wird also nothwendig eine Drehung um sich selbst, aus A, durch d, nach B erhalten, und der eine Pol der Achse dieser Umdrehung der Punkt C, und der andere Pol, der entgegengesetzte Punkt seyn; das heißt, diese Achse muß auf der Fläche der Bahn durchaus senkrecht stehen. Da nun dieser Zustand eines Planeten, der durch irgend eine Bahn um seine Sonne läuft, aus gegenseitigen Verhältnissen zwischen ihm und seiner Sonne, und aus der Modification seiner projectiven oder fortrückenden Bewegung nothwendig fließt, so folgt daraus, daß wenn ich an einem Planeten diesen Zustand verändert finde, die Ursache davon in einer fremden Kraft gesucht werden müsse. Nun sehe ich, daß die Erdachse, mit einem Winkel von 66°, 31′, auf der Fläche ihrer Bahn sich neigt, und muß auf eine Kraft von außen schließen, welche diese Wirkung hervorbringt. Diese Kraft aber, wo anders wäre sie zu suchen, als in demjenigen Körper, welcher unserer Erde am nächsten, dessen Wirkung auf alle ihre flüssigen Theile so merklich, und in dessen Bewegungen noch so viel unregelmäßiges ist: nämlich im Monde?

Man wird sagen, der Mond sey vielleicht mit der Erde zugleich gebildet worden. Dieses halte ich für unmöglich, aus zwei Gründen:

1) Wäre der Mond in demselben Augenblicke mit der Erde zugleich gebildet worden, so hätte er, in was für ein lokales Verhältniß mit der Erde er auch gesetzt

worden wäre, nach allen Gesetzen der Dynamik, nur Ein Ganzes mit ihr ausmachen können; ein einziges System, welches seine Bewegung um die Sonne mit der größten Regelmäßigkeit fortgesetzt hätte.

2) Konnte der Mond nicht eher die Neigung der Achse unserer Erde bewirken, als nachdem diese schon an den Polen eingedrückt, und am Aequator erhaben war. Diese beiden Eigenschaften konnte sie aber nur durch die Centrifugalkraft erhalten, welche die Folge ihrer Drehung um sich selbst ist. Wurde sie nun mit dem Monde zugleich gebildet, so hatte sie damals noch keine Drehung um sich selbst, und keine bestimmte Achse, sie war nicht eingedrückt, sondern vollkommen sphärisch; und so hätte irgend eine vollkommene Regelmäßigkeit entstehen müssen, welche sich nicht findet. Die Erde und der Mond sind also nicht zu gleicher Zeit hervorgebracht worden, wenigstens nicht mit ihren gegenwärtigen Verhältnissen.

Wir sehen hier mehrere Sachen von sehr verschiedener Natur, die alle zu einem Ziel zusammen treffen. Wie viel Sachen aber von verschiedener Natur zusammen treffen müssen, um ein Factum außer Zweifel zu setzen, dieß ist ein Problem, welches bis jetzt noch nicht aufgelöst worden ist. Die Natur einer homogenen Curve zu bestimmen, sind mehr nicht als drei Punkte erforderlich.

Dieß ist alles, was ich über das Mährchen des Hypsikles zu sagen weiß. Es ist die Sache der Naturlehrer, Astronomen und Geometer, darüber zu entschei-

den. Ich für meine Person schränke mich auf den Wunsch ein, daß die Entdeckung eines anderweitigen Mährchens dieses guten Priesters mich bald wieder in den Stand setzen möge, mein Handwerk zu treiben.

Seite 536. Und lehrte ihn aufs neue das Gegenwärtige mit dem Zukünftigen zu verbinden.

Diese Stelle, und was vorhergeht, scheint etwas Licht auf einen Gedanken des Pythagoräers Alkmäon, den Aristoteles uns aufbewahrt hat, zu werfen.

„Τοὺς γὰρ ἀνθρώπους φησὶν Ἀλκμαίων ἀπόλλυσθαι, ὅτι οὐ δύνανται τὴν ἀρχὴν τῷ τέλει προσάψαι· κομψῶς εἰρηκὼς, εἴ τις ὡς τύπῳ φράζοντος αὐτοῦ δέχοιτο, καὶ μὴ διακριβοῦν ἐθέλοι τὸ λεχθέν.“

„Die Menschen, sagt Alkmäon, kommen dadurch um, daß sie den Anfang mit dem Ende, oder das Princip mit dem Zwecke nicht zusammen zu bringen wissen. Ein schöner Gedanke, wenn man ihn nicht im strengen Verstande, sondern bildlich nimmt.“

